

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

KAMP
kompakt | 6 |



Peter Hundertmark / Hubertus Schönemann (Hrsg.)

Pastoral hinter dem Horizont

Eine ökumenische Denkwerkstatt

Peter Hundertmark / Hubertus Schönemann (Hrsg.)

Pastoral hinter dem Horizont

Eine ökumenische Denkwerkstatt

Die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) in Erfurt ist eine Einrichtung der Deutschen Bischofskonferenz. Sie hat den Auftrag, die Entwicklung der Pastoral der Kirche in Deutschland unter einer evangelisierenden Perspektive zu unterstützen.

Die Reihe *KAMP kompakt* erscheint in unregelmäßigen Abständen und will Multiplikatoren und Multiplikatorinnen sowie Interessierten in gebündelter Form Ergebnisse der Arbeitsstelle und pastoral relevante Diskurse zugänglich machen.

Impressum

KAMP kompakt, Band 6

Herausgeber:

Bischöfliches Ordinariat
Hauptabteilung I – Seelsorge
Webergasse 11
67346 Speyer

Katholische Arbeitsstelle für
missionarische Pastoral
Holzheienstr. 14
99084 Erfurt

Telefon: 06232 / 102 310

Telefon: 0361 / 54 14 91 – 0

Fax: 06232 / 102 407

Fax: 0361 / 54 14 91 – 90

E-Mail: seelsorge@bistum-speyer.de

E-Mail: sekretariat@kamp-erfurt.de

Internet: www.bistum-speyer.de

Internet: www.kamp-erfurt.de

Redaktion: Peter Hundertmark, Hubertus Schönemann

Layout: Jörg Termathe

Alle Internetquellen wurden am 13.12.2017 überprüft.

© 2017 Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral, Erfurt
und Bischöfliches Ordinariat, Hauptabteilung I – Seelsorge, Speyer

ISSN 2195–9005

Inhaltsverzeichnis

Pastoral hinter dem Horizont. Eine ökumenische Denkwerkstatt 6

Wandel und Unsicherheit

Wandel aus erneuerbaren Energien *Christian Hennecke* 10

Das Zugabteil wird abgeschafft! Oder: Warum soll man eigentlich Christ sein (oder werden)? *Tobias Kläden* 16

Heisenberg oder: eine unscharfe Theologie *Maria Herrmann* 22

Spirituelle Grundhaltungen

Glaube, Hoffnung und Liebe als pastoraler Horizont 28
Markus-Liborius Hermann

Mit spirituellen Unverträglichkeiten umgehen *Arnd Bünker* 35

Die Gottesfrage hinter dem Horizont. Für eine Pastoral des Zulassens *Lissy Eichert* 41

Den Energien folgen *Elisabeth Neuhaus* 49

Ich weiß es nicht ... – Gott sei Dank *Theres Spirig-Huber* 54

Geistliche Prozesse

Wie kommt ein geistlicher Prozess in Gang? Einige Voraussetzungen und Ideen auf der Basis der Ignatianischen Spiritualität *Hermann Kügler SJ* 62

Geistliche Prozesse und der Unterschied zwischen Ziel und Mitteln *Michael Dörnemann* 69

Tiefe und Weite. Von geistlichen Veränderungsprozessen und der Ermöglichung kreativer Selbstdistanz *Christopher Maafs* 73

Pastoralplanung und Kirchenentwicklung

Pastoralplanung und der Horizont der Pastoral – eine Verhältnisbestimmung *Arnd Bünker* 79

Auf dem Weg zu einer visionären Praxis. Syntax nachhaltiger Kirchenentwicklung *Valentin Dessoy* 83

Kirchliche Strukturen und Organisation

Glaube und Kirche im postmodernen Individualismus *Peter Hundertmark* 101

Das Wort ereignet sich. Christsein und kirchliche Institution *Hubertus Schönemann* 112

Kybernetik – zur Zukunft einer vergessenen theologischen Disziplin *Steffen Schramm* 125

Sammlung und Sendung

„Hinter dem Horizont geht’s weiter ...“ – Ein Zielbild der Kirche in Vorarlberg im Jahre 2040 *Thomas Berger-Holzknicht* 135

Mehr Pastoralgemeinschaft wagen! *Ulrich Feeser-Lichterfeld* 144

Suchbewegungen – Kirche sein und werden *Jochen Wagner* 149

Glauben? Gern! Aber ohne Gemeinde! *Peter Hundertmark* 157

Kirche als Randerscheinung *Sebastian Mutke* 164

Erkundungen

Kontext und Horizont. Wer hinter den Horizont schauen will, muss 172
den Kontext davor verstehen *Klemens Armbruster*

Mission (im) #neuland *Elaine Rudolphi* 177

Migranten – Rückgrat der Pastoral von morgen *Brigitta Sassin* 182

Die Arbeit mit Gefangenen als Exempel für Kirche als 190
Betroffenenbewegung *Angelika Lang*

Eine FRAG-DICH-BOX für neuen missionarischen Schwung 198
Martin Fenkart

Autorenverzeichnis 204

Pastoral hinter dem Horizont

Eine ökumenische Denkwerkstatt

Peter Hundertmark und Hubertus Schönemann

Eine Denkwerkstatt sollte es sein, ein „Brutkasten“, eine Ideenschmiede, die Tagung, die vom 19. bis zum 22. Juni 2017 auf dem Odilienberg im Elsass stattfand. Die Veranstalter, die Hauptabteilung Pastoral des Bistums Speyer und die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) in Erfurt wollten das pastorale Nachdenken und den Austausch in vielerlei Hinsicht entgrenzen. So kamen die Teilnehmer*innen aus verschiedenen Kirchen und kulturellen Kontexten, aus verschiedenen Ländern im französischen Elsass zusammen: Querdenker, bunte Vögel, charismatische Personen, die mit einem bestimmten „Anliegen“ spirituell und in der Pastoral unterwegs sind, Gemeindegründer, Organisationsberater, Menschen, die für geistliche Prozesse Verantwortung tragen, sowie Personen, die in Bistümern Linienverantwortung für die Gestaltung von Pastoral wahrnehmen.

Der Odilienberg, ein „durchbeteter“ Ort, seit 1400 Jahren geistliches Zentrum des Elsass, gelegen auf fast 800 Metern über der Rheinebene, ermöglichte einen Blick der Vogelperspektive von außen auf Deutschland. Die heilige Otilie als Patronin, blind geboren und dann zum Sehen gekommen, wies symbolisch den Weg: Erblicken, was wirklich (wichtig) ist. Auch die Art und Weise des Arbeitens verließ die üblichen Rituale theologischer Tagungen: Den Teilnehmer*innen sollte ermöglicht werden, eigene Themen, Ideen und Expertise miteinander in möglichst offenem Dialog weiter zu bearbeiten und heranreifen zu lassen. Umrahmt und spirituell eingebunden wurde das Tagungssetting durch einen biblischen Tageseinstieg morgens, einen angeleiteten geistlichen Tagesrückblick und eine sich anschließende Resonanzrunde abends. Theresa Spirig-Huber und Thomas Berger-Holzknacht hatten diese Aufgabe übernommen und brachten sich mit der spezifischen Achtsamkeit auf spirituelle Prozesse in die Gesamtleitung der Tagung ein.

Begonnen als „Marktplatz“, reich bestückt mit eingebrachten Themen, wandelte sich die Veranstaltung mehr und mehr zum Laboratorium für eine ganz grundsätzliche pastorale Fragestellung für Gegenwart und Zukunft von Kirche: Wie umgehen mit der Diversität von pastoralen Vorstellungen, religiösen Praktiken und kirchlichen (Leit-)Bildern? So wurden die Tage auf dem Odilienberg – im Gelingen und im Scheitern, in gegenseitiger Verständigung und bleibendem Unverstehen, in wechselseitiger Annäherung und immer auch wieder in verletzender Abgrenzung – zum Muster und zum Testfall für eine gesellschaftliche Wirklichkeit, die die Realität von Kirche prägen wird. Durch das offene Tagungsformat ohne Vorträge, organisierte Workshops und inhaltliche Vorgaben der Leitung wurde die Tagung zunehmend selbst zum Prozess, den es zu gestalten und auszuhalten galt. Eine Teilnehmerin sagte in einer Plenumsrunde: „Hier inszeniert sich etwas, das pastoral gebraucht wird: Prozesse, in denen wir aushandeln müssen, wie es geht.“ Und ein anderer: „Ich muss selbst Verantwortung dafür übernehmen, dass meine Themen zur Sprache kommen, dass die Zeit eingehalten wird, dass ich von den anderen verstanden werde.“ Zugleich zeigte sich, welche Kraft, aber auch Gewalt die Dynamik einer Gruppe entwickelt und wie schwer es ist, solche Prozesse offen und darin alle Teilnehmer*innen wertschätzend im Blick zu halten. Jenseits aller inhaltlichen Ergebnisse wurde durch diese Tagung deutlich, wie unbedingt notwendig eine gründliche Schulung in Moderation, spirituell offener und offenhaltender Animation und Gruppendynamik künftig zur Basisqualifikation pastoral Handelnder gehören muss.

Der Verlauf der Veranstaltung zeigte überdeutlich: Es geht pastoral jetzt schon – und zukünftig noch mehr – um offene Aushandlungsprozesse unter (Glaubens-) Geschwistern, um Verzicht auf die Illusion linearer autoritativer Steuerung und um das achtsame Bearbeiten von Ambivalenz und Heterogenität. Dabei lief immer der „rote Faden“ mit, wie dieser und andere Prozesse als „spirituell dynamisierte Prozesse“ möglichst inklusiv und kontextorientiert gestaltet werden können, um nicht aufgesetzte Ideologie zu sein, sondern möglichst viele Betroffene zu Beteiligten zu machen. Dies müsse auf vielen Ebenen der Kirche – auch auf der Ebene der Leitungsverantwortlichen in Kirche – eingeübt werden, meinte eine Teilnehmerin. Auch hier sind die Lernprozesse noch kaum über die ersten Schritte hinausgekommen.

Es zeigte sich auch, dass wir uns offenbar in einer Endzeit der Kirche als „Institution“ befinden und auf dem Weg sind hin zu neuen Formen des Zusammenwirkens: Netzwerke, Dialoge, Koppelungen und andere Formen von Partizipation und Entscheidungsfindung. Inklusion und Respekt, bleibende Diversität und Suche nach punktuell handlungsleitendem Konsens, notwendige Entschiedenheit und aufgegebene Komplexität sind dabei immer wieder klug auszubalancieren. Die Fähigkeit, in komplexen Situationen „auf Sicht“ zu navigieren – immer auch gegen die eigenen Versuchungen zur Komplexitätsreduktion, so zeigte sich in der Metareflexion zum Tagungsgeschehen – wird ebenfalls zu den Basisqualifikationen pastoraler Akteur*innen „hinter dem Horizont“ gehören.

Lange wurde darum gerungen, wie man den „Horizont“ der Pastoral verstehen könne. Mehr und mehr zeigte sich: Der Horizont markiert nicht primär eine Zukunft, die man zu antizipieren suchen muss, um Ängste zu minimieren und Handlungsmotivationen freizusetzen. Es geht nicht darum, wie weit wir blicken können und was wir „dahinter“ erwarten. Horizont bedeutet eine unvermeidliche, aber potentiell heilsame Unterbrechung. Von „hinter dem Horizont“ kommt eine unverfügbare Zukunft – die Zukunft Gottes für seine Kirche – auf uns zu. Es geht darum, gleichzeitig das offene Horchen auf das Zukommende zu wahren und den Weg zum Horizont, der sich ja im Gehen immer weiter nach hinten schiebt, im Hier und Jetzt miteinander zu gestalten. Dabei kam auch eine Vielgestalt weiterer Horizonte in Blick, die hier und jetzt da sind, trennen und zugleich neue Dimensionen des Evangeliums erklingen lassen, wenn man sich von Kolleg*innen, die hinter dem eigenen Horizont leben und arbeiten, erreichen lässt. So zeigt beispielsweise eine Pastoral von den Rändern her die Charismen der „Randgruppen“ (Migrant*innen als Ausgangspunkt einer neuen Pastoral, Erfahrungen der Berufung zum Glauben im Strafvollzug etc.).

Was in dieser Komplexität gesellschaftlicher und pastoraler Herausforderungen „im Sinne Jesu Christi zu handeln“ heißt, dafür kann es keine Blaupause und keine Vorab-Sicherheit geben. Es ereignet sich und ist hochgradig abhängig vom Kontext und den jeweils ko-agierenden Personen. Der Horizont ist die andere Wirklichkeit Gottes, des ganz Anderen, die es in der Pastoral ernst zu nehmen gilt. Das macht veränderte Pastorallogiken und neue Rollenbilder für die pastoral handelnden Subjekte nötig.

Die Denkwerkstatt „Pastoral hinter dem Horizont“ bot also für einige Tage einen intensiven Einblick und ein Eintauchen in die Tiefenstruktur des Diskurses über die Zukunft von Glaube und Kirche, die jetzt schon anfängt. Viele Teilnehmer*innen äußerten sich am Ende, dass sie inspiriert, aber auch irritiert worden seien, dass Seitenwege beschritten und Fragen aufgeworfen wurden, die sie sich noch nie gestellt hatten. Der Odilienberg war eine kleine Abenteuerreise, angefüllt mit Themen, bereichert durch Begegnungen mit „ganz anderen“ Personen und deren Ansichten und Zielbildern und ermutigte die Beteiligten, die Energien im Volk Gottes und der Gesellschaft wahrzunehmen, zu entdecken und Räume für Wachstum zu gestalten.

Jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin war gebeten, über ein selbst gewähltes zentrales Thema, das bei der Denkwerkstatt eine Rolle gespielt hat, ein Essay zu verfassen. Diese Sammlung liegt nun hier vor. Ausdrücklich sind die Themen und Formen der Bearbeitung nicht harmonisiert worden, sondern entsprechen der Vielfalt der Beteiligten. Die Herausgeber hoffen darauf, dass die Lektüre dieser Textsammlung eigene kreative Prozesse bei der Leserschaft in Gang bringt. Sie hoffen ebenfalls darauf, dass solche Prozesse zu „Leben in Fülle“ (vgl. Joh 10,10b) im Sinne des Evangeliums beitragen, so vielfältig und widersprüchlich das auch sein mag.

Wandel aus erneuerbaren Energien

Christian Hennecke

Es ist beeindruckend und herausfordernd. Die Menge an Windrädern und Sonnenkollektoren, die nichtüberholbaren Windrädertransporte auf den Autobahnen – all das zeigt eine langfristige Veränderung an, die gesellschaftlich und politisch massiv gefördert wird. Die Nutzung erneuerbarer Energien ist zur Zukunftsoption geworden – zweifellos in einem langen Prozess, der hinter uns, und aber auch noch vor uns liegt. Mehr als zwanzig Jahre. Und hatte nicht Papst Benedikt im deutschen Bundestag davon gesprochen, dass gerade die Fragen nach der Bewahrung der Schöpfung und dem Aufbruch der ökologischen Bewegung ein echtes Zeichen der Zeit seien?

Epochenwechsel. Klimawandel. Energiewende. Diese Stichworte inspirieren einen Übertrag auf Entwicklungsprozesse der Kirche. Denn ganz offensichtlich stehen wir in unseren kirchlichen Gefügen vor einem mindestens ebenso tiefgreifenden Umbruchsprozess. Und die eigentliche Frage ist ja, ob wir ihn tiefgreifend genug entdecken – oder nicht doch zu kurzatmig in Paradigmen gefangen bleiben, die uns ja auch selbst betreffen.

Grundannahmen

Das Volk Gottes wandert, lebt in Zelten und in Übergängen „auf dem Weg durch die Zeit“. Und das Spannende und Herausfordernde der theologischen Vision, die seit Abram und seinem Aufbruch wie ein Stachel im Fleisch jeder „Verfestigung“ kirchlicher Strukturen steckt, ist die Nicht-Fixierbarkeit einer kirchlichen Gestalt samt ihrer Organisation. Und das hat genau damit zu tun, dass in der Logik der Menschwerdung Gottes eine Logik der kenotischen Inkulturation liegt, die immer neue Transformationsprozesse herausfordert: Das Evangelium gewinnt eben dann Kraft, wenn es sich ganz hineinverliert in die Welt von heute. Wenn also die Vision vom himmlischen Jerusalem und vom Reich Gottes als Ziel der geistgeführten Wanderung des Volkes Gottes beschrieben werden kann,

dann gilt ja auch, dass es ständiger Aufbrüche, ständiger Reformationen und ständiger Abbrüche bedarf – die Wandlung ist nicht umsonst der Kern des christlichen Glaubens.

Das ist schwer zu ertragen. Denn wir tendieren dazu, uns einzurichten und auch Organisationen aufzubauen, die vielleicht dem jeweiligen Zeitgeist und seinen Logiken entsprechen müssen, aber eben keineswegs normativ sind für die Dynamik des Geistes. Dann sitzen wir fest eingefügt in Systemgefügen, die zweifellos ihre Berechtigung hatten – aber eben nur eine zeitgeeignete Variante sind, die wir verlassen müssen, wenn wir den Zeichen der Zeit entsprechen wollen. Und das sollten wir tun, denn: Es ist ja nicht unsere Kirche, es ist eine dynamische Wirklichkeit des Geistes Gottes, der weitaus kraftvoller und machtvoller ist als jedes Gefüge an Bildern und Strukturen und Prägungen, die wir selbst errichten können.

Ein schmerzhafter und geistvoller Prozess

Wir wehren uns gegen Veränderungen. Wir führen weiter, was wir gelernt haben. Wir optimieren gerne Systeme und beklagen die Systemstarren in Gemeinden und Ordinariaten. Aber vielleicht geht es gar nicht darum. Vielleicht steht uns eine Wende ins Haus, die wir nie freiwillig begrüßen würden, weil sie uns den Boden unter den Füßen wegzuziehen scheint. Ich erinnere mich an eine Aussage des anglikanischen Bischofs John Finney. In seiner Analyse anglikanischer Wandlungsprozesse ironisierte Finney die Unfähigkeit der anglikanischen Bischöfe, Veränderungen prospektiv zu gestalten: "Then the Holy Spirit spoke the language every bishop understands: Money talks." Der Zusammenbruch einiger finanzieller Versorgungssysteme – die Ursachen sind nicht wichtig – führte zur Erkenntnis, dass es nicht mehr weiterging. Schon lange hatte sich alles verändert, aber mit Geld konnte man trotzdem weitermachen wie bisher – und Erneuerer als Hofnarren durften nebenherlaufen. Zentraler Faktor der Veränderung war nun das Fehlen des Geldes, um ein bestimmtes Systemgefüge weiterlaufen zu lassen. Das System kollabierte. Ich finde, das ist eine interessante These. Sie würde nämlich unterstreichen, dass der Geist Gottes sich – wie zu Pfingsten – einlässt auf die verstehbare Sprache der Adressaten und ihnen deswegen auch zu verstehen geben kann, wenn Neues entstehen soll.

Das Fehlen von Geld ist nun in der deutschsprachigen Landschaft ein ständig gefühltes Problem (trotz hoher Einnahmen) und führt zur Erkenntnis, dass die Art unseres hoch institutionalisierten Kircheseins offensichtlich an ihr Ende kommt. Geld ist nur scheinbar ein Energieträger – vor allem dann, wenn es verbraucht ist, ist es weg. Und wenn Geld fehlt, so der Eindruck, können wir nicht mehr richtig Kirche sein – oder doch mindestens nicht mehr so, wie es uns seit Menschengedenken (seit den sechziger Jahren) selbstverständlich war und mit einem bestimmten Wohlfahrtskapitalismus gekoppelt ist.

Der Heilige Geist nutzt – in dieser Sichtweise – dann zurzeit auch noch eine andere Sprache: Die immer kleiner werdende Zahl von Priestern und das geringer werdende Interesse an kirchlichen Berufen wird die Kirche nachhaltig verändern und fordert zu einer gänzlich anderen Form des Kircheseins heraus. Es ist nicht nur für Bischöfe, sondern auch für die Christen in Gemeinden eine immense Herausforderung, Kirche gerade in ihrer sakramentalen Versorgungsgestalt neu zu denken. Wir sehen gerade im europäischen Zusammenhang, wie sich die Kirchen dagegen wehren. Die deutsche Kirche nimmt weithin unreflektiert Priester der Weltkirche in ihren Dienst – einfach, weil finanzielle Mittel zur Verfügung stehen. Und die Vermutung ist nicht aus der Luft gegriffen, dass damit die Erwartung verbunden ist, dass das Systemgefüge weiter erhalten werden kann, möglichst lange noch. Das gilt auch dann, wenn die evangelische wie die katholische Kirche auf Ruheständler zurückgreift, um den Regelbetrieb zu erhalten. Man sieht – es gibt eine Systemerwartung zum Betriebserhalt.

Zu erwarten ist, dass diese Maßnahmen und auch der ständige Spardruck zu einer grundlegenden Überforderung des Systems führen werden. Zu erhoffen ist, dass es zu der Erkenntnis kommt, dass diese Herausforderungen im Tiefsten einen Umbruchsprozess ernötigen und dass dieser Umbruchsprozess zum geistvollen Weg Gottes mit seinem Volk gehört. Das ist vielleicht eine unerhörte These. Kann es sein, dass wir als Kirche uns neu ausrichten müssen – in einer Radikalität, die uns selbst erschreckt? Aber ist es nicht so, dass der Geist Gottes nicht nur aufbaut, sondern niederreißt? Und ist eine Systemveränderung schon jemals aus Einsicht geschehen, nicht vielmehr aus Not?

In der Nacht

Damit wäre es möglich, die derzeitige Situation und das derzeitige sich polarisierende Gesprächsklima kirchlicher Umbruchsprozesse geistlich radikaler zu deuten, ohne es spirituell zu entschärfen, sondern im Gegenteil zuzuspitzen. Wer den Diskussionen um die Zukunft der Kirche in der Theologie folgt, wer die endlosen Reformprozesse der Diözesen wahrnimmt, der wird unschwer Zeichen großer Desorientierung entdecken. Und auch die Unfähigkeit, aus dem System heraus zu denken. Denn es geht weder um größere pastorale Räume und die Unmöglichkeit personaler Seelsorge, weder um die Erhöhung des Verwaltungsaufwandes und das Kleinerwerden der Institution noch um die selbstreferenziellen Diskussionen. Und es geht zunächst auch nicht um die eine oder andere Korrektur einer hierarchie- und institutionenfixierten Kirchengestalt, auch nicht um die Frage, wo denn Geld investiert werden müsste – und letztlich auch nicht um die Frage, welche Menschen zu kirchlichen Ämtern zugelassen werden, so bedeutsam diese Fragen alle auch sind.

Es geht schlicht um eine Erkenntnis: Wir sind einem Umbruchsprozess ausgesetzt, der die Gestalt der Kirche tiefgreifend verändert, und zwar nicht nur Wege und Methoden, Menschen das Evangelium neu nahezubringen. Nein, es geht wirklich um einen Sterbeprozess und ein Neuwerden. Und das ist irritierend und desorientierend. Mit offenem Ausgang. Klar ist nur: jedes Festhalten wird diesen Prozess nur verzögern. Ja, die Mahnung Bonhoeffers gilt auch uns. Er schreibt 1944: „Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein. Darum müssen frühere Worte kraftlos werden und verstummen, und unser Christsein wird heute nur aus zweierlei bestehen: im Beten und Tun des Gerechten unter den Menschen. Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums muss neu geboren werden aus diesem Beten und diesem Tun. Bis du groß bist, wird sich die Gestalt der Kirche sehr verändert haben. Die Umschmelzung ist noch nicht zu Ende, und jeder Versuch, ihr vorzeitig zu neuer organisatorischer Machtentfaltung zu verhelfen, wird nur eine Verzögerung ihrer Umkehr und Läuterung sein“ (Gremmels u. a. 1998, 435 f.).

Wer mag, kann die Epoche, an deren Ende wir stehen, als den Versuch sehen, den Sterbeprozess zu verhindern. Dann würde es sich nahelegen, die jetzige Situation mutig als Läuterungsprozess zu sehen, also als eminent geistlichen Prozess der Umkehr und Selbsterkenntnis, und ja: auch als kollektive Nacht der Kirche. Wohlgemerkt: Es geht nicht um die Menschheit und ihre Gottlosigkeit, sondern um die Kirche und ihre Gestalt, die sich in dieser Nacht verwandeln will.

Aus der erneuerbaren Geist-Energie

Und ehrlich gesagt: Diese Verwandlung liegt auf der Hand. Denn es gilt ja: wer sich aus dem scheinbar normativen Rahmengefüge herausbewegt und sich einlässt auf den Geist, der „das Angesicht der Welt erneuert“ und dafür auch seine Kirche in einen tiefen Läuterungsprozess hineingesteuert hat, der wird nicht so schwer erkennen können, welche Reformation heute ansteht. Dafür aber wird ein bestimmtes Kirchenbild geradezu auf den Kopf gestellt. Und das macht dann Probleme.

Die Kirche entwickelt sich in der Kraft des Geistes. Und das bedeutet dann, dass zu achten ist auf die reichen Energien der vielen Christen auf ihrem Weg, die Initiativen und kreativen Aufbrüche, die – wenig steuerbar – erkennbar werden. Es wird hier schon deutlich, dass hierbei Konfessionalität eine andere Rolle spielen wird. Es wird deutlich, dass es eine immense Vervielfältigung von Formen gibt und geben wird, in denen das Evangelium sich bezeugt und verkündet. Es wird deutlich, dass die Begeisterung aus dem Glauben sehr unterschiedliche Wege geht. Damit aber ändert sich die scheinbar friedfertige Verknüpfung von Gemeinde und Institution. War es in einer hierarchisch-institutionalisierten Kirche der Versorgung deutlich, dass machtvolle Kontrolle, das Geben von Gestaltungserlaubnis in den Händen der Profis und besonders des Klerus liegt und sich daraus auch eine Pseudotheologie des priesterlichen Dienstes ableiten ließ, so ändert sich dies nun fundamental.

Neue Gemeindeformen, neue Initiativen und Aufbrüche, die sich als Frucht leidenschaftlicher und geisterfüllter Sendung zeigen, integrieren sich nicht in vorgegebene Rahmen, sondern es ist geradezu umgekehrt: Nicht ein integrierender

institutioneller Rahmen ist vorhanden, sondern die Institution schützt die integrierende Mitte und ermöglicht so das Wachsen einer Vielzahl von Wegen, wie das Evangelium heute den Menschen unserer Zeit begegnet.

Damit wird Kirchenentwicklung in ein neues Licht gerückt und die Rolle der hierarchischen Institution neu beschrieben: Nicht sie plant einen Aufbruch (was angesichts der systemischen Logik auch merkwürdig anmuten würde), sondern sie begleitet und stützt und schützt das Werden einer neuen (und ihrerseits wiederum provisorischen und fragilen) Kirchengestalt. Nicht rahmende Kontrolle und also Macht ist das Leitwort, sondern Ermöglichung und Wegbereitung für das Wehen des Geistes in den Menschen.

Damit wird noch einmal nachdrücklich deutlich, worum es heute geht: Den Pionieren und den Aufbrechenden zu ermöglichen, aus der (sakramentalen) Fülle der Gegenwart Gottes neue Wege zu gehen. Dann wird auch verständlich, welches die Aufgabe derer sein wird, die im Dienst am Werden des Volkes Gottes sind. Wenn es ihre Aufgabe ist, den Ursprung und die Mitte dieses Weges sakramental zu erinnern und also ins Leben zu bringen, dann geschieht dies im Kontext einer dienenden Sendung an denen, die heute gerufen sind, den „Leib Christi zu erbauen“, der keinen Gestaltvorgaben der Vergangenheit entsprechen wird.

Diese Umkehrung der Verhältnisse ist eigentlich theo-logisch: Kirchenentwicklung ist immer Werk des Geistes, und die Aufgabe einer Institution wird es immer sein, die Freiheit der Entwicklungswege, die Verknüpfung mit der Tradition und die sakramentale Einheit zu gewähren, aus der heraus das Evangelium heute ins Leben kommt. Und dennoch kostet eine solche Entwicklung aus erneuerbaren Geist-Energien einen schmerzhaften Umkehrprozess, eine Loslösung aus Abhängigkeiten und Gegenabhängigkeiten, die keineswegs banal ist. Ein fragiler und gefährdeter Zukunftsweg liegt vor uns – aber dürfen wir nicht vertrauen?

Literatur:

Gremmels, Christian/Bethge, Eberhard/Bethge, Renate (Hg.), Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft (Dietrich Bonhoeffer Werke 8), Gütersloh 1998.

Das Zugabteil wird abgeschafft!

Oder: Warum soll man eigentlich Christ sein (oder werden)?

Tobias Kläden

Die Süddeutsche Zeitung berichtete am 21.10.2017, dass die Deutsche Bahn mit dem kommenden Winterfahrplan das Ende des Zugabteils einläutet (vgl. Denk 2017). Nach und nach wird dann der neue ICE 4 in Betrieb genommen. In den Zügen der neuen Generation gibt es – mit Ausnahme des Kleinkindabteils – nur noch Plätze im Großraumwagen. Es sind Flugzeuge auf Schienen, in die 830 Menschen hineinpassen. Die Bahn kommt damit Kundenwünschen nach. Die Nachfrage nach Abteilplätzen ist seit den Achtzigern kontinuierlich gesunken. Höchstens Bahn-Nostalgiker werden die Abteile vermissen.

Für den Münchener Soziologen Armin Nassehi lässt sich an dieser relativ kleinen Veränderung im Schienenverkehr eine ungleich größere in der Gesellschaft ablesen. Er sieht in öffentlichen Verkehrsmitteln durch die unausweichliche Konfrontation mit Fremden „einen wirklich stabilen Indikator für so etwas wie urbane Toleranz und angemessenen Umgang mit Pluralismus“. Grundlage dafür ist ein „urbaner Habitus“. In ihm drückt sich ein Konsens darüber aus, „sich etwa auf engstem Raum kaum zu berühren, Platz zu machen, Rücksicht zu üben, auf direkten Blickkontakt und Kommunikation zu verzichten“. Es gibt einfach ein „Einvernehmen über wechselseitiges Desinteresse“.

Ist das Kirche oder kann das weg?

Im kirchlichen Kontext wird das Zugabteil noch gemocht. Man schätzt kleine, überschaubare Gruppen. In ihnen soll Kommunikation möglich sein und Gemeinschaft (*communio*) erfahren werden können. Harmonie und Konsens werden angestrebt, Disparität und Anonymität sind suspekt. In ihnen findet statt, was die französische Religionssoziologin Danièle Hervieu-Léger „kommunitäre

Bestätigung“ nennt: Gruppen entwickeln im Laufe der Zeit gemeinsame Überzeugungen, interne Sprachformen, einen eigenen Stil. Der Einzelne übernimmt diese Festlegungen und erfährt so Bestätigung und Zugehörigkeit. Nach und nach wird er in die Praxis der Gruppe hineinsozialisiert (vgl. dazu den Beitrag *Glauben? Gern! Aber ohne Gemeinde!* von Peter Hundertmark in diesem Band).

Jonas Goebel, Vikar in der Nordkirche, schreibt auf seinem Blog *juhopma.de* im Beitrag „Ist das Kirche oder kann das weg?“:

Wenn ich manchmal durch Gemeindebriefe blättere, mir ansehe, was Gemeinden so machen ..., dann stelle ich mir die Frage: Ist das eigentlich noch Kirche oder kann das weg? Da werden Kindergruppen für jedes Alter angeboten, Sportgruppen, Pfadfinder, Jugendgruppen, Bastelgruppen, Selbsthilfegruppen – ja also, wenn wir was können: dann Gruppen. Gruppen in jeglicher Art und Form. Und ist das alles Kirche?“ Goebel vertritt die These, dass die meisten Dinge, die Kirche tut, andere mindestens genauso gut können bzw. umgekehrt, dass die wenigsten Dinge, die wir tun, so nur von Kirche angeboten werden können. Daher sein Schluss: „Wir sollten uns auf das konzentrieren, was außer uns niemand kann.

(Goebel 2017)

Damit lenkt er den Blick genau in die richtige Richtung: Wir müssen fragen, was das denn ist, was außer uns niemand kann. Was ist der Kern dessen, wofür es Kirche gibt? Ob diesen Kern dann tatsächlich „außer uns niemand kann“, ob es wirklich ein Alleinstellungsmerkmal ist, muss man möglicherweise diskutieren. Auf jeden Fall aber ist die Vergewisserung darüber nötig, wofür Kirche da ist. Nämlich nicht dafür, gemütliche Zugabteile zu schaffen, in denen sich die Reise durch die Gegenwart gut aushalten lässt.

Rainer Bucher plädiert dafür, dass die pastorale Praxis sich nicht an der kirchlichen Sozialform orientieren soll – so wie es häufig der Fall ist –, sondern an den Aufgaben der Kirche. Daseinszweck der Kirche ist es also nicht, bestimmte soziale Gebilde aufrechtzuerhalten. Sondern: Kirche muss ihre Aufgaben vom Evangelium her in der konkreten Situation finden – und in Abhängigkeit davon gestalten sich dann die passenden Sozialformen. Die Frage nach der Sozialform ist jedenfalls eine sekundäre, eine weniger wichtige. Wichtig ist die Frage: Warum tun wir das, was wir als Kirche tun?

Die Botschaft des radikalen Gutseins

Damit ist freilich noch nichts darüber gesagt, welche Aufgaben Kirche denn nun konkret hat. Das wird auch je nach Situation und Kontext sehr unterschiedlich sein. Eine grundsätzliche Kriteriologie wird daher einen hohen Abstraktionsgrad haben, wenn sie sich auf viele und unterschiedliche Situationen und Kontexte bezieht.

Einen – aus meiner Sicht – wichtigen und weiterführenden Impuls zur Frage, was denn die Kernaufgabe der Kirche, der Kern der christlichen Botschaft überhaupt ist, gibt die in Frankreich entwickelte „zeugende Pastoral“ (*pastorale d'engendrement*), die Reinhard Feiter und Hadwig Müller in dem von ihnen herausgegebenen Band *Frei geben* im deutschsprachigen Raum bekannt gemacht haben. Christoph Theobald charakterisiert in dem darin enthaltenen Beitrag *Evangelium und Kirche* den Kern des Evangeliums folgendermaßen: Es ist die Botschaft eines radikalen Gutseins, das von Gott verbürgt wird und das allem und allen gilt. Diese Botschaft ist eigentlich eine sehr einfache, sie ist weder schwer zu verstehen noch sehr komplex. Aber sie ist keineswegs offensichtlich und auch nicht im Geringsten selbstverständlich. Die ungeheure Fülle an Leid, Not und Elend auf unserer Erde zeigt ein ganz anderes Bild. Angesichts dessen ist das Evangelium, die positive Nachricht (eu-angelion) kaum zu glauben. Sie hat einen immensen Informationsgehalt – sie übersteigt unser Fassungsvermögen.

Aufgabe der Kirche ist es, diese so unwahrscheinliche Nachricht zu stärken, ihr immer wieder zum Durchbruch zu verhelfen – immer in dem Bewusstsein, dass sie das nicht selbst schaffen kann, sondern dass Gott der eigentlich Handelnde ist. Andererseits bedeutet dies natürlich nicht, passiv die Hände in den Schoß zu legen, denn Gott handelt eben durch seine Geschöpfe – aber dies geschieht immer in der Gewissheit, dass das Gelingen nicht in unserer Hand liegt.

Auf drei Arten kann diese unwahrscheinliche Nachricht gestärkt werden: Sie muss immer wieder umgesetzt werden und Richtschnur des Handelns sein (Diakonie), sie muss immer wieder behauptet und mit Argumenten unterstützt werden (Martyrie), und das *commitment* für sie muss immer wieder bekräftigt werden (Liturgie). Die Diakonie ist dabei der wichtigste, weil basale und grundlegendste Vollzug des Evangeliums, wahrscheinlich auch der zu-

kunftsfähigste und nötigste in einer fragiler werdenden Welt. Christoph Theobald drückt es so aus: „Die Kirche ist also nichts anderes als dieser in der Geschichte immer gefährdete Fortbestand der göttlichen Mission, die Botschaft eines radikalen Gutseins weiterzugeben und zu feiern. Am einfachsten könnte man Kirche definieren als eine Geschichte von Empfangen und Weitergeben und von Präsenzweisen des Evangeliums“ (Theobald 2012, 120).

Die Verkirchlichungsfalle

Eigentlich ist also nicht die Kirche das Subjekt dieser Vollzüge, sondern es sind die einzelnen Menschen, die sie vollziehen, eben die Christinnen und Christen. Christ ist, wer sich vom Evangelium bestimmen lassen will, wer sich an seiner Realisierung (also am Reich Gottes) beteiligen und daran mitarbeiten will. Da dies niemand perfekt kann, es sich dabei also um einen Prozess handelt, spricht man wahrscheinlich besser davon, Christ zu werden (als bereits Christ zu sein). Und genau dafür gibt es die Kirche: um diesen Prozess zu unterstützen.

Kirche ist also nicht selbst Zweck, sondern Mittel oder Instrument für die Realisierung eines Zweckes, nämlich die Verwirklichung der Botschaft vom radikalen Gutsein. Das wird im kirchlichen Kontext oft übersehen, und dann tappt man in die Verkirchlichungsfalle, die der Religionssoziologe Franz-Xaver Kaufmann bereits in den 70er Jahren diagnostiziert hat. Diese Falle besteht darin, das Christliche mit dem Kirchlichen zu identifizieren. Damit vertauscht man aber Mittel und Zweck: Das Ziel des Christseins ist nicht die Bildung der Kirche, sondern umgekehrt sollte das Ziel von Kirche die Entwicklung von Christsein sein.

Pastorales Tun bedeutet dann vor allem, Glaubensprozesse anzuregen, zu begleiten und zu unterstützen – darin besteht die Dienstleistung und der Markenkern der Kirche. Glauben verstehe ich hier nicht im Sinn eines Bündels weltanschaulicher Sätze, die man für wahr zu halten hat, sondern als eine allgemein menschliche Denkform, die sich auf Mögliches bzw. Zukünftiges bezieht, und zwar in einem mich und mein Leben existenziell betreffenden Sinn. Es geht also immer um die Frage, worauf ich (bzw. wir) mein Leben setze (bzw. setzen), welche Optionen ich (bzw. wir) ergreifen und realisieren will (bzw. wollen), welche ungeahnten Möglichkeiten es noch geben könnte. Glauben könnte man dann de-

finieren als das Sich-ergreifen-Lassen von einer erkannten Möglichkeit (Christian Hoppe). Christlicher Glaube bezieht sich auf eine spezifische Möglichkeit, die auf das Leben und die Botschaft Jesu verweist: auf die Realisierung des nahe gekommenen, zum Greifen nahen Reiches Gottes, in dem die Botschaft des radikalen Gutseins – oder kurz: der Liebe – verwirklicht wird.

Wirkliches Desinteresse am Erhalt der Institution

In einem anderen Beitrag im Band *Frei geben* charakterisiert der Politikwissenschaftler Jean-Marie Donegani den Clou der „zeugenden Pastoral“: „Der Bruch, das Neue, liegt [...] in einem wirklichen Desinteresse am Erhalt der Institution. Will nicht alle Pastoral am Ende doch nur Anhänger gewinnen und zum Bestand und Leben der sie aufnehmenden Institution beitragen?“ (Donegani 2012, 69). Warum scheut man vor diesem „wirklichen Desinteresse am Erhalt der Institution“ so oft zurück? Gerade in der deutschen Kirche klingt dieser Satz natürlich noch einmal anders, da sie im Vergleich zur französischen eine viel mächtigere, mit vielen finanziellen und personellen Ressourcen ausgestattete Institution ist. Niemand gibt gerne freiwillig Macht ab, doch muss man sich dann auch die Frage gefallen lassen, ob diese Macht auch dem eigentlichen Auftrag entspricht. Möglicherweise ist besonders im deutschen Kontext, zumindest in bestimmten Milieus, das Bedürfnis nach kommunitärer Bestätigung groß: „Gemeinschaft“ hat in Deutschland immer viel Faszination ausgeübt, in Distanz zum Gegenbegriff „Gesellschaft“ (eine Unterscheidung, die der Soziologe Ferdinand Tönnies bereits 1887 ausgearbeitet hat).

Eine zeugende Pastoral kann gelassen auf die institutionell-organisationale Seite von Kirche schauen. Auf sie kommt es primär gar nicht an, sie hat eine bloß instrumentelle, eine unterstützende Funktion. Worauf es ankommt, ist das Christwerden in dem oben kurz skizzierten Sinn und mit den beschriebenen Vollzügen. Koinonia ist dann kein eigener weiterer, vierter Grundvollzug, sondern ergibt sich zwanglos und mehr oder weniger selbstverständlich aus den drei Vollzügen Diakonie, Martyrie und Liturgie. Die Kirche darf darauf vertrauen, dass die Botschaft vom radikalen Gutsein trotz aller Gefährdungen nicht abbricht – das meint die Zusage vom Beistand des Geistes. Ob es in Zukunft dann noch Zugabteile geben wird, kann man relativ entspannt abwarten.

Literatur:

- Denk, David, Bloß nicht reden, in: Süddeutsche Zeitung vom 21.10.2017, www.sueddeutsche.de/auto/zugreisen-bloss-nicht-reden-1.3712342.
- Donegani, Jean-Marie, Säkularisierung und Pastoral, in: Feiter, Reinhard/Müller, Hadwig (Hg.), Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich, Ostfildern 2012, 56–80.
- Goebel, Jonas, Ist das Kirche oder kann das weg?, 2017, www.juhopma.de/ist-das-kirche-oder-kann-das-weg.
- Theobald, Christoph, Evangelium und Kirche, in: Feiter, Reinhard/Müller, Hadwig (Hg.), Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich, Ostfildern 2012, 110–138.

Heisenberg oder: eine unscharfe Theologie

Maria Herrmann

Unsicherheiten

Vor ein paar Wochen, an einem sonnigen Spätsommertag in London, ein Streifzug durch das West End und vorbei am Wyndham's Theatre, das sich auf eine neue Spielzeit vorbereitet. Den Weg der Passantinnen und Passanten säumen Plakate, auf denen zu lesen ist:

'Living with uncertainty might just be the start of the most remarkable adventure.'¹

Daneben abgebildet die Portraits eines älteren Mannes und einer etwas jüngeren Frau, offensichtlich die Hauptdarstellerin und der Hauptdarsteller des Stücks „Heisenberg: The Uncertainty Principle“ von Simon Stephens, Teil des Bühnenprogramms in der Saison Herbst/Winter 2017/18.

Unsicherheit und Heisenberg – das passt zusammen. Der deutsche Wissenschaftler zählt zu den bedeutendsten Physikern des 20. Jahrhunderts und hat mit seiner Lebensgeschichte durchaus die Würdigung in einem Theaterstück verdient. Mit dem Nobelpreis prämiert, trägt eine der wegweisenden physikalischen Erkenntnisse des vergangenen Jahrhunderts seinen Namen: Die Heisenbergsche Unschärferelation. Aufgrund der These, dass Teilchen auch immer einen Wellencharakter besitzen, besagt jene im Zusammenhang mit der Quantenphysik stark vereinfacht, dass es nicht möglich ist, zwei komplementäre Eigenschaften zum Beispiel eines Elektrons beliebig genau zu bestimmen. So lassen sich Teilchen zum Beispiel räumlich zuordnen, aber nicht gleichzeitig in ihrem Energiewert bestimmen. Man kann also sagen, wo sie sich befinden, aber nicht exakt ermitteln, wie sie sich (weiter-)bewegen. Umgekehrt heißt das: Bestimmt man die Geschwindigkeit (die Energie) eines Teilchens, ist es nicht mehr möglich

¹ „Bewusst mit Unsicherheit zu leben, ist vielleicht der Beginn eines außergewöhnlich bemerkenswerten Abenteuers.“ (Übersetzung durch die Autorin)

den genauen Ort zu berechnen. Gleichzeitig fragen die Forschungsergebnisse von Heisenberg auch an, ob das Messen selbst einen bestimmten Einfluss auf die konkreten Ergebnisse hat.² Theorien wie diese stellen nach der sogenannten Kopenhagener Deutung der Quantenmechanik nicht grundsätzlich klassische wissenschaftliche Erkenntnisse und Theorien in Frage. Sie machen jedoch darauf aufmerksam, dass es Bereiche gibt, in denen aufgrund chaotischer Bedingungen nur begrenzte Vorhersagen machbar sind und dass diese unter bestimmten Voraussetzungen sogar „indeterministisch“ ergänzt werden müssen.³ Eine begründete Unsicherheit war damit zurückgekehrt in den Wissenschaftsbetrieb.

Chaos

Spätestens seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts war das wissenschaftliche Arbeiten und Forschen mehr und mehr geprägt durch die Verbreitung des Computers. Es entstand ein Metadiskurs, der die Frage in den Raum stellt, inwieweit künstliche Intelligenz das wissenschaftliche Arbeiten verändert; ob mit dem Nutzen erhöhter digitaler Speicherkapazitäten und sich rasant entwickelnder Rechenleistungen das Forschen einfacher, schneller, genauer wird bzw. geworden ist. Die Erfahrung, dass auch trotz der stetigen Weiterentwicklung digitaler Rechensysteme das wissenschaftliche Arbeiten immer wieder an den Rand entsprechender Kapazitäten stößt und dass es weiterhin Sachverhalte gibt, die sich nicht berechnen, voraussagen und erklären lassen, brachte unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen wie zum Beispiel die Biologie, die Physik, aber auch die Ökonomie dazu, das Phänomen der Komplexität, der Unsicherheit und der Unschärfe genauer in den Blick zu nehmen. Was zunächst als Forschung im Bereich „dynamischer Systeme“ begann, wurde ab den 70er Jahren unter dem Begriff der „Chaostheorie“ zusammengefasst.⁴ Dabei wurde deutlich, dass die Fra-

² Hier gibt es mittlerweile Korrekturen und begründete Anfragen, mehr dazu z. B. Scharf 2012.

³ Generell ist die Renaissance einer sprichwörtlichen und umfassenden Skepsis in Bezug auf wissenschaftliches Arbeiten wie zum Beispiel unter dem Stichwort des Schmetterlingseffekts o. ä. nicht tragbar. Vgl. Robert 2001.

⁴ Eine leicht zugängliche Zusammenfassung der letzten Jahrzehnte Chaostheorie z. B. in Gleick 1998, 1–9.

gen nach Komplexität nicht nur fachübergreifend sind, sondern, dass ein gemeinsames Forschen an Metathemen möglich ist und die Diskurse wechselseitig bereichert. Es sind vor allem Alltagsphänomene, die zeigen, dass sich nicht alles vorherbestimmen und dementsprechend steuern lässt – auch nicht mit einer größeren Rechenkapazität und einer verbesserten Technik.⁵ Es gelangen wieder Bereiche mit alltäglichen Maßstäben in den Fokus der Forschung: Wolken, nicht Galaxien, Vogelschwärme, nicht Quantenphysik stehen im Zentrum der Chaosforschung.

Die skizzierte Erfahrung in anderen Wissenschaften stellt auch im Bereich der Theologie Anfragen. Dort ist die Chaosforschung bislang nur Thema in einzelnen Diskursen, wie zum Beispiel in der dogmatischen und anthropologischen Frage nach der Freiheit des Menschen oder in kosmologischen Bezügen wie schöpfungstheologischen Diskursen. Doch was kann Chaostheorie für die Theologie als solche und für die Praktische Theologie im Besonderen bedeuten? Welchen Mehrwert haben Erkenntnisse im Zusammenhang mit der Komplexität in der Reflexion kirchlicher Vollzüge, Rollen und Systeme? Was hat die Organisation eines Vogelschwarms mit der Leitung eines Bistums zu tun? Existieren zum Beispiel in der Arbeit mit Erkenntnissen aus der Milieuforschung und Zielgruppenorientierung vergleichbare Erfahrungen einer Unschärfe? Ist es nicht auch eine derzeitige Erfahrung, dass trotz erheblicher und verstärkter Bemühungen und trotz erhöhten Einsatzes und der Weiterentwicklung unterschiedlicher Instrumente der Kirchenentwicklung Grenzen des Machbaren, Veränderbaren und Verstehbaren erreicht werden? Aber auch: An welcher Stelle gelingt es, Metathemen zu erarbeiten, die Alltägliches einer Gesellschaft beleuchten und Kooperationen mit anderen wissenschaftlichen Bereichen ermöglichen?

⁵ Chaos und Komplexität meint an dieser Stelle **nicht**, dass „alles“ möglich ist: Es geht nicht darum, ob ein Vogelschwarm plötzlich in das Meer eintaucht und dort zu schwimmen beginnt, sondern darum, dass nicht vorhersehbar ist, in welcher Formation und in welcher Richtung sich die Vögel weiterbewegen und in welcher Wechselwirkung als einzelne Tiere sie dies vornehmen. Die Erfahrung des vermehrten Einsatzes von Computertechnik zeigt, dass sich dies auch nicht mit erhöhter Rechenleistung berechnen lässt.

Unschärfe Theologie

Zurück in Deutschland recherchiere ich das Theaterstück aus London. Wie kommt man auf die Idee, die Geschichte eines Naturwissenschaftlers auf die Bühne zu bringen, und wovon handelt „Heisenberg“ konkret?

Ich finde ein Video, welches die Regisseurin des Stücks in einem Interview zu Wort kommen lässt. Für sie bilden die Erkenntnisse der Unschärferelation eine Metapher, die zeigt, wie das Beziehungsgeschehen von Menschen funktioniert.⁶ Ich suche weiter und finde Zitate aus einer deutschen Übersetzung des Stückes. Zum Beispiel eines von Georgie, der weiblichen Hauptrolle. Im Stück deutet sie die Thesen Heisenbergs: „Wenn man etwas intensiv genug beobachtet, begreift man, dass man unmöglich sagen kann, wohin es sich bewegt und wie schnell es dorthin gelangt. [...] Wenn man darauf achtet, wohin es sich bewegt oder wie schnell, dann beobachtet man es nicht mehr richtig.“⁷

Diese Anstöße lassen mich fragen: Wie sieht eine Theologie aus, die intensiv beobachten und sagen kann, dass es unmöglich ist zu wissen, wohin es geht? Eine Theologie, die sich ihrer Unschärfe bewusst ist. Eine Theologie, die reflektiert mit Erkenntnissen der Chaosforschung und Komplexität umgeht, und zwar nicht nur als Objekt der Forschung, sondern auch in Bezug auf ihren *modus operandi*? Eine solche „unscharfe Theologie“ stellt theologische Grundlagen und Fundamente zwar nicht in Frage, rechnet aber mit dem, was sich nicht berechnen lässt – und zwar auch über ihr Selbstverständnis als „Theo-logie“ des Unsagbaren hinaus. Sie ist eine Theologie, die aus dem Chaos ihre Mission bezieht. Eine Theologie, bei der Unsicherheit zum Prinzip gehört. Unsicherheiten wie die einer Schöpfung, einer Inkarnation, eines Kreuzestods, einer Auferstehung. Pfingstliche Unsicherheiten. Unsicherheiten, die der theologischen Rede vom Heiligen Geist Tiefenunschärfe verleihen.

Ich finde ein weiteres Zitat, bei dem diesmal der Autor Simon Stephens die Grundmomente seines Stücks zusammenfasst: „Wenn du nicht weißt, was um dich herum, in deinem Leben gerade passiert, ist das nicht schlimm. Am Leben

⁶ Vgl. Delfont Mackintosh 2017, Min. 01:33–01:47.

⁷ Zit. nach Westphal 2016.

zu sein, Mensch zu sein ist davon geprägt, von Unsicherheit elektrisiert zu werden. Und: Als Menschen können wir einander stärken und Unterstützung sein.“⁸ „Heisenberg“, das Theaterstück, handelt nicht, wie man meinen könnte, vom Leben und Wirken des Physikers. „Heisenberg“ ist eine Tragikomödie, die beschreibt, wie zwei Menschen, ein älterer Mann und eine etwas jüngere Frau, sich zufällig und unter bemerkenswert komischen Bedingungen in einer Londoner U-Bahn-Station kennenlernen, immer wieder begegnen und mit der Zeit ineinander verlieben. „Heisenberg“ beschreibt das alltägliche Leben, beobachtet zwei Menschen und erzählt davon, wie sie sich in Zerbrechlichkeit, in Unsicherheit und Chaos gegenseitig Stärke und Unterstützung werden.

Wie sieht eine „unscharfe Theologie“ aus, die sich von Unsicherheit elektrisieren lässt? Eine Theologie, die als Teil einer Gesellschaft deren Menschen Stärke und Unterstützung vermittelt? Wie sähe eine von einer derart unscharfen Theologie geprägte Kirche aus, in der eine Gesellschaft wie zum Beispiel die deutsche lernt, vertrauensvoll mit Unsicherheiten umzugehen? Eine Kirche, in der man lernen kann, den Umgang mit Unschärfe als gemeinsame Aufgabe zu begreifen, vielleicht sogar Spaß und Lust daran zu gewinnen, kreativ mit Herausforderungen umzugehen?

Wie sieht sie aus, die „unscharfe Theologie“ für eine Kirche, die Unsicherheit und das Chaos als den Beginn eines bemerkenswerten Abenteuers (wieder) begreift?

Literatur:

Delfont Mackintosh (Hg.), Heisenberg: The Uncertainty Principle - Wyndham's Theatre, 2017, youtu.be/jiIP5wb6Q0.

Gleick, James, Chaos. The amazing science of the unpredictable, London 1998.

Robert, Raoul, Chaosforschung. Das Ende des Schmetterlingseffekts, 2001, www.spektrum.de/magazin/das-ende-des-schmetterlingseffekts/828112.

Scharf, Rainer, Quantenphysik. Der große Heisenberg irrte, 2012, www.faz.net/aktuell/wissen/physik-mehr/quantenphysik-der-grosse-heisenberg-irrte-11959435.html.

⁸ Vgl. Delfont Mackintosh 2017, Min. 01:48–02:09 (freie Übersetzung der Autorin).

Westphal, Sascha, Aufkommende Gefühle, 2016, www.nachtkritik.de/index.php?option=com_content&view=article&id=13122&catid=89&Itemid=40.

Glaube, Hoffnung und Liebe als pastoraler Horizont

Markus-Liborius Hermann

Das Christentum ist der Weg in die und in der Beziehung mit dem dreieinen Gott. Diese Bestimmung soll der Ausgangspunkt für die hier behandelte Frage nach einer „Pastoral hinter dem Horizont“ sein, und für die Frage, warum wir als kirchliche Mitarbeiter machen, was wir machen. Wie sehen unsere Suchprozesse und Lösungsansätze für eine solche Pastoral aus? Auf welchem Weg gelangt die Kirche zu einer „Pastoral hinter dem Horizont“? Ein Weg ist sicher, auf den Ruf des „Protagonisten der Evangelisierung“, den Heiligen Geist (vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz 2007, 20; unter Aufnahme von *Redemptoris missio* 21–30), zu hören, bzw. Methoden zu etablieren, die ein solches Hören ermöglichen. Der Geist der Wahrheit führt in die *Lebenseinheit* mit Jesus Christus. Er führt also zu dem, „von dem Er nimmt, um uns zu geben (vgl. Joh 16,14)“ (Schönborn 1997, 112). Da der Geist aber bekanntlich weht, wo er will (vgl. Joh 3,8), lässt er sich nicht einhegen oder domestizieren. Seine „Manifestationen“, sein Sichtbarwerden geschieht vielfach und auf vielerlei Weise, doch soll hier ein Blick auf die *Kirche* selbst und das *theologale Leben* geworfen werden. Ich orientiere mich hier neben den Erfahrungen der Tagung auf dem Odilienberg an den Überlegungen von Christoph Schönborn OP, der in seinen Fastenexerzizien, die er 1996 für Johannes Paul II. hielt, über ein „Leben für die Kirche“ meditierte. Er recurriert dabei unter anderem auf Irenäus, bei dem es heißt:

Wo die Kirche, da ist auch der Geist Gottes; und wo der Geist Gottes, dort ist auch die Kirche und alle Gnade.

(Irenäus, haer. 3,24,1)

Für Schönborn liegt nun die „entscheidende ‚Manifestation‘ der Kirche durch die Kraft des Heiligen Geistes in dem, was die Theologen das ‚theologale Leben‘ nennen, in *Glaube, Hoffnung und Liebe*“ (Schönborn 1997, 115) als jenen göttlichen Tugenden, durch die wir „Anteil an der göttlichen Natur“ (2 Petr 1,4) erhalten:

Durch sie kann der Mensch „Gott wahrhaft ‚erreichen‘, [...] in ihnen und durch sie [entsteht] eine ‚Lebenseinheit‘ [mit Bezug auf KKK 426; M. L. H.] mit dem lebendigen, dreifaltigen Gott“ (Schönborn 1997, 115). Paulus bezeichnet diesen Weg als „einen überragenden Weg“ (1 Kor 13,1). Dieser Ansatz erschließt zudem die Bestimmung der Kirche als „Gemeinschaft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe“, wie sie das 2. Vatikanische Konzil vorgenommen hat (*Lumen gentium* 8).

Die hier vertretene These ist nun, dass es Aufgabe einer „Pastoral hinter dem Horizont“ ist, eben diese „Lebenseinheit“ zu bezeugen und in sie hineinzuführen. Dass dieser Weg nicht in einer Rollenverteilung von „Wissenden“ (Christen) und „Unwissenden“ (Nicht-Christen) zu verstehen ist, sondern als ein gemeinsames „Suchen und Tasten“ des wandernden Gottesvolkes, sei vorausgesetzt (vgl. Hermann 2016). Doch, um mit Paulus zu sprechen, ist und bleibt es die Aufgabe „Gott [zu] suchen, ob sie ihn ertasten und finden könnten; denn keinem von uns ist er fern“ (Apg 17,27). Wenn nun die göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe sich unmittelbar auf Gott beziehen und „befähigen [...] in Verbindung mit der Heiligsten Dreifaltigkeit zu leben“ (KKK 1812), dann sind sie von hoher pastoraler Relevanz. Daher soll im Folgenden das theologale Leben aus pastoraler Perspektive beleuchtet werden.

Glaube

Der Glaube wurde vielfach als ein Sprung (Sören Kierkegaard) beschrieben, als eine Entscheidung dafür, dass das „nicht zu Sehende [...] das eigentlich Wirkliche“ (Ratzinger 2005, 46) ist. Gerade dort nimmt der gläubige Mensch seinen Stand: im Ganzen der Wirklichkeit, die sich ihm (bedingungslos) schenkt, die vernünftig und personal ist. Der Glaube ist also die Ant-Wort auf ein Wort, „das eine persönliche Anrede ist, auf ein Du, das uns bei unserem Namen ruft“ (*Lumen fidei* 8). Diese Erfahrung zieht sich auch durch die Schrift, durch das Alte und Neue Testament.

Der christliche Glaube nun konkretisiert dieses Geschehen, indem er „seinen Mittelpunkt in Christus [festmacht]; [der Glaube] ist das Bekenntnis, dass Jesus der Herr ist und dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat (vgl. Röm 10,9)“ (*Lumen fidei* 15). Erweise der Verlässlichkeit des Glaubens finden sich daher im

Konkreten: in der Geschichte Gottes mit seinem Volk, im Tod Christi für die Menschen, für seine Freunde (vgl. Joh 15,13) und für diejenigen, die Feinde waren. Der Kreuzestod aber wird nur verständlich im Licht der Auferstehung – allein als *Auferstandener* ist Christus ein zuverlässiger und glaubwürdiger Zeuge für unseren Glauben, denn „wenn [...] Christus nicht auferweckt worden ist, dann ist euer Glaube nutzlos“ (1 Kor 15,17). Auch wenn die Frage, was „Auferstehung von den Toten“ bedeutet und wie sie verstanden werden kann, zu diskutieren ist, so wird doch deutlich, dass der *Auferstehungsglaube* als zentrales christliches Charakteristikum nur unter der Gefahr der Selbstverleugnung beiseitegelassen werden darf. Analog muss dies auch vom *Schöpfungs- und Trinitätsglauben* gesagt werden: Der „Vorrang Gottes in Christus [muss] wieder zum Zentrum unseres kirchlichen und persönlichen Lebens“ werden (*Lumen fidei* 6). Die Kirche kommt hierbei unter anderem deshalb in den Blick, weil sie der erste „Resonanzraum“ (Joachim Wanke) des Evangeliums vom kommenden und schon gegenwärtigen Reich Gottes ist (vgl. Wanke 2007).

Schönborn kommt im Kontext des Glaubens zum Thema des *Gebets*, als dem lebendigen Kontakt mit Gott (vgl. Schönborn 1997, 116). Auch *Franziskus* weist darauf hin, dass der Christ durch das Gebet (hier bezogen auf das Gebet des Herrn, das Vaterunser) lernt, „die persönliche geistliche Erfahrung Christi zu teilen, und beginnt, mit den Augen Christi zu sehen“ (*Lumen fidei* 46). Es geht dabei jedoch weniger um den Beweis, dass Gott existiert, als darum, das Geheimnis Gottes zu entdecken, um eine „Hinführung zum Geheimnis“ und insofern um eine „Gebetsschule“ (Kasper 2011, 35).

Hoffnung

Hoffnung ist ein „Zentralwort des biblischen Glaubens; so sehr, daß die Wörter Glaube und Hoffnung an verschiedenen Stellen als austauschbar erscheinen. So verbindet der Brief an die Hebräer die ‚Fülle des Glaubens‘ (10,22) und ‚das unwandelbare Bekenntnis der Hoffnung‘ (10,23) ganz eng miteinander“ (*Spe salvi* 2), soweit, dass der „Glaube [als] Substanz der Hoffnung“ (ebd. 10) bezeichnet werden kann.

So verwundert es nicht, dass Schönborn auch die Hoffnung vom *Gebet* her beleuchtet. Das Gebet ist, so analog auch Benedikt XVI., ein „Lern- und Übungsort

der Hoffnung“ (*Spe salvi* 32). Schönborn nimmt *Thomas von Aquin* auf, der das Gebet als „Dolmetsch der Hoffnung“ (S. th. II-II, q. 17, a. 4: *petitio est interpretativa spei*) beschreibt, als „Dolmetsch unserer Sehnsucht bei Gott“ (Schönborn 1997, 122). Das Vaterunser, so Schönborn im Anschluss an Thomas, setzt „in unser Wünschen und Sehnen, und damit in unser Beten, die richtigen Prioritäten“ (ebd.). So lehrt das Vaterunser nicht nur zu bitten, „es prägt auch unser ganzes Wünschen und Fühlen“ (S. th. II-II, q. 83, a. 9: *sit informativa totius nostri affectus*): Es beginnt mit der Bitte „Geheiligt werde dein Name“ und folgt mit den Bitten „Dein Reich komme“ und „Dein Wille geschehe“. Erst danach folgt die Sorge um das tägliche Brot, um die Vergebung unserer Schuld und die Bitte um die Bewahrung von Übel, Anfechtung und Bedrängnis. Gott hat also „Priorität“ im Vaterunser. An ihn werden daher auch die aus den Nöten des Lebens erwachsenden Bitten herangetragen. Der Beter erwartet und erhofft Hilfe von Gott. So erweist sich das Gebet als Lernort der Hoffnung, als „Hoffnung im Vollzug“ (Ratzinger 1989, 69): „Beten ist die Sprache der Hoffnung“ (ebd. 68). Eben diese Hoffnung erwartet das „ewige, unzerstörbare Glück von Gott selber. Sie erhofft nicht etwas, sondern *Ihn selber*, den Geber aller Gaben“ (Schönborn 1997, 124).

Es gibt natürlich auch Krisen der Hoffnung, die sich notwendigerweise als Schwierigkeiten und Gefährdungen des Gebets äußern. Diese können an dieser Stelle nicht besprochen werden, doch soll doch zumindest „ein Heilmittel“ genannt werden: „Ausharren, Geduld, ‚hypomonè‘ im wörtlichen Sinne – ‚Drunterbleiben‘ unter dem Joch. [...] [D]as ‚Harren auf Gott‘, das im Gebet treu und geduldig nach Gott ausschaut“ (Schönborn 1997, 126). So erscheint die Geduld geradezu notwendig für den Gläubigen, damit er „das verheißene Gut erlangt“ (Hebr 10,36) und bezeichnet „so gelebte Hoffnung, Leben aus der Hoffnungsge-
wißheit heraus“ (*Spe salvi* 9).

Benedikt XVI. hat neben dem Gebet zudem alles ernsthafte und rechte Tun des Menschen als Hoffnung im Vollzug sowie das Leiden und das Letzte Gericht als Lern- und Übungsort der Hoffnung beschrieben. Gerade das Gericht und die damit verbundene Frage der Gerechtigkeit erscheint als „das eigentliche, jedenfalls stärkste Argument für den Glauben an das ewige Leben“ (ebd. 43), denn „Gott ist Gerechtigkeit und schafft Gerechtigkeit“ (ebd. 44).

Liebe

Die Liebe ist *der* zentrale Begriff christlicher Offenbarungsgeschichte und die Mitte des christlichen Glaubens:

Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm.
(1 Joh 4,16)

Auch im Blick auf das theologale Leben des Menschen ragt die Liebe heraus:

Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe.
(1 Kor 13,13)

Nur zwei Gedanken sollen hier angesprochen sein. Jesus Christus, „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6) *ist* die fleischgewordene Liebe Gottes. In ihm geht Gott selbst dem Menschen entgegen und mit dem Menschen selbst bis in die Gottverlassenheit hinein (vgl. Mk 15,34; Mt 27,46 unter Aufnahme von Ps 22,2: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“). Dabei offenbart er zugleich das innerste Wesen des dreifaltigen Gottes (vgl. 1 Joh 4,16). So ist die Liebe von Gott her zu definieren und „[v]on diesem Blick her findet der Christ den Weg seines Lebens und Liebens“ (*Deus caritas est* 12).

Schönborn richtet nun seine am hl. Thomas orientierten Überlegungen zum Thema Liebe, und dies sei der zweite Gedanke, auf die Freundschaftsliebe, die Jesus seinen Jüngern zusagt:

Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.
(Joh 15,15)

Eine jede Freundesliebe setzt zweierlei voraus: *Erstens*, dass der eine für den anderen das Gute will (*benevolentia*) und *zweitens* die Gegenseitigkeit der Liebe (*mutua amatio*). Doch angesichts des unendlichen Verschiedenseins von Gott und Mensch (vgl. die Analogielehre des 4. Laterankonzils) kann die Gegenseitigkeit, ein wirkliches Anteilhaben am göttlichen Leben, nur ein Geschenk Gottes selber sein. Von sich aus kann der Mensch dies nicht erreichen. Genau dieses Geschenk

wird nun in Jesus Christus gemacht und so können wir auf ihm eine Freundschaft aufbauen. Aus gnadentheologischer Perspektive ließe es sich wie folgt sagen: Wir bedürfen, „um Gott *lieben* zu können – und dasselbe gilt von Glaube und Hoffnung, [...] einer von Gott geschenkten, uns zu eigen gegebenen ‚Begaubung‘ und Befähigung, die über unsere natürlichen Fähigkeiten hinausgeht und die uns zum Lieben *geneigt macht*“ (Schönborn 1997, 131). Eben dies ist die Gnade; sie „macht uns zu Freunden Gottes, bzw. sie schafft das Fundament, auf dem es möglich ist, eine Freundschaft mit Gott aufzubauen“ (ebd.). So „ausgestattet“ und befähigt, können wir Menschen Gott „erreichen“.

Glaube, Hoffnung und Liebe als pastoraler Horizont

Die Begegnung mit Gott, der uns in Jesus Christus sein Gesicht gezeigt hat, ist für den Menschen nicht nur „informativ“, sondern „performativ“, d. h., dass diese Begegnung das Leben umgestaltet und so Erlösung geschieht. Biblisch heißt dies *Umkehr*. Dabei sind Glaube, Hoffnung und Liebe „ein überragender Weg“ (1 Kor 13,1), der auf eine Lebensgemeinschaft mit dem lebendigen und dreifaltigen Gott zielt. Auf diesem Pfad findet der Mensch sich selbst und seine Bestimmung: er ist auf Gott hin geschaffen, er „braucht Gott, sonst ist er hoffnungslos“ (*Spe salvi* 23), er „braucht die unbedingte Liebe“ (ebd. 26). „Wenn es diese unbedingte Liebe gibt mit ihrer unbedingten Gewißheit, dann – erst dann – ist der Mensch ‚erlöst‘“ (ebd.).

Das theologale Leben ist ein herausgehobener Weg, der andere nicht ausschließt. Eine „Pastoral hinter dem Horizont“ kann sich daher als eine „Einübung in Glaube, Hoffnung, Liebe“ gestalten. Eine solche Einübung findet ihren Ansatzpunkt und ihre Mitte im „Auf Christus schauen“ (Ratzinger 1989). Diese christologische Konzentration ist aber kein System von abstrakten Katechismussätzen, sondern „eine konkrete Person, Jesus Christus, auf dessen Antlitz uns das Antlitz des lebendigen Gottes aufleuchtet, des Gottes, der bis ans Kreuz geht, und der auch und gerade in den dunkelsten Stunden mit uns und bei uns ist“ (Kasper 2007, 9). Es geht so primär um eine „Einführung in die Freundschaft mit Jesus und in die Nachfolge Jesu“ (ebd.). So erschließt sich auch die zu Beginn seines Schreibens über die „Freude des Evangeliums“ gesetzte Bemerkung von Franziskus: „Ich lade jeden Christen ein, gleich an welchem Ort und in welcher

Lage er sich befindet, noch heute seine persönliche Begegnung mit Jesus Christus zu erneuern oder zumindest den Entschluss zu fassen, sich von ihm finden zu lassen, ihn jeden Tag ohne Unterlass zu suchen“ (*Evangelii gaudium* 3).

Literatur:

Hermann, Markus-Liborius, Unterwegs zum unbegreiflichen Gott. Katechumenal Kirche sein, in: Institut für pastorale Bildung Freiburg (Hg.): *Getauft – in Beziehung gerufen. Der Katechumenat als ganzheitlicher Lernprozess im Glauben* (Herbstkonferenz 2016), Freiburg i. Br. 2016, 26–33.

Kasper, Walter, Vortrag „Neuevangelisierung Europas“, 2007, www.kampferfurt.de/level9_cms/download_user/Evangelisierung/Grundlagentexte/2007-06%20-%20Kardinal%20Walter%20Kasper%20-%20Neuevangelisierung%20Europas.pdf.

Kasper, Walter, *Neue Evangelisierung – eine pastorale, theologische und geistliche Herausforderung*, in: Augustin, George/Krämer, Klaus (Hg.): *Mission als Herausforderung. Impulse zur Neuevangelisierung*, Freiburg i. Br. 2011. 23–39.

KKK = Katholische Kirche (Hg.), *Katechismus der Katholischen Kirche. Neuübersetzung aufgrund der Editio typica Latina*, München u. a. 2003.

Ratzinger, Joseph, *Auf Christus schauen. Einübung in Glaube, Hoffnung, Liebe*, Freiburg i. Br. 1989.

Ratzinger, Joseph, *Einführung in das Christentum. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis*, München [1968] 62005.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Kongregation für die Glaubenslehre, Lehramtliche Note zu einigen Aspekten der Evangelisierung (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 180)*, Bonn 2007.

Schönborn, Christoph, *Leben für die Kirche. Die Fastenexerzitien des Papstes*, Freiburg i. Br./Basel/Wien 1997.

Wanke, Joachim, *Missionarische Kirche in einer entchristlichten Umwelt*, in: Peter Krämer u. a. (Hg.): *Recht auf Mission contra Religionsfreiheit? Das christliche Europa auf dem Prüfstand*, Berlin 2007, 11–22.

Mit spirituellen Unverträglichkeiten umgehen

Arnd Bünker

Spiritualität und Essen haben viele Gemeinsamkeiten, z. B. die Erwartung von Stärkung und gemeinschaftlicher Verbindung. Es heißt, dass das Essen, das gemeinsame Mahl, und dass die Spiritualität in der Kirche, gemeinsames Gebet, gemeinsame spirituelle Erfahrungen, Menschen stärken und dass Gemeinschaft entsteht.

Die Erfahrung lehrt, dass das gar nicht so einfach ist. Das gemeinsame Essen ist zu einer anspruchsvollen Sache geworden und selbst bei kleinen privaten Einladungen zum Essen muss erst abgeklärt werden: „Isst Du Fleisch? Fisch? Irgendwelche Unverträglichkeiten? Magst Du? ...“

Verschiedenste Unverträglichkeiten, von denen man vor wenigen Jahren noch nichts wusste, nehmen aktuell ebenso zu wie die weltanschaulichen Grundüberzeugungen bezüglich des Essens. Vegetarisch, vegan oder „Fleisch ist mein Gemüse“. Dazu kommen in Zeiten religiöser Pluralisierung vermehrt religiöse Essensschränken: Was ist koscher? Was ist halal? Freitags nur Fisch?

Essen trennt uns heute eher, als es verbindet – ein Kulturbruch angesichts von Traditionen, die das gemeinsame Essen als Fremdheit, Status und Kulturen übergreifende Handlung betont haben: Das Mahl als Gastmahl ist heute nicht nur einladend, es ist auch potenziell gefährlich. Böse Überraschungen sind nicht ausgeschlossen.

Mit Spiritualität scheint es ähnlich zu sein. Wo früher der gemeinsame Gottesdienst zu festgelegter Zeit und vorgegebener Form genügte, um zumindest binnenkirchlich größere Menschenmengen zu vereinen und zu erbauen, herrscht heute eine Krise – eine Krise nicht unbedingt der Spiritualität an sich, wohl aber eine Krise, die von der spannungsvollen und auch konfliktbesetzten Vielfalt spiritueller Ansprüche, Formen und Ausdrucksweisen ausgeht. Es wird schwerer, zusammen zu beten, zusammen religiös zu feiern, sich gemeinsam zu besinnen oder auch nur Lieder zu singen, die alle gerne mitsingen. Zugleich wird es aber

auch leichter: Menschen unterschiedlicher Religion können manchmal leichter eine gemeinsame spirituelle Basis finden als mit Menschen der gleichen Religion.

Spiritualität als konfliktträchtige Zukunftsressource der Kirche

Dieser Befund ist insofern dramatisch, als die gelebte Spiritualität von Christinnen und Christen über lange Zeit als „die“ Grundlage des Kircheseins der Zukunft verstanden wurde. Karl Rahner gehört dabei zu denen, die dem reformorientierten Katholizismus nahegebracht haben, dass die Spiritualität – er spricht von Mystik – zukunftsentscheidend ist. Rahner hat in oft zitierten Sätzen über den Zusammenhang von Mystik und Kirchenentwicklung bzw. Kirchenzukunft nachgedacht: Der Christ der Zukunft sei ein Mystiker – oder er sei nicht mehr. Der Fromme von Morgen werde ein Mystiker sein, einer der etwas ‚erfahren‘ habe, was ihm (oder ihr) heute eben nicht mehr einfach als Tradition wie selbstverständlich weitergereicht und vermittelt werden könne.

Man kann mit Rahner gut einverstanden sein. Dennoch kann heute kein Zweifel daran bestehen, dass das, was Rahner Mystik nannte, heutzutage begrifflich und konzeptuell einer Wundertüte gleichkommt bzw. in eine Wundertüte „Spiritualität“ gesteckt wird, von der man vieles erwarten darf, aber nichts sicher weiß. Für die Rede von Mystik gilt damit das Gleiche wie für die Rede von Spiritualität: wichtig, aber undeutlich – und damit potenziell mit offenen oder diffusen Machtfragen besetzt, die kaum anhand einer transparenten Begriffsklärung bearbeitet werden können. Denn: Was so wichtig ist, dass es zukunftsentscheidend ist, hat strategische Bedeutung. Wer die Definitionshoheit über „Spiritualität“ hat, kann dann auch beanspruchen zu wissen und zu entscheiden, wohin die Reise der Kirche geht. Gerade in Zeiten hochindividualisierter Religiosität und Spiritualität ist das eine spannende Ausgangslage, denn jede und jeder kann heute seine eigene Spiritualität zum Maßstab nehmen und die anderen daran messen. Das ist längst kirchlicher Alltag.

Die Höchsterwartungen an Spiritualität stehen somit der Erfahrung, dass sich gerade im Bereich Spiritualität eher Gräben als Brücken auftun, diametral entgegen. Die Sensibilitäten bei der Gestaltung von spirituellen Handlungen in Gemeinschaft sind ausgesprochen hoch. Hier treffen nicht nur traditionelle und moderne Kirchenleute aufeinander, sondern zahlreiche spirituelle Milieus und

Einzelpersonen mit ganz unterschiedlichen Profilen an spirituellen Erwartungen und Erfahrungen, Formen, theologischen und ästhetischen Vorstellungen, die ein- und vor allem auch ausschließen. Wenn hier um „die richtige Spiritualität“ gestritten wird, geht es immer um mehr: Es geht sowohl um die Anerkennung der eigenen religiösen Subjekthaftigkeit als auch um Maßstäbe für das gemeinsame ChristIn-Sein, damit um die Vorstellung über den Weg der Kirche und um Visionen bezüglich ihrer Entwicklung und Zukunft.

Spirituelle Allergieschocks vermeiden

Seit etlichen Jahren lässt sich nicht nur die Abkehr großer Anteile der Gruppe ehemals regelmäßiger Gottesdienstbesucher von der Sonntagsmesse beobachten. Auch in der kirchlichen „Kernbelegschaft“, bei Seelsorgenden und pastoral Engagierten wird es schwieriger, eine gemeinsame Sprache und Form zu finden. Das Feld ist mittlerweile für viele verbrannt, weil die erinnerten Konflikt- und Verletzungserfahrungen noch zu frisch sind, um an der Wunde zu rühren. Die Konfliktlinien selbst sind jedoch schon älter und haben bereits eine Entwicklungsgeschichte hinter sich: Während die ersten Konfliktlinien entlang der Frage der Emanzipation von traditionellen bis hin zu traditionalistischen Formen von Gottesdienst und Frömmigkeit verlaufen, sind neuere Konfliktlinien klarer als Folge einer fortgeschrittenen Individualisierung zu sehen, die eine sehr große Ausdifferenzierung (und Diffusion) spiritueller Geschmäcker, Erwartungen, Gestalten und Praxisformen mit sich bringt. Geblieben ist, dass der Spiritualität immer eine Art Höchstrelevanz für die Beteiligten zugesprochen wird, was zu einer sehr großen Sensibilität für spirituelle Unverträglichkeiten führt. Kleinste Abweichungen vom eigenen Ideal von Spiritualität, z. B. kleinste subjektiv als unpassend empfundene Merkmale in der Form eines Gebetes oder eines Gottesdienstes können – ähnlich wie bei Nahrungsmittelunverträglichkeiten – zu allergischen Reaktionen führen. Dies ist beileibe nicht nur ein Thema religiös-fundamentalistischer oder traditionalistischer Kreise, sondern auch eine Erfahrung, die sich unter reformorientierten ChristInnen machen lässt.

Was tun? Es besteht die Gefahr, dass Fragen der Kirchenentwicklung ausgerechnet durch Spiritualität bzw. durch spirituelle Unverträglichkeiten und Allergieschocks blockiert werden.

Hilfreich könnte hier eine differenziertere konzeptuelle Annäherung an Spiritualität sein. Ein differenziertes Verständnis von Spiritualität und von ihren Dimensionen könnte dazu beitragen, Fragen und Konflikte rund um Spiritualität verhandelbar zu machen, weil nicht mehr „die“ Spiritualität in Frage gestellt wird, sondern einzelne ihrer Dimensionen. Eine solche Differenzierung von Dimensionen erlaubt es nicht zuletzt, existenziell höchstrelevante Dimensionen und solche von verhandelbarer oder besprechbarer Qualität zu unterscheiden.

Spiritualität verhandelbar machen

Es könnte die Debatte über Spiritualität erleichtern, wenn der Spiritualitätsbegriff mit verschiedenen Dimensionen von Spiritualität gefüllt werden könnte, die jeweils im Einzelnen thematisierbar sind. Vier Kerndimensionen möchte ich unterscheiden. Diese Kerndimensionen wirken zwar zusammen, sie lassen sich aber auch unterscheiden und separat thematisieren:

1. Übung – alles andere ist Beilage
2. Form – eine unüberschaubare Vielfalt der Übungsformen
3. Orientierung – kognitive, z. B. theologische Interpretationsrahmen
4. Erfahrung – Verwandlung und Mystik

Spiritualität ist vor allem Übungssache! Es könnte die Auseinandersetzung mit und über Spiritualität erleichtern, wenn diese nicht voreilig als Ausdruck und Erfahrung von gelingendem, womöglich „erfolgreichem“ Erleben eines spirituellen Vollzugs verstanden würde, sondern – bescheidener und zugleich entwicklungsöffener – als Übung. Hier muss nichts passieren, hier geht es nicht um erfolgreiche „Gotteserfahrung“. Hier geht es lediglich um die Einübung in eine Haltung, in der Menschen zu sich selbst, zu den Mitmenschen, zur Mitwelt und zu Gott ihr Verhältnis finden. Die Übung selbst kann monoton sein – und sie ist es auch meistens. Die Treue zum Üben ist wichtig, nicht die Großartigkeit einer „spirituellen Erfahrung“. Dieses Üben bleibt Üben, auch wenn es darin Momente größerer Stimmigkeit oder Erbauung gibt. Diese Momente sind aber letztlich nicht so wichtig und sie „beweisen“ vor allem rein gar nichts, da die Erfahrung von Gnade (wenn es denn um eine Erfahrung der Gnade geht) eben nicht von richtigem Verhalten abhängt und sie keine Belohnung ist und auch keine Folge von Übung.

Das Üben bezieht sich auch auf die kognitiven Grundlagen einer konkreten Spiritualität. Diese müssen immer wieder neu überprüft und korrigiert werden. Welche sind die weltanschaulichen, kosmologischen, humanen oder theologischen Optionen, die übend verinnerlicht werden und die zugleich durch den Abgleich mit Erfahrungen auch geweitet oder verändert werden können? Der kognitive Orientierungsrahmen einer Spiritualität kann offengelegt und somit besprochen werden. Welche theologischen Optionen werden hier sichtbar? Wie passen diese zur gewählten Übungsform? Werden die Orientierungsmuster transparent gemacht?

Dazu kommt die Dimension der Form, der konkreten Gestaltung einer Spiritualität – also der praktischen Übungen und ihrer ästhetischen Mittel. An dieser Dimension scheiden sich am ehesten die Geister, da jede Spiritualität durch die Dimension der konkreten Übungsvollzüge ihre Sichtbarkeit erhält. Egal ob Gottesdienst, Gebet, Meditation, Gespräch, Lektüre, Studium, körperliche Übungsformen usw.: Hier wird Spiritualität fassbar und hier wird sie am ehesten angreifbar – aber diese Dimension ist damit auch besprechbar, z. B. hinsichtlich ihrer Wirkungen auf andere, hinsichtlich der Zugänglichkeit ihrer Formen, ihres Anspruchsniveaus usw.

Schließlich gibt es die Dimension der spirituellen Erfahrung, die als mystische Erfahrung (als in einem religiösen Bezugssystem gedeutete Lebenserfahrung) oder als Verwandlung oder Veränderung verstanden werden kann (als Erfahrung z. B. von zunehmender Dankbarkeit, Gelassenheit, Vertrauen, aber auch von mehr Unruhe oder mehr kritischer Auseinandersetzung mit sich selbst, den Mitmenschen, der Mitwelt und mit Gott). Dieser sehr subjektive Teil der Spiritualität dürfte der am wenigsten verhandelbare Aspekt der Spiritualität sein, gewissermaßen ihre persönlich relevante und zugleich intime Dimension.

Wenn es gelingt, diese Dimensionen zu unterscheiden, dann ist ein Gespräch oder ein sachlicher Streit über Spiritualität möglich. Insbesondere die Dimensionen der kognitiven Orientierung einer Spiritualität und der Formen ihrer Einübung lassen sich dabei sichtbar und besprechbar machen. Im Bereich der Übungsformen gibt es zumindest die Möglichkeit des Experimentierens und Ausprobierens. Dies wird dadurch erleichtert, dass es im Prinzip keine zwingen-

den Kombinationszusammenhänge zwischen Übungsformen und ihren kognitiven Einbettungen gibt. Meditation kann als Übungsform für Menschen verschiedener oder ohne Religion in Frage kommen, eine marianisch geprägte Frömmigkeitsform kann im Rahmen einer eher traditionellen kirchlichen Spiritualitätsorientierung gelebt werden, aber auch mit befreiungstheologischem Drive, wie es z. B. der „marienfromme“ Bischof Dom Helder Camara praktiziert hat. Somit können einzelne spirituelle Übungssettings auf ihre möglicherweise sehr unterschiedlichen Wirkungen hin überprüft werden, ohne damit ihre kognitiven Rahmungen unmittelbar anzugreifen. Ohne also ihren spirituellen Wert an sich in Abrede zu stellen, wäre es z. B. möglich, die Formen und ihre jeweilige Ästhetik hinsichtlich der Wirkungen auf unterschiedliche „NutzerInnenmilieus“ zu thematisieren.

Die Dimension der Erfahrung kann wohl fast nur subjektiv festgestellt werden. Das verweist auf ihre Stärke, nämlich die persönliche und individuelle spirituelle Entwicklung eines Menschen, es beschränkt aber zugleich die Verhandelbarkeit. Das ist solange jedoch auch kein Problem, wenn einerseits festgehalten werden kann, dass der Weg (das Üben) das Ziel ist und die spirituelle Erfahrung ansonsten den Charakter des individuell Geheimnisvollen nicht verliert und auch nicht verlieren soll. Einige Dimensionen der Spiritualität sind „verhandelbar“, die Frage der subjektiven spirituellen Erfahrung und Verwandlung ist es nicht.

Spirituelle Übungsräume

Und die Kirchenentwicklung? Wenn es stimmt, dass Spiritualität, Mystik, Frömmigkeit entscheidende Zukunftsressourcen der Kirche sind, dann benötigt eine lebendige Kirche heute möglichst viele Übungsorte, die ebenso offen und einladend wie anspruchsvoll und ernsthaft sind. Sie braucht aber auch geschulte Kräfte, die in der Lage sind, die verschiedenen Formen und Orientierungen der spirituellen Übungswege zu identifizieren und sie besprechbar zu machen, damit die Kirchenentwicklung nicht an der Unverhandelbarkeit undifferenziert verstandener Spiritualität scheitert.

Die Gottesfrage hinter dem Horizont

Für eine Pastoral des Zulassens

Lissy Eichert

Glaube praktiziert und reflektiert

Was ist eigentlich Gottes Perspektive in pastoralen Entwicklungen, für uns und für die Welt? Diese Fragestellung begleitete mich während der dreitägigen Fachtagung auf dem Odilienberg. Es war ein Geschenk an Zeit, Freiheit und Kompetenz im Kreis erfahrener Kolleg*innen mit unterschiedlichen pastoralen Ansätzen. Es war ein Ort, der irgendwie doch mit Gott rechnet. Und damit, dass vielleicht etwas Neues entsteht. Während wir auf der Tagung pastorale Positionen diskutieren, strömen Menschen bei herrlichem Sonnenschein vor dem Fenster über den Platz zur Wallfahrtskirche. Sie suchen an diesem Kraft-Ort Halt und Beistand für ihren Alltag. Sie ruhen gemütlich im Schatten eines Baumes und trinken Kaffee. Sie vertrauen der Fürsprache der Heiligen Ottilie, die hier verehrt wird. Über die Gründerin und Äbtissin des Klosters im 8. Jahrhundert wird berichtet, dass Gott durch sie in einem Wunder einem Erblindeten das Augenlicht zurückgab. Während wir noch darüber nachdenken, wie hinter dem Horizont eine lebendige, authentische Pastoral ermöglicht wird, ist uns eine gelebte Expertise vor Augen gestellt. Menschen, die in einer vielleicht schlichten Frömmigkeit des Gottvertrauens ihren Weg gehen. Pilger*innen, die vielleicht mit der festen Erwartung an den Wallfahrtsort kommen, dass hier ganz real Heilung und neues Leben zu finden sind. Dieser durchbetete Ort hat eine besondere Strahlkraft. Ein anziehender Ort. So steigen auch wir in kleinen Gruppen an einem Vormittag zur Heilquelle hinab. Wir stiefeln den Pilger*innen in die Tiefe des Berges hinterher. Aus dem Felsen fließt dort ein kleines Rinnsal. Hier kann Heilwasser direkt in mitgebrachte Flaschen gefüllt werden. Oder aber in der Wallfahrtskirche für 1,50 Euro in kleinen Flaschen mitgenommen werden. Segenswasser *to go*.

Angeregt durch die Parallelität praktizierten und reflektierten Glaubens möchte ich beide Referenzebenen im Essay aufzeigen: Theologie als reflektierter Glaube im Licht des Evangeliums. Der Schwerpunkt für eine Pastoral der Zukunft liegt m. E. auf der Orthopraxie als dem gelebten Glauben in der Wirkkraft des Gebetes. Ein für mich wichtiges Ergebnis der Tagung vorweggenommen: Es braucht dazu die Ermutigung und den Mut zu einer neuen Naivität.

Meiner Beobachtung nach stellt sich die Gottesfrage derzeit ungefragt neu in Kirche und Gesellschaft. Sie beeinflusst politische Debatten. Zentral erscheinen mir Antworten auf Fragen, etwa: Welches Gottesbild haben wir? Welches Menschenbild? Wie definieren wir unsere Identität als Glaubende? Wie werden wir zum Segen für die Welt? Im Prozess, der zu ihrer Beantwortung führt, zeigt sich mir ein mystagogischer Zugang als zukunftsweisend. Eine Glaubenspraxis beantwortet Positionen zur Gottesfrage. Es ist ein Prozess der Gottsuche mit eigenen Erlebnissen, in der Freiheit und Diversität der Lebensbiographie. Die Erfahrungen des Lebens werden auf der Basis des Wortes Gottes und in der Kraft des Gebets deutend begleitet. Hier liegt die Herausforderung einer Pastoral hinter dem Horizont. Sind wir – befähigt, bevollmächtigt – in der Lage zu deutender Begleitung?

Es ist meine wiederholte Erkenntnis, dass ich Pastoral nicht „machen“ kann. Es erscheint mir als Hybris, die in der Realität immer wieder an ihre Grenze kommt, ja, wahrscheinlich kommen muss, damit sich *Gottes Perspektive* als Priorität zeigen kann. Es könnte sein, dass Gottes Perspektive sich durch Anstöße und Impulse von außen einzumischen versucht. Dann wäre es sinnvoll, sie zuzulassen! Mein Plädoyer ist, hinter dem Horizont verstärkt solche Erfahrungsräume einzurichten. In der Gemengelage von Anregungen des Ortes, der Fachkompetenz in Gesprächen, des Denk-Freiraums nimmt das Essay alle Anstöße von außen dankbar auf und unterfüttert sie mit Erfahrungen der Berliner Gemeindepraxis. Diese ist geprägt von einer sozial-spirituell-kulturellen Ausrichtung und durch übergemeindliche Projekte.

Zur Gottesfrage. Über eine Pastoral des Zulassens¹

„Sagt mir, worüber ihr euch streitet, und ich sage euch, auf welchem Niveau ihr lebt.“

(Jean-Luc Tissot-Daguette)

„Das war schon immer so!“ Derzeit werden viele Pastoralkonzepte geschrieben. Für viele Gemeinden zum ersten Mal. Es ist der oft von großem Beharrungsvermögen begleitete Versuch, das Gute kirchlicher Tradition zu bewahren und ein erneuerndes Geistwirken zu ermöglichen. „Das war schon immer so!“ – für Papst Franziskus ist dies ein Killersatz gegen den Heiligen Geist (vgl. Radio Vatikan 2017). Für mich ist auffällig, wie wenig bei Pastoralkonzepten fundiert auf biblische Inhalte Bezug genommen wird. Patentrezepte gibt es bekanntlich keine. Somit besteht eine Offenheit, in der Konzeptentwicklung die geistliche Dimension zu erfassen. Ab jetzt aber wird es kompliziert in der Schrittfolge. Wie sehen denn die Möglichkeiten aus dem Wort Gottes für eine Planung aus? Die Herausforderungen stehen vor Augen. Ebenso eine gewisse Hilflosigkeit im Umgang mit der Bibel als Quelle der Inspiration. Wir brauchen uns nicht ein Konzept ausdenken, sondern „nur“ das Wort Gottes leben. Aber wie?

Ein Blick ins Netzwerk Katholische Kirche Nord-Neukölln (Berlin) mit dem Projekt „Kirche im sozialen Brennpunkt“: Mit der Kirchengemeinde St. Christophorus im sozialen Brennpunkt Berlin-Neukölln wurde Anfang der 90er das Experiment gestartet, traditionelle Gemeindeseelsorge mit übergemeindlicher Projektarbeit (Obdachlosenhilfe, Flüchtlingsarbeit, Nachbarschaftsprojekte ...) zu verbinden. In langjähriger Praxis haben wir oft erfahren, dass Dinge, die wir uns im Seelsorgeteam/in Leitungsgremien ausgedacht hatten, floppten. Anstöße hingegen, die von anderen kamen, haben oft Früchte getragen, wenn wir sie zuließen. Im Laufe der Jahre konnten wir ein Heranwachsen von Frucht beobachten, wenn wir Anregungen Raum gaben, Freiraum. Hätten wir nicht die Anfrage eines Gemeindeglieds zugelassen, ob jeden Sonntag ein eigenes Lied im Gottesdienst vorgetragen werden könnte, so wäre nicht die Musikgruppe „Herrlicher“ entstanden. Die Folge war: „Herrlicher“ nimmt Fahrt auf. Auf dem Katholikentag 2016 in Leipzig waren sie eine gefragte Band. Ebenso auf dem Evangelischen Kirchentag in Berlin. Hätten wir uns nicht auf die Anfrage einer nichtkirchlichen Selbsthilfegruppe eingelassen, würden sich heute nicht mindestens

¹ Die Begrifflichkeit stammt von Kalle Lenz SAC, Pfarrer in St. Christophorus, Berlin.

sechs 12-Schritte-Gruppen mit aktuell ca. 75 Teilnehmenden in den Gemeinderäumen treffen. Es begann mit Al Anon, einer Selbsthilfegruppe für Angehörige von Suchtkranken. Sie treffen sich jeden Sonntagnachmittag in einem Gemeinderaum. Interessanterweise treffen sich alle Gruppen zu Zeiten, in denen die Gemeinderäume tatsächlich weniger benutzt sind, etwa am Sonntagabend oder Dienstagmittag. Im 12-Schritte-Programm wird gebetet und das Leben geteilt. Die Folge: Wir stellen fest, dass wir im Vergleich so authentisch ein Leben-Teilen in vielen kirchlichen Gruppen gar nicht hinbekommen. Hätten wir die Initiative einer Kunstprofessorin abgelehnt, wäre das Projekt „Kunst in der Kirche“ nicht ins Leben gekommen. Im Projekt werden der sakrale Raum und Kunst inhaltlich in Beziehung gesetzt. Die Folge: Auch wenn das Projekt nach fünf Jahren aus Mangel an finanzieller Förderung erst einmal pausiert, so verdanken wir dieser Initiative eine Horizonterweiterung. Bei jeder Ausstellung sind zwischen 300 und 500 Besucher*innen gekommen. Gemeindemitglieder sind da, um die Kirche offen zu halten. Viele Besucher*innen würden ohne diesen Anlass keine Kirche betreten. Plötzlich kam eine andere Welt in den Kiez und unsere Kirche. Hätten wir nicht die eine oder andere Anfrage von Chören oder Orchestern zugelassen, die bei uns ein Konzert geben wollen, so wären manch gute Nachbarschaftsbeziehungen nicht entstanden. Die Musiker*innen mussten sich zwar auf unsere Vorgaben einlassen, die sie inhaltlich befürworten konnten. Es sollte nicht kommerziell sein, sondern als Benefiz mit Anteil für eines unserer Sozialprojekte. Die Folge: Wir lernen immer wieder neue Personenkreise kennen, gewinnen an Vertrauen im zum Teil anti-kirchlich geprägten Umfeld und im Bezirk Neukölln. Wir werden immer öfter gebeten, die Gemeinde, das Netzwerk und seine Projekte vorzustellen. Zulassen, nicht weglassen! Gott zulassen.

Die richtigen Prioritäten setzen

Natürlich braucht eine Pastoral hinter dem Horizont Kriterien, was sie zulassen kann und was nicht. Es bedarf der Gabe der Unterscheidung der Geister. Diese Gabe lässt sich u. a. betend herabrufen (vgl. Lk 11,13; Apg 1,4–5.14). In der Unterscheidung der Geister hebt sich der Heilige Geist vom „eigenen Vogel“ u. a. anhand des Gottesbildes ab. Das Wesen Gottes ist Liebe. Eine konkrete Umsetzung von Gottes Perspektive in die Praxis sollte daher den Menschen zum Segen werden. Ein unkompliziertes Angebot zur Unterscheidung der Geister könnte

sein, folgende Fragen zu stellen: Was fördert Menschen, was dient dem Leben? Was baut die Gemeinde auf? Was dient dem Reich Gottes?

Begegnung mit Gott suchen

„Er sagte zu mir: Stell dich auf deine Füße, Menschensohn; ich will mit dir reden. Als er das zu mir sagte, kam der Geist in mich und stellte mich auf die Füße. Und ich hörte den, der mit mir redete.“ (Ez 2,1 f.)

„Wir haben einen geselligen Gott!“ (nach Kurt Marti)

Wir reden mal wieder, so von Mensch zu Gott und von Gott zu Mensch.

Die Kraft der Vorstellung ist ein gängiges Handwerkszeug geistlicher Übungen. Dabei gibt es die Einladung, sich einmal vorzustellen, dass Gott mir real gegenüber sitzt oder Jesus an meiner Seite läuft. Seite an Seite reden wir miteinander. Auch, wenn Gott nicht sichtbar ist, ist Gottespräsenz real. Es ist eine neue Naivität, die Begegnung ermöglicht. Gott ist längst nicht mehr unter der Kontrolle der Gelehrten, der Philosoph*innen und Theolog*innen. Das persönliche Gespräch mit Gott ist biblisch belegt und fundiert. Gott offenbart Präsenz und Intimität im Namen JHWH, „Ich-bin-da“ (vgl. Ex 3,14): „Ich bin so bei euch da, dass ihr fest mit mir rechnen könnt. Wenn ihr auch wandelt im Tale des Todes, ihr dürft darauf bauen, dass ich da bin. Wenn ihr auch zweifelnd, schreiend oder stumm geworden von mir weglauft, ihr dürft wissen: Ich bin bei euch da, selbst wenn ihr mich nicht mehr erkennt“ (Zenger 1979, 111). Jesus hat immer wieder das Gespräch mit Gott gesucht. Die Bibel berichtet von Stunden innigen Gebetes, um den Willen Gottes zu erkennen und zu leben. Das Ziel benennt Jesus in seiner ersten öffentlichen Predigt (Mk 1,15): „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ Sein offensichtliches Anliegen ist, dass Jünger*innen lernen, stärker zu werden, Durchhaltevermögen zu entwickeln, Geister zu unterscheiden, zu erkennen, worauf es ankommt. Und überhaupt: Was hätte Jesus eigentlich getan? Das vielleicht wirkungsvollste Pastoral-konzept ist, das zu tun, was Jesus getan hat. So finden sich Prioritäten, heute und jetzt. Gottessuche: ganz praktisch von Jesus lernen. Der konkrete Mensch, die konkrete Situation und meine Offenheit, Gott darin zu suchen und wirken lassen: „Hört, was Jesus sagt! Tut, was Jesus sagt!“ Es geht um Prioritäten. Worauf legen wir unseren Fokus?

In großen Buchstaben steht „OUVREZ LES YEUX“ am Portal der Wallfahrtskirche auf dem Odilienberg: „Öffnet die Augen!“ Ein Gebetsruf zur Wachsamkeit auf die Präsenz Gottes hin. „Die Welt ist Gottes so voll!“ (Alfred Delp). Ist die erwartungsvolle Haltung der Wallfahrer*innen nicht der lebende Beweis? Sie erwarten Zeichen göttlicher Gnade – bis hin zu Wundern. Bekommen wir die Wunder mit?

Krisen zulassen

„Mein Eindruck ist: Die meisten Menschen in Europa besuchen eure Kirchen wie ein Museum. Sie rechnen nicht mehr damit, dass sie hier etwas mit dem lebendigen Gott erleben könnten ...!“ (Ausspruch eines Pastors aus der am größten wachsenden christlichen Gemeinde der Welt in Seoul, Südkorea). Oder mit dem Philosophen Nietzsche gesprochen: „Erlöster müssten mir seine Jünger aussehen!“

Was ist passiert, dass innerhalb unserer Kirchen Menschen der Atem ausgeht? Akut steigt die Verbreitung von *Burn-out* unter Haupt- wie Ehrenamtlichen an. Wieviel Lasten aus erdrückender Moral, kirchlicher Missstände, Reformstau, Machtlust etlicher Amtsträger der Institution u. a. haben Menschen nachhaltig geknechtet und entfremdet? Wieviel Leid ist immer noch unerlöst und wird über Generationen weitergetragen? Wie oft wird über Langeweile in Gottesdiensten geklagt? Was für die Menschen der Bibel und für Mystiker*innen so selbstverständlich ist, ist für viele in der Glaubenspraxis heute blockiert. Oder es ist gleichgültig. „Ekklesialen Atheismus“ nennt Paul M. Zulehner den Verlust von persönlicher Gottesbeziehung innerhalb von Kirche (vgl. Zulehner 1987, 87). Der Betrieb läuft – aber ohne Ausstrahlung. Wie kommen wir in eine neue Strahlkraft?

„Back to the roots!“ Zurück an die Basis. Wir brauchen ein *Burn-in* des Heiligen Geistes, d. h. den Wunsch, diese Trösterin und Beistand zuzulassen. Den Hindernissen stellt der Gott der Bibel ein zuverlässiges Beziehungsangebot gegenüber. Exemplarisch formuliert es der Prophet Jesaja: „Denn so spricht der Hohe und Erhabene, der ewig Thronende, dessen Name ‚Der Heilige‘ ist: Als Heiliger wohne ich in der Höhe, aber ich bin auch bei den Zerschlagenen und Bedrückten,

um den Geist der Bedrückten wieder aufleben zu lassen und das Herz der Zerschlagenen neu zu beleben“ (Jes 57,15).

Es sind oft Krisen, die uns das Wesentliche vor Augen führen. Reform-Umbrüche innerhalb unserer Kirchen; Angst vor Armut, Flucht, Krieg- und Terror in der Welt; Sehnsucht nach Sinn, Orientierung und Halt. Das Erzählen biblischer Befreiungsgeschichte begründet den Glauben. Bei Paulus ist es mit dem Erweis von Geist und Kraft verbunden (vgl. 1 Kor 2,4 f.). Die Bibel bleibt offen für geschichtliche Weiterentwicklung und ist damit geöffnet für das Erzählen der heutigen Taten Gottes. „Die Bibel ist Sprengstoff für unser Leben: für uns selbst, für den gesunden Menschenverstand, für unsere menschlichen Beziehungen, für unsere Gesellschaft und unsere Zukunftsaufgaben. Die Bibel ist in eins mit den Sakramenten der kostbarste Schatz, der der Kirche anvertraut ist. Es ist die Hauptaufgabe der Kirche, die Botschaft Gottes in der Bibel allen Menschen, allen Sprachen und Kulturen weiterzugeben. Aber im Tiefsten zielt auch die Bibel in der Gemeinschaft der Glaubenden auf das Herz des Einzelnen. So hat ihre Lektüre in allen Jahrhunderten immer wieder das Leben von Menschen verwandelt“ (Lehmann 2003).

Ein Praxisbeispiel: Die 24 Jahre alte Frau aus Eritrea lebte im Kirchenasyl der Gemeinde. Sie hatte im Krieg ihre Familie verloren und war drei Jahre lang auf der Flucht gewesen, ehe sie Europa über Lampedusa und dann Berlin erreichte. Sie lebte uns vor, wie sehr ihr das Wort Gottes Kraft gibt; wie die Bibel im Alltag „funktioniert“. Als die Schutzbefohlene nach über 8 Stunden der Anhörung beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge völlig erschöpft und verzweifelt wieder in der Gemeinde war, ließ sich die Flut der Tränen kaum stoppen. Da war kein Trost, keine Hoffnung mehr. Plötzlich sprang sie vom Stuhl auf und verzog sich in ihr Zimmer. Als sie zurückkam, das Gesicht von Tränen getrocknet, hielt sie die Bibel in der Hand. Eine Ausgabe in eritreischer Sprache. Sie zitierte einen Vers aus dem Buch Exodus und übersetzte ihn gleich ins Englische: “The LORD will fight for you while you keep silent” (Ex 14,14). Gott selbst wird für mich kämpfen. Siegesicher, mit aufrechter Haltung stand die junge Frau wie verwandelt vor uns. „Gott steht auf, um mir zu helfen. Der Herr selbst. So, ich werde nicht mehr weinen. Nie mehr ...!“ Wir haben sie tatsächlich nicht mehr traurig erlebt.

Ist das vernünftig? Vielleicht ja. – Ist das rational? Sicher nein. – Ist das alltagsrelevant? Unbedingt ja.

Visionskraft entdecken

Eine Pastoral des Zulassens führt zur Integration. Inmitten aller Herausforderungen, aller eigenen Grenzen und Ratlosigkeit könnte eine Pastoral des Zulassens neue Visionskraft entwickeln. Mit Gott, da geht noch was! Sie könnte zu einer Naivität ermutigen, die die Heilige Geistkraft freisetzt und Menschen bewegt. Hinter dem Horizont ist Kirche wieder ein Ort, wo jede*r zur Quelle geführt wird, in die Aufrichtung einer lebendigen Gottesbeziehung. So wird in jedem Menschen Jesus Christus selbst lebendig sein. Im naiven, natürlichen Gespräch entstehen dadurch innere Gewissheiten, die im Austausch mit Weggefährt*innen ihr Korrektiv oder ihre Bestätigung erfahren. Innengewissheit ermöglicht Orientierung. Da ist Kraft im Wort Gottes. Es wird eine neue Leidenschaftlichkeit möglich. Lebensfreude – trotz Bedrängnis. Hier liegt eine Ressource in Zeiten der Krise. „Mein Gott, öffne mir die Augen!“

Literatur:

Lehmann, Karl Kardinal, Offizielles Statement zum Jahr der Bibel, 2003, nur noch archiviert verfügbar: web.archive.org/web/20060211232442/http://www.2003dasjahrderbibel.de:80/ideen_projekte/statements.html.

Radio Vatikan (Hg.), Frühmesse: „Das wurde schon immer so gemacht“ ist ein Killer-Satz, 2017, de.radiovaticana.va/news/2017/05/08/fr%C3%BChmesse_%E2%80%9Edas_wurde_immer_so_gemacht%E2%80%9C_ist_ein_killersatz/1310775.

Zenger, Erich, Der Gott der Bibel. Ein Sachbuch zu den Anfängen des alttestamentlichen Gottesglaubens, Stuttgart 1979.

Zulehner, Paul M., Das Gottesgerücht, Düsseldorf 1987.

Den Energien folgen

Elisabeth Neuhaus

Die Tagung „Pastoral hinter dem Horizont“ war so angelegt, dass die Teilnehmenden miteinander in wechselnden Konstellationen an Themen arbeiteten, die sie gerade beschäftigten, die bei ihnen obenauf lagen. Dabei wurde deutlich, dass ein Kriterium für die Attraktivität eines Themas war, wieviel Energie entweder das Thema oder die Person, die es vorstellte, bei den anderen auslöste. Daraus und auf dem Hintergrund, dass wir im Bistum Dresden-Meißen gerade dabei waren, eine Grundsatzentscheidung zur Art und Weise der Weiterentwicklung unserer Pastoral zu treffen, ergab sich für mich folgende Fragerichtung: Energien im Volk Gottes und in der Gesellschaft wahrnehmen, entdecken, Räume für Wachstum gestalten – wie kann das gehen und wo führt das hin? Diese Frage hat mich seither begleitet und tut es nach der Bundestagswahl noch mehr.

Die Kraftlosigkeit und ihre Auswirkungen

Gleich auf welcher Ebene: Oft ist bei Akteur/innen pastoraler Veränderungsprozesse tiefe Müdigkeit zu spüren. Immer wieder wird das Gefühl benannt, „ein totes Pferd zu reiten“. Das bezieht sich zumeist nicht primär auf die zur Dynamik von Veränderung gehörenden Widerstände. Vielmehr und tiefgreifender geht es um gefühlte Hoffnungsschwäche, Vergeblichkeit und Kraftlosigkeit. Im Sinne der Unterscheidung der Geister sind dies Warnsignale und Aufforderung zur Bekehrung: den Blick umzuwenden dahin, wo die Geistkraft Gottes spürbar wird, wo Hoffnung sich in robuster Zuversicht zeigt, also dahin, wo lebensdienliche Energie ist.

Meist sind unsere kirchlichen Energierezeptoren einseitig auf „fossile Brennstoffe“ fixiert, d. h. auf solche, die konsumiert, jedoch dadurch kaum regeneriert werden: Finanzen, Immobilien, Personalstellen. Als fehlten uns die Rezeptoren für die Dynamik des Wachstums in seinem gegenwartstragenden und zukunfts-offenen Rhythmus von Werden und Vergehen.

Rezeptoren für die durch Taufe und Firmung zugesagten, in jeder Eucharistiefeier bestärkten regenerativen Energien Gottes wie seine Geistkraft, Begabung, Ermutigung, Hoffnung usw. scheinen desensibilisiert. Manche reagieren traurig und hilflos. Bei anderen wachsen Frustenergien.

Manchen macht eine über längere Zeit andauernde Erfahrung von Vergeblichkeit wütend. Nicht selten mutiert Wut zu Hass. Wut und Hass speisen sich nicht aus einer differenzierenden und grundsätzlich wertschätzenden Welt- und Menschensicht. Quelle von permanenter Wut und Hass ist u. a. die Fokussierung auf das sich selbst bestätigende Gefühl, dem ein realer Sachverhalt zugrunde liegen kann, aber nicht muss. Ein Gefühl, nicht gesehen, nicht ernst genommen, nicht wertgeschätzt zu werden. Ein Gefühl, abgehängt zu sein. Ein Gefühl, dass nur das, was ich selbst in der Hand habe und steuern kann, wirklich trägt. Eine Überzeugung, dass Autonomie größtmögliche Autarkie bedeutet. Ein Gefühl der Minderwertigkeit und Unterlegenheit, das im Überlegenheitsmäntelchen daherkommt. Ein Gefühl der Ohnmacht und Angst, das Verantwortung anderen zuschiebt und diese dafür straft, wenn sie für komplexe Probleme keine einfachen Lösungen anbieten. Ein Gefühl, getäuscht worden zu sein. Diese Gefühle wirken, sie wirken sich aus. Vor allem, wenn die Menschen, die sie in sich tragen, keine Alternativen finden, die ihnen für ihr persönliches Leben und das ihrer Nahestehenden relevante alltagstaugliche Perspektiven eröffnen. Dann sieht man sich nur von denen verstanden, die genauso fühlen, und die negativen Energien von Vergeblichkeit, Enttäuschung und Angst mutieren zu einem Strom von negativer Dynamik, die irgendwann nicht mehr schweigt, sondern sich artikuliert, die Grenzen sprengt und die eigene Schwäche in Gewalt mutiert.

Das ist eine Facette von wirksamen Energien, die ich momentan verstärkt in Teilen der Gesellschaft wahrnehme. Als Rezept wird Verständnis vorgeschlagen. Verständnis kann gekränkte Menschen dazu bewegen, ihre Perspektive zu ändern und die Wirklichkeit des Heilsamen zu entdecken. Sie kann aber auch zum Öl für das Feuer der in sich festgefahrenen Selbstbespiegelung werden. Dann braucht es prophetische Stimmen, die Einseitigkeiten entlarven, Böses beim Namen nennen und den Weg der Umkehr klar einfordern. Wut und Hass dürfen nicht unkommentiert stehengelassen werden. Denn sie stagnieren nicht, sie nehmen zu. Ihre Energie baut sich auf zu einem Sturm. Man kann zwar das Segel

einholen und aus dem Wind nehmen, doch ab einer gewissen Windstärke reicht auch das nicht mehr, um über Wasser zu bleiben.

Zur Unterscheidung der Geister

Hier bedarf es der Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden. Ein Kriterium muss sein, was allen Beteiligten, vor allem den Schwachen unter ihnen, zum Leben dient. Dabei gilt es, das Verhältnis von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit je neu auszutarieren. Das ist nicht bequem. Es braucht Energie, sich in den Diskurs – soweit er noch stattfindet – einzubringen. Kraft dazu kommt aus dem gesunden Menschenverstand, der erkennt, dass es eine mit kritisch-klarem Blick auf die Dinge verbundene konstruktive Haltung braucht, um Zukunftsgestaltung anzugehen. Darüber hinaus ist uns in Taufe und Firmung das Wirken des Heiligen Geistes zugesagt. Er hilft bei der Unterscheidung und stärkt zur Entscheidung. Die Kunst gelingenden Lebens besteht darin, das, was in uns und anderen brennt, was uns unter den Nägeln brennt, mit der Haltung und Botschaft Jesu in Verbindung zu bringen. Dann wird manches von dem, was in uns lebt, was uns Energie gibt, eine Bestätigung finden. Das Gute bekommt einen echten Schub. Andere Wirkmächte, die auch in uns leben, werden in der Begegnung mit der Person und Botschaft Jesu deutlicher. Sie kommen aus ihren Verstecken, werden sichtbar und damit meist auch schmerzlich bewusst.

Komplexität und Umkehr

Die Diversität unserer Lebenswirklichkeit wahrzunehmen, die Wirkzusammenhänge zu verstehen, die verschiedenen, bisweilen gegensätzlichen oder sich ausschließenden Deutungen herauszuarbeiten und ihnen ein Forum zu bieten, setzt die Bereitschaft der Beteiligten voraus. Für diese Bereitschaft zu werben, dafür Zeiten zu reservieren und Räume zu eröffnen, ist ein erster notwendiger Schritt. So kann es gelingen, die Mixtur der relevanten Beweggründe zunächst zu verstehen. Dabei wird man zunächst nicht alle „ins Boot“ bekommen. Doch sollten die Willigen nicht warten, bis alle Unwilligen an Bord sind. Wer jedoch schon die Axt mitbringt, um das Boot zu zerschlagen, der/die muss draußen bleiben. Und dann: loslegen mit denen, die etwas wollen! Die Konstruktiven mit den Unzufriedenen zusammenbringen, um gemeinsam zu verstehen, ob und was auch

im „Murren“ an Wunsch nach Verbesserung und damit Veränderung steckt. Mit denen, die alles so lassen wollen, wie es ist, verstehen, was ihnen so wichtig ist. Gemeinsam ins Gespräch kommen, was geschehen muss, damit das, was gestern und heute Beheimatung, Sicherheit und Orientierung bietet, so gestaltet werden kann, dass es in anderer Weise auch morgen trägt. Vielleicht können die Zuversichtlicheren den Ängstlicheren helfen, sich in Zeiten des gefühlten und realen Nebels nicht nur verloren vorzukommen. Vielleicht kann es gelingen, in aller Unterschiedlichkeit gemeinsame Überzeugungen zu entdecken, miteinander zu teilen und so die Spaltung von „die“ und „wir“ zu überwinden. Vielleicht ist es möglich, das Hören aufeinander zu weiten um das Hören auf Gottes Wort. Vielleicht kommt daraus Ermutigung, die eigene Position neu auszurichten an dem, dessen Botschaft Orientierung bietet. Vielleicht verlieren die großen und komplexen Zusammenhänge ihren lähmenden Schrecken, sodass Energie freigesetzt wird, die gestaltbaren Möglichkeiten im Kleinen zu nutzen. Vielleicht ist das alles keine Utopie, sondern sind es mögliche Schritte, die Vision Gottes, Leben in Fülle für alle (vgl. Joh 10,10), im Alltag zu erfahren.

Voraussetzung dafür ist die Bereitschaft, das eigene Denken, den Eigensinn, verändern zu lassen, aus Überzeugung oder mit einem Vertrauensvorschuss die Perspektive zu wechseln – also das, was biblisch *metanoia* heißt. Umkehr befreit, manchmal kann sie zunächst sehr verunsichern. Deshalb braucht sie etwas Tragfähiges, woraufhin sie loslässt. Nicht zufällig heißt die Kernbotschaft Jesu am Anfang seines Wirkens: „[D]as Reich Gottes ist nahe“ (Mk 1,15). Am Anfang steht die Zusicherung: Egal, wie ihr euch entscheidet, Gottes Heilsangebot für euch steht fest. Damit dieses Heil fruchtbar werden kann in euch, braucht es eure freie Zustimmung. Der nächste Satz der Verkündigung Jesu lautet: „Kehrt um ...“, und zwar dorthin, wo euer Leben auch dann gesichert ist, wenn ihr vordergründig verliert, „... und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15). Diese Neuausrichtung geht nicht im Kollektiv. Sie setzt die persönliche Entscheidung jedes/r Einzelnen voraus. Wer sich nicht bekehren will, kann nicht zum Glauben kommen. Das ist unpopulär und doch notwendig. In der Offenheit für einen Perspektivwechsel auf die Lebensweisungen Gottes hin geschieht Ausrichtung. Diese Justierung begleitet das ganze Leben, wir richten uns neu aus und lassen uns dadurch aufrichten. Das führt viele auf den Weg aufrichtiger Versöhnung – mit sich selbst, mit anderen, mit Gott.

Ich möchte die Dimensionen der Umkehr und der Versöhnung in den Horizont der Kirchenentwicklung hinein aufspannen. Beide setzen Energien frei, trotz dessen, was dunkel ist, zuversichtlich in Richtung Zukunft zu gehen. Ich bin überzeugt, dass Veränderungsprozesse die Bereitschaft zu Neuausrichtung und Versöhnung brauchen, um in guter Weise dauerhaft wirksam zu sein.

Schluss: Staunen und Entdecken verleiht neue Energie

Das fordert mich selbst zur Umkehr auf, nicht nur einmal, sondern immer wieder. Und ja, auch wenn ich es stets nur in kleinen Schritten, mit klopfendem Herzen und in aller persönlichen Begrenzung zulasse: Ich will mich bekehren lassen und in die Sehschule des Geistes gehen. Eine Schule, in der wir gemeinsam lernen, die kraftvollen Energien in uns selbst und den Menschen vor Ort in ihren Pfarreien, Stadtteilen und Dörfern aufzuspüren, sie zu entdecken, sie zu bestaunen und zu überlegen, auf welche Spur des Lebens uns Gott damit führt. D. h. auch, die verschiedenen Energielevel ernst zu nehmen. Manche haben kaum Kraft, das Alltägliche zu gestalten, geschweige denn Veränderung auf Zukunft hin. Andere haben diese Kraft und setzen sie für das Bewahren des Bewährten ein. Wieder andere gehen hinaus in den Horizont und wagen, im Gehen auf die Wegmarken für den nächsten Schritt zu vertrauen. Den Energien zu folgen, der Kraft des Gewollten und Möglichen, um so vielleicht dem Unmöglichen auf die Spur zu kommen, könnte ein hilfreicher Perspektivwechsel sein. Gott umarmt uns durch die Wirklichkeit (Willi Lambert) – auch die Wirklichkeit unserer Lebensenergie.

Ich weiß es nicht ... – Gott sei Dank

Theres Spirig-Huber

„Es ist ein anderes Ergebnis als erwartet – und das ist gut so.“

„Ich hatte eine andere Vorstellung – und bin froh, dass es nicht so gekommen ist.“

„Mich einzulassen, ohne das Ziel zu kennen, war eine große Herausforderung – und ich bin trotzdem zum Ziel gekommen.“

Diese drei Rückmeldungen am Ende eines Seminars zum Thema „Schritte zu einer spirituell geprägten Arbeitskultur“ treffen den Nagel auf den Kopf.

Ich weiß es nicht, Gott sei Dank, wie die Pastoral hinter dem Horizont aussehen wird, aber ich weiß um den Kompass, der mir den Weg in die richtige Richtung weist. Den Kompass, der alle Horizonte zu sprengen vermag, immer wieder überrascht und herausfordert, unaufhörlich zum Aufbrechen aus den alltäglichen Selbstverständlichkeiten ruft, zum Verlernen des Eingespielten und des fest Verankerten, zum Verlassen der Sicherheit gebenden Heimat, das die jüdisch-christliche Überlieferung als roter Faden durchzieht.

Das wissen wir im Tiefsten alle, die wir uns Christinnen und Christen nennen. Doch wie identifizieren wir diesen einzig richtungsweisenden Kompass und wie gehen wir mit ihm um?

Einige Punkte, die mir an der Tagung „Pastoral hinter dem Horizont“ (neu) wichtig geworden sind:

Die Fragen leben

Angekommen bin ich am Tagungsort mit drei von der Ignatianischen Spiritualität inspirierten Fragestellungen, die uns in der *Fachgruppe Leitung und Spiritualität* (www.momentos.ch) immer wieder bewegen:

- Von einer Misstrauens- zu einer Vertrauenskultur: Wie würde Kirche aussehen, wenn sie davon geprägt wäre?
- Die Unterscheidung von Mittel und Zweck: Wie würde Kirche aussehen, wenn sie alles „hier auf Erden, alles in Zeit und Raum“ als Mittel ansehen und auf den einzigen Zweck, das „Kommen des Reiches Gottes“, hin re-latitieren, in Beziehung setzen und ausrichten würde?
- Das Verhältnis von Indifferenz und Positionsorientierung: Wie würden Verantwortliche in den Kirchen (Entscheidungs-)Prozesse gestalten und Mitarbeitende führen, wenn sie „Indifferenz“, innere Freiheit und Offenheit für das Wirken von Gottes Geistkraft, die weht, wo sie will, fördern und einbeziehen würden?

Diese drei Fragestellungen haben mich durch die Tagung begleitet. Und mit Rainer Maria Rilke fällt mir ein:

*es geht darum alles zu leben.
jetzt lebe die fragen!
vielleicht wirst du allmählich,
ohne es zu bemerken
eines fernen tages
in die antworten hineinwachsen.*

Eine Erfahrung in diesen Tagen war, dass „Horizont“ raum-zeitlich – im Jahr 2025 – oder als im Hier und Jetzt gegenwärtiger transzendenter Horizont verstanden werden kann. Streiten wir uns jedoch über das „richtige“ Verständnis von „Pastoral hinter dem Horizont“, gehen wir an der wesentlichen Frage vorbei, an der Frage, wie der raum-zeitliche pastorale Planungshorizont mit der spirituellen Grundhaltung, nämlich im Hier und Jetzt offen zu sein für den transzendenten Horizont der ewigen Gegenwart Gottes, verbunden werden kann. Diese Frage gilt es zu stellen, zu lieben und zu leben.

So abstrakt und allgemein dies tönen mag: Das Wirken von Gottes Geistkraft kann einen Prozess grundlegend prägen, wenn wir Bedingungen schaffen, die es ermöglichen und fördern, gemeinsam diesen Kompass zu erkennen, zu deuten und entsprechend zu handeln (vgl. Gaudium et spes 4: die Zeichen der Zeit erkennen, deuten und entsprechend handeln).

Während der Tagung fragten wir uns zum Beispiel, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit es möglich ist, mit Menschen in dieser Offenheit für das Wirken von Gottes Geistkraft auf den Weg zu gehen (vgl. dazu u. a. den nachfolgenden Beitrag von Hermann Kügler in diesem Band). Und ja, es ist tatsächlich von zentraler Bedeutung, dass der Rahmen (zeitlich, räumlich, Teilnehmende und Art ihres Einbezugs, Rollenverteilung und Prozessgestaltung, Methoden usw.) sowie der Spielraum (Entscheidungsspielraum, „Was ist unverhandelbar?“ usw.) geklärt sind. Es tauchten jedoch immer wieder die Fragen auf: „Mit welchen Menschen ist ein solcher, spirituell geprägter (Entscheidungs-)Prozess überhaupt möglich?“ – „Was müssen die Einzelnen mitbringen?“ Und jemand forderte entschieden: „Bevor wir zusammen die an diese Tagung mitgebrachten Fragestellungen weiter bearbeiten können, müssen wir uns im Plenum über unsere je eigenen Zielbilder unterhalten.“

Für mein Erleben stießen wir mit diesem Wunsch auf des Pudels Kern. Denn ich habe kein Zielbild und ich will auch keines haben, und dies aus tiefster Überzeugung. Ich weiß es nicht, Gott sei Dank, und ich muss es nicht wissen, denn: „Ich bin bei euch alle Tage bis Zeit und Welt vollendet sind“ (Mt 28,20).

Ohne Vertrauen geht gar nichts

Ohne Vertrauen geht gar nichts: Dies ist eine simple Wahrheit oder vielleicht eben doch das A und O.

Was mir an der Tagung in den vielen Austauschrunden und Gesprächen immer wichtiger wurde: Spirituell geprägte, von Gottes Geistkraft durchwirkte Prozesse sind auf das tiefe Vertrauen angewiesen, dass Gott in jeder und jedem und in allem gegenwärtig ist, immer, hier und jetzt. Unsere Aufgabe ist es, durch Information und Deutung dessen, was im Prozess geschieht, Sicherheit zu vermitteln und Vertrauen zu ermöglichen. Unsere Aufgabe ist es, Prozesse so zu moderieren, dass die Menschen, die da sind, erfahren, dass sie, so wie sie sind, erwünscht, gefragt, gemeint sind und zwar mit genau dem, was sie hier und jetzt einbringen können. Die *Fachgruppe Leitung und Spiritualität* orientiert sich dafür an den Grundhaltungen der Ignatianischen Spiritualität, da diese für die spirituell geprägte Gestaltung von Prozessen besonders geeignet sind. Zentral für eine

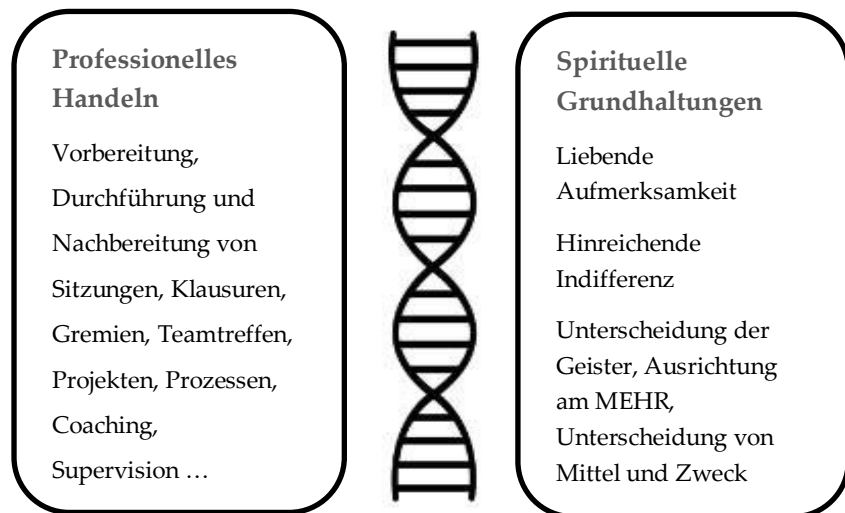
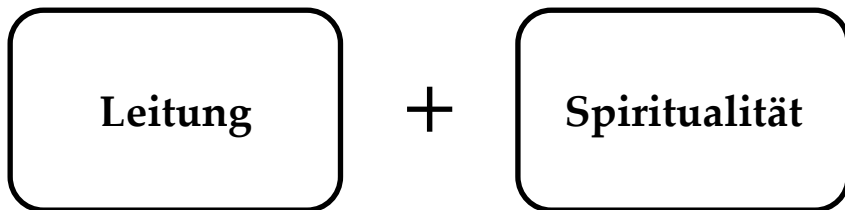
solche Moderation ist das authentische und überzeugende Vorleben und das gestaltende Einbeziehen der spirituellen Grundhaltungen der liebenden Aufmerksamkeit, der Indifferenz (inneren Freiheit), der Unterscheidung der Geister, der Unterscheidung von Zweck und Mitteln, der Ausrichtung auf das „Magis“, das Mehr an „gutem Leben für alle“ (Joh 20,20), das sich hier und jetzt zeigt (vgl. auch hier den Beitrag von Hermann Kügler in diesem Band), kompetent verzahnt mit den vielfältigen Hilfsmitteln aus Organisationsberatung, Coaching und Supervision. Sowohl die spirituellen Grundhaltungen wie diese vielfältigen Instrumente sind vielfach beschrieben und unterrichtet worden. Was uns in der Fachgruppe Leitung und Spiritualität seit Jahren sehr wichtig ist, ist die reflektierte, kompetente, spiralförmige Verzahnung der „zwei Schienen“. Diese haben wir in einem Modell dargestellt und in einem Raster, das auf die jeweiligen Themen und Prozesse angepasst werden kann, operationalisiert.

Unterbrechen als Mittel der Wahl

Unser Modell, kurz dargestellt: Wie können wir pastoral Tätige dabei unterstützen, in ihrer Arbeit dem Wirken von Gottes Geist *mehr* Raum zu geben? Wie können sie in ihrem Engagement dazu beitragen, dass die Kirche ihre Sendung *mehr* erfüllt, dass das Reich Gottes *mehr* wird?

Indem wir unser professionelles Handeln mit dem methodisch kompetenten Einbezug unserer eingeübten spirituellen Grundhaltungen verbinden, eröffnen wir in unseren Beratungs- und Entwicklungsprozessen bzw. in unseren Team- und Projektleitungen dem Wirken von Gottes Geistkraft Spielräume.

Entscheidend sind dabei die Professionalität beider Säulen und das verbindende *Und*. Wo Gottes Wille gewollt, gesucht und gewagt wird, kann uns Gott mit seiner schöpferischen Kraft überraschen.



Das wichtigste Werkzeug für dieses spiralförmige *Und* sind wir selber, das wichtigste Instrument/Mittel für diese spiralförmige Verzahnung sind die Unterbrechungen. Sie sind unabdingbar, um das Wirken von Gottes Geistkraft wahrnehmen und deuten zu können sowie entsprechende Handlungsschritte zu erarbeiten.

Nach Johann Baptist Metz ist Unterbrechung die kürzeste Definition von Religion. Für mich ist „Unterbrechung“ auch die kürzeste Definition von Spiritualität. Nur wenn ich – wenn wir – die alltäglichen Selbstverständlichkeiten, die alltägliche Zwecklogik unterbrechen, werden wir gegenwärtig, präsent im Hier und Jetzt. Wir kommen an in der Gegenwart selber, in der Gottheit, deren Eigenname in der Übersetzung von Martin Buber lautet: „Ich bin der, der da ist, wo

du bist.“ Unsere Aufgabe ist es, gegenwärtig zu werden und auf Gottes Geistkraft im Hier und Jetzt zu hören – in uns selber, in jeder und jedem Anwesenden, in der aktuell gegebenen Situation. „Gott suchen und finden in allen Dingen“, nennt Ignatius von Loyola diese „Übung“.

Der Kompass ist die Sehnsucht

Gottes Geistkraft erkennen wir jedoch nur an den Wirkungen. Die erste Wirkung erkenne ich in der Sehnsucht, die uns nicht zufrieden sein lässt mit dem, was ist, in der Sehnsucht nach Zukunft und gutem Leben für alle, in der Sehnsucht nach Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, in der Sehnsucht nach dem *Mehr*, das in Richtung Reich Gottes führt. Die Sehnsucht ist dieser innere Kompass, der in uns wirkt, denn sie kennt, was wir nur „wie in einem Spiegel“ (vgl. 1 Kor 13,12) erkennen können.

Doch worauf zielt diese Sehnsucht konkret? Was führt denn *mehr* in die Richtung des Reiches Gottes? Welcher Weg führt denn konkret zum Fluchtpunkt des Kompasses Sehnsucht? Über den „richtigen Gebrauch“ des Kompasses scheidet sich die Geister. Ja, die Unter-Scheidung der Geister tut not. Doch wer ist dafür zuständig? Ja, natürlich, alle Geist-Begabten, also alle, die in diesem befreienden, in die Zukunft führenden, Gerechtigkeit und Frieden bringenden Geist Jesu Christi unterwegs sein und sich dabei von der Sehnsucht leiten lassen wollen.

Machtvoll ermächtigen

So weit, so gut. Doch wie gehen pastoral Tätige, Repräsentanten und Repräsentantinnen des Systems, der Kirche, mit dieser Selbstverständlichkeit um? Wer ist das „Wir“, von dem es in der Apostelgeschichte (Apg 15,28) heißt: „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen ...“? Und wie kommt dieses „Wir“ zu einer solchen, geistlich ver-antworteten Entscheidung? Auf dem Apostelkonzil, von dem in der Apostelgeschichte berichtet wird, ging es um eine Machtfrage zwischen der Jerusalemer Gemeinde und der christlichen Gemeinde Antiochiens. Das „Wir“ bildeten Vertreter der beiden Gemeinden. Mit den Worten „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen ...“ beginnt der Bericht über das Ergebnis

des Konzils. Die Beteiligten hatten, mindestens fürs Erste, eine Reich-Gottes-verträgliche, kreative Lösung im Geist Jesu gefunden. Ich gehe davon aus, dass sie auch gebetet und sich um eine Haltung im Sinn und Geist Jesu bemüht haben – und in dieser Haltung auch Machtfragen offen auf den Tisch kamen.

Das weist schon darauf hin, dass ein solcher Prozess nicht einfach so gelingt. In Organisationen ganz allgemein, in kirchlichen Institutionen im Speziellen wird die Machtfrage gerne tabuisiert und vielfältig verschleiert. Es gibt sehr vielfältige, oft verdeckte Formen von Machtausübung, die einem geistlich geprägten (Entscheidungs-)Prozess im Wege stehen. Die größte Herausforderung für pastoral Verantwortliche besteht vielleicht darin, mit ihrer Macht, die sie aufgrund ihrer Position (und katholische Geistliche zudem aufgrund der Weihe) haben, ihrer Verantwortung und der Angst vor Kontrollverlust im Geist Jesu umzugehen. Sich der Verantwortung, lebensdienlich mit den eigenen Einflussmöglichkeiten umzugehen, zu stellen, bedeutet allerdings in einem ersten unübergehbaren Schritt, sich überhaupt mit dem Thema Macht auseinanderzusetzen. In der Fachgruppe Leitung und Spiritualität haben wir ein Machtprofil mit mittlerweile 13 verschiedenen Machtquellen bzw. -basen erarbeitet. Es hilft zu analysieren, welche Einflussmöglichkeiten ich sowohl als Person wie auch in meiner Position und Rolle – potenziell (!) – habe. Aus diesen zwei Quellen, Position und Rolle, entstehen mehrere Machtbasen (nach Eva Renate Schmidt und Silvia Staub-Bernasconi):

- *Materielle Machtquellen:* Zeit, Geld, Bildung, Boden (z. B. eigenes Büro)
- *Position:* Rangordnung, dazu gehören
- *Organisation:* Betrieb „im Rücken haben“ (z. B. Kirche als „sichere“ Arbeitgeberin)
- *Information:* Zugang zu Information, Umgang mit Informationen (auch „weiche“ Daten wie Gerüchte, Stimmungen)
- *Beziehungen:* zu Stellen, einflussreichen Personen, Netzwerken, Medien ...
- *Fachwissen:* Ausbildung, Fachwissen, Lebenserfahrungen
- *Auffassungsgabe und Ausdrucksfähigkeit:* Schnelligkeit im Denken, Durchschauen von Strukturen und Prozessen; auf den Punkt bringen; Leichtigkeit im Formulieren ...
- *Anerkennung:* Beförderung, Weiterbildung, Geschenke, Lohnerhöhung, positives Feedback, erwähnt werden ...

- *Sanktionen*: Weisungen, Befehle, Sanktionen, sich entziehen, Nein sagen, Bedingungen stellen
- *Körper*: Raum einnehmen: Körperhaltung, Stimme, erotische Ausstrahlung ...
- *Persönlichkeit*: Authentizität, Glaubwürdigkeit, Verlässlichkeit
- *Definition und Deutung*: Gedanken, Bilder, Theorien, Werte, Wissen; definieren, was wie zu verstehen ist; bewerten und beurteilen
- *Handeln*: Rollen ausführen, kreativ sein

Indem ich meine potenzielle Machtfülle auf die einzelnen Machtbasen und auf eine Situation bezogen einschätze (von 1 = keine Einflussmöglichkeit bis 5 = sehr hoch), gewinne ich mein Machtprofil für diese Situation. Ich kann mir auch überlegen, welches – aus meiner Sicht – die wichtigsten Machtbasen sehr wichtiger beteiligter/betroffener AkteurInnen sind. Als sehr hilfreich hat es sich erwiesen, die wichtigsten Machtbasen einzelner AkteurInnen in einem Soziogramm mit-einzubeziehen und zu visualisieren.

Die Verantwortung pastoral Verantwortlicher liegt darin, Prozesse ergebnisoffen, spirituell geprägt zu gestalten, das heißt, sich im Umgang mit Macht von Gottes Geistkraft leiten zu lassen. Aus christlicher Sicht ist diese jesuanische Geistkraft die eigentliche Machtquelle. Sich ihr zu öffnen bedeutet, sich und andere zu ermächtigen, den eigenen, immer begrenzten und gleichzeitig einmaligen Beitrag für den Prozess zur Verfügung zu stellen, in dem – so dürfen wir vertrauen – Gottes Geist wirkt und erkannt werden kann.

Die größte Herausforderung für pastoral Verantwortliche besteht wohl darin, selbst radikal auf Gottes Gegenwart in jeder und jedem und allem zu vertrauen und sich selbst voll und ganz mit allen Fähigkeiten und der ganzen Verantwortung diesem Wirken von Gottes Geistkraft zur Verfügung zu stellen, sich selbst dem Gottes-Geschehen im gemeinsamen Prozess auszusetzen, selbst wirklich Werkzeug, Wirk-Zeug zu werden – wobei wir wieder bei der grundlegendsten Bedingung der Möglichkeit solcher Prozesse überhaupt sind, nämlich, sich selbst in die erwähnten spirituellen Grundhaltungen einzuüben.

Ja, wie befreiend, nicht wissen zu müssen und im Vertrauen auf das Wirken von Gottes Geist rollengerecht, angstfrei und auf Augenhöhe mit andern zusammen hinzuhören auf uns selbst, aufeinander und auf Gottes Stimme in uns.

Wie kommt ein geistlicher Prozess in Gang?

Einige Voraussetzungen und Ideen auf der Basis der Ignatianischen Spiritualität

Hermann Kügler SJ

Die Kirche in Mitteleuropa verändert sich auf allen Ebenen. In Deutschland gibt es Kirchenentwicklungsprozesse in den ca. 17.000 Pfarreien und Seelsorgestellen genauso wie in den 27 Bistümern und bei den diözesan-übergreifenden Initiativen und Einrichtungen. Da die Grundressourcen Personal und Geld (es gibt weniger Priester im aktiven Dienst, und langfristig ist mit sinkenden Kirchensteuereinnahmen zu rechnen) nicht beliebig zu verändern sind, müssen die Entscheidungsträger Veränderungsprozesse planen, steuern und auswerten, damit absehbare Einbrüche die Gläubigen nicht allzu unerwartet treffen und zu Enttäuschungen, Verletzungen und Resignation führen.

Hinzu kommt ein drastischer Rückgang der „Nutzer“ kirchlicher Angebote. Die zweite Sinusmilieustudie von 2013 zeigte zwar, dass es in allen zehn Sinus-Milieus (katholische) Christen gibt. Zugleich aber belegt die Studie, dass die Kirche(n) zunehmend gesellschaftlich bedeutungslos werden. Unter der sichtbaren Oberfläche knirscht es gewaltig. Viele sind nur deswegen noch Mitglieder der Kirche, weil sie noch nicht ausgetreten sind. Zu gleichen Ergebnissen kommt der Religionsmonitor der Bertelsmann Stiftung von 2013: Für Deutschland kann man von einem weiteren Abbruch der Religiosität über die Generationen hinweg ausgehen. Eine Renaissance der Religion im traditionellen Sinne erscheint zzt. wenig wahrscheinlich.

Seit ein paar Jahren scheint sich – wenn der Eindruck nicht täuscht – ein gewisser Wandel abzuzeichnen, wie solche Veränderungsprozesse gesteuert werden: Veränderungsprozesse in den Bistümern und auf den Ebenen darunter sollen nicht nur und nicht vorrangig nach organisatorischen oder ökonomischen Aspekten gestaltet werden; verschiedene Bischöfe möchten die Prozesse, die den

anstehenden Wandel steuern sollen, als „geistliche Prozesse“ gestalten und gestalten lassen.

So stellen sich diese Fragen: Was ist ein geistlicher Prozess? Welche inhaltlichen und formalen Voraussetzungen müssen dafür bei den beteiligten Teilnehmenden gegeben sein? Wie beginnt ein geistlicher Prozess? Und wie läuft er dann ab?

Was ist ein geistlicher Prozess?

„Geistlich“ ist ein Prozess dann, wenn die Beteiligten den Willen Gottes suchen und finden wollen und dabei darauf vertrauen, dass Gott sie dabei führt (vgl. dazu den Vortrag von Franz Meures: Bistum Trier 2013).

„Wille Gottes“ – das ist ein großes Wort! So zu sprechen, ist aus dem kirchlichen Vokabular (fast) völlig verschwunden. Dennoch: Jesus selbst bitte im Vaterunser darum, dass Gottes Wille geschehen möge, „wie im Himmel, so auf Erden“. Wenn Menschen das ernsthaft wollen – bei allen Unsicherheiten und Zweifeln über den Weg und die Methodik – dann kann man davon sprechen, dass sie sich hin auf einen „geistlichen Prozess“ bewegen.

Damit meine ich folgendes: Es könnte ja sein, dass ein Einzelner oder eine Gruppe von Menschen auf dem Standpunkt stünde: „Ich suche mal nach dem Willen Gottes, und wenn ich ihn dann gefunden habe, dann schaue ich noch mal neu, ob er mir passt und ob ich ihn dann realisieren will.“ So ein Vorgehen wäre Spielerei. Mit dem Suchen muss auch der Wunsch verbunden sein, das Gefundene dann zu realisieren.

Welche inhaltlichen und formalen Voraussetzungen müssen dafür bei den beteiligten Teilnehmenden gegeben sein?

Damit ein geistlicher Prozess gelingen kann und keine Spielerei wird, ist deswegen vor Beginn eine Vergewisserung nötig, ob die folgenden Voraussetzungen auch gegeben sind:

1. Es muss der klare Wille der verantwortlichen Autorität (z. B. des Bischofs) vorhanden sein, einen Entscheidungsprozess wirklich als geistlichen Prozess gestalten zu wollen.
2. Es braucht eine klare Fragestellung und eine von den Beteiligten geteilte Sichtweise und Verständigung darüber: Was steht zur Unterscheidung und Entscheidung konkret an (und was nicht)?
3. Es bedarf einer Steuerung durch eine oder mehrere Personen, die einem klaren Konzept folgen und konzept-geleitet den Prozess steuern.
4. Es bedarf des Willens, das Erkannte dann auch umzusetzen!

In der Sichtweise der Ignatianischen Spiritualität – die natürlich nicht die allein-seligmachende ist – bringen darüber hinaus die Prozessbeteiligten – idealtypisch – die folgenden Voraussetzungen mit.

- liebevolle Aufmerksamkeit

Im Exerzitienbuch schreibt Ignatius, es sei vorauszusetzen, „dass jeder gute Christ bereitwilliger sein muss, die Aussage des Nächsten zu retten, als sie zu verurteilen; und wenn er sie nicht retten kann, erkundige er sich, wie jener sie versteht, und versteht jener sie schlecht, so verbessere er ihn mit Liebe ...“ (Ignatius von Loyola 2008, Nr. 22).

Auf seine Mitmenschen, ihre Äußerungen und auf Prozesse in Gruppen liebevoll aufmerksam zu sein, bedeutet, ihnen in einer Haltung grundsätzlichen Wohlwollens zu begegnen: Ich gehe davon aus, dass Gottes Geist nicht nur in mir wirksam ist, sondern auch in allen (!) anderen am Prozess Beteiligten, und dass in den Äußerungen der anderen wichtige Aspekte vorhanden sind, die ich selber vielleicht nicht sehe oder nicht sehen kann. Wenn ich ihnen zuhöre, filtere ich die Beiträge der anderen nicht danach, ob sie mir sympathisch oder unsympathisch sind.

- Indifferenz

Wenn Ignatius von Indifferenz redet, dann meint er die „Freiheit des Geistes“, sich am Anfang eines Prozesses nicht auf *eine* Sichtweise festzulegen, sondern

die Bereitschaft zu bewahren, inhaltlich auch das Gegenteil tun zu können. Indifferent zu sein bedeutet: Ich habe keine offene oder geheime Agenda, die ich durchsetzen will (etwa in Form eines imperativen Mandats derer, die mich gewählt haben), sondern ich halte mich innerlich frei für verschiedenen Optionen und Ergebnisse.

Das ist etwas anderes als der alltägliche Sprachgebrauch. Da meint „Indifferenz“ oft so viel wie Gleichgültigkeit: es ist alles gleich gültig und damit egal. Der Jesuit Willi Lambert nennt Indifferenz die „Relativitätstheorie der Spiritualität“. Absolut ist nur die Liebe. Sie hat absolute Priorität. Auf sie ist alles bezogen. Aus Liebe kann jemand sogar Leib und Leben riskieren.

- Unterscheidungsfähigkeit

Bevor ein Gremium eine *Entscheidung* trifft, wird es gut sein, verschiedene Alternativen zu *unterscheiden*: was bewegt uns und in welche Richtung? Unterscheidungsfähigkeit heißt, dass die beteiligten Menschen die von ihnen dabei erlebten inneren und äußeren Bewegungen und Antriebe daraufhin prüfen können, ob sie mehr zu Gott und zu den Mitmenschen hinführen oder eher davon weg, und dass sie sich dabei den Realitäten der Welt und der Menschen um sie herum stellen.

- Orientierung am „Mehr“

„Mehr“ – „magis“ – ist ein „magisches“ Wort der Ignatianischen Spiritualität – und kann gründlich missverstanden werden, wenn man es versteht als inneren Antreiber, alles immer schneller, schöner und perfekter machen zu wollen. Was es für Ignatius meint, lässt sich vielleicht am besten am Unterschied zwischen Effizienz und Fruchtbarkeit zeigen. Effizienz ist bisweilen bereit, quasi „über Leichen zu gehen“ und geschieht oft auf Kosten der Beziehung („Dafür habe ich jetzt keine Zeit“). Fruchtbarkeit ist nicht denkbar, ohne die beteiligten Menschen im Auge zu behalten.

Ich bemühe mich, dafür offen zu sein: Welches Ergebnis dient mehr dazu, Gott und den Nächsten zu dienen? Wovon haben mehr Menschen etwas, um in

Glaube, Hoffnung und Liebe zu wachsen? Was dient mehr universalen Gütern statt partikulären Interessen?

- Den Unterschied zwischen Ziel und Mitteln sehen

Sprechen wir etwa über strategische Ziele oder geht es uns um operative Umsetzungen von strategischen Zielen? Für Ignatius ist es entscheidend, die Mittel zum Ziel hin zu ordnen und nicht das Ziel zu den Mitteln (vgl. den Beitrag von Michael Dörnemann in diesem Band).

Das einzige wirklich wichtige Ziel ist für Ignatius eigentlich nur, dass Gott im menschlichen Tun gelobt und verherrlicht wird und ihm allein die Ehre gegeben wird. Im Grunde ist das der Weg Jesu. Bei der Versuchung durch den Teufel (Mt 4,1–11 und Lk 4,1–13) kontert er mit dem Hinweis, es ginge darum, einzig vor Gott „sich niederzuwerfen und ihm allein zu dienen“ – und niemandem sonst. Alles Übrige sind Mittel – auch die Kirche übrigens! Sie sollen dem Menschen helfen, dieses Ziel zu verfolgen.

Wie beginnt ein geistlicher Prozess?

Ein geistlicher Prozess kommt dann in Gang, wenn die beteiligten Menschen die von ihnen erlebten inneren und äußeren Bewegungen und Antriebe daraufhin prüfen, ob sie mehr zu Gott und zu den Mitmenschen hinführen oder eher davon weg, und wenn sie sich dabei den Realitäten der Welt und der Menschen um sich herum stellen. So werden sie zu Entscheidungen fähig, welchen Weg sie vor Gott gehen wollen. Dies ist gemeint, wenn in der christlichen Spiritualität vom „Suchen und Finden des Willen Gottes“ die Rede ist.

Was bewegt uns miteinander, und wohin bewegt es uns? Das ist keine rein theoretische Frage. Wenn Menschen aufmerksam auf sich selbst sind, auf Gott, auf die Welt und auf die Menschen um sie herum, dann wird durch diese *drei Pole der Aufmerksamkeit* gleichsam ein Spannungsfeld abgesteckt, innerhalb dessen ein solcher Prozess als *geistlicher Prozess* stattfinden kann (vgl. zum Folgenden noch einmal der Vortrag von Meures: Bistum Trier 2013).

Einerseits ist die Aufmerksamkeit erforderlich für die Mitmenschen und die äußeren Ereignisse der Welt. Eine *zweite Aufmerksamkeit* richtet sich auf das Geheimnis Gottes. Dies geschieht ausdrücklich im Gebet, in der Meditation, in der Liturgie, im Lesen und im Betrachten der Heiligen Schrift. Die *dritte Richtung* geht auf die Regungen und Antriebe, die sich bei den Beteiligten einstellen, damit sie sensibel werden und ein Gespür für die Gefühlsregungen, Abläufe, Stimmungen und Gedanken in ihrem Inneren entwickeln.

Wenn diese drei Pole der Aufmerksamkeit im Bewusstsein miteinander in Beziehung treten, dann beginnt der eigentliche Prozess der geistlichen Unterscheidung, was für die Gruppe, das Gremium etc. in ihrer einmaligen und konkreten Lebenssituation das Bessere sein könnte. Die äußeren Ereignisse wirken sich auf die Wahrnehmung des Mysteriums Gottes aus. Dadurch wird sich die Gottesfrage oft überhaupt erst stellen. Eine schlimme Naturkatastrophe oder ein schwerer Unfall kann die Frage auslösen, was das alles mit einem liebenden und gnädigen Gott zu tun hat. Umgekehrt wirkt sich der Glaube an Gott auf die Wahrnehmung der äußeren Ereignisse aus: Wird jemand angesichts solcher Erfahrungen zynisch und verbittert oder motivieren sie ihn, tatkräftig zu helfen, den Menschen beizustehen und überhaupt sich zu engagieren? Ignatius beschreibt dies mit dem Schlüsselwort „Gott in allen Dingen suchen und finden“.

Ebenfalls wirkt der Glaube an Gott auf die Gruppenprozesse der Beteiligten. Eine Gruppe erlebt sich etwa von Gott angenommen oder verstoßen. Auch die innere Dynamik einer Gruppe wirkt sich auf den Glauben aus. So kann etwa eine große Niedergeschlagenheit dazu führen, auch jeden Geschmack am Glauben, am Gebet und am religiösen Leben zu verlieren. Die äußeren Ereignisse der Welt wirken sich auf die innere Befindlichkeit und „Stimmung“ einer Gruppe aus, indem sie von ihnen sensibilisiert wird oder indem sie sie kalt lassen (aktuell z. B. in der Flüchtlingsfrage).

Die inneren Regungen und Zustände beeinflussen aber auch die Art, wie eine Gruppe ihre Wirklichkeit wahrnimmt, ob etwa Nörgler in jeder Suppe das berühmte Haar finden und dann „auf hohem Niveau“ jammern und klagen. Dies soll nur verdeutlichen, wie durch die dreifache Aufmerksamkeit ein Unterscheidungsprozess in Gang kommt.

Literatur:

Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen. Nach dem spanischen Autograph übersetzt von Peter Knauer SJ, Würzburg [1544] 2008.

Bistum Trier (Hg.), Gedanken zur Synode als geistlichem Prozess von Pater Meures, 2013, youtu.be/7Qcm5vZ1K-M.

Geistliche Prozesse und der Unterschied zwischen Ziel und Mitteln

Michael Dörnemann

Wenn sich ein Bistum, eine Pfarrei bzw. Pfarreiengemeinschaft, ein Orden oder eine kirchliche Einrichtung entscheidet, mit Hilfe eines geistlichen Prozesses die notwendigen Veränderungen zu gestalten, dann ist es neben den anfänglichen Vereinbarungen über das zu Entscheidende und Unterscheidende und dem Willen zur späteren Umsetzung des Erkannten wichtig, zunächst das Ziel oder die Ziele zu benennen, das oder die erreicht werden sollen, sowie die Mittel, mit denen man das Ziel oder die Ziele erreichen möchte.

Letztlich geht es in der Nachfolge Jesu um das zentrale Ziel, dass Gott geliebt und geehrt wird und dass die Gottesverehrung verbunden ist mit der Liebe zum Nächsten (Mt 22,37–40; Mk 12,29–33; Lk 10,25–28). Wenn diese beiden zentralen Ziele feststehen, wird im nächsten Schritt darauf geschaut werden müssen, was sich im lokalen Kontext zeigt, was dort ist. Wo und wie wird die Gottes- und Nächstenliebe sichtbar in unserer Pfarrei, in unserer Gemeinschaft, in unserer Einrichtung? Welche Kräfte nehmen wir bei uns und in unserer Umgebung wahr? Wo sehen wir Spuren der Gottes- und Nächstenliebe in unserem Umfeld? Unter welchen Rahmenbedingungen leben wir? Wer engagiert sich wie und in welcher Form? Wer fragt nach dem Evangelium? Wo sind wir präsent und wo nicht? Welche finanziellen und personellen Ressourcen haben wir mittel- und langfristig zur Verfügung? Es wird gemeinsam auf die personellen und wirtschaftlichen Mittel geschaut, die zur Verfügung stehen. Was haben wir? „Fünf Gerstenbrote und zwei Fische! Was ist das für so viele?“ (Joh 6,9). Wie können wir das, was wir haben, fruchtbar machen für die Vielen?

Folgende Schrittfolgen sind zu beachten:

- Sachlicher Klärungsprozess (Entscheidungsfrage und Teilentscheide)
- Persönliche Aspekte
- Gruppenaspekte

- Geistliche Unterscheidung
- Vorbereiten, Starten, Beraten und Entscheiden, Umsetzen, sind die entscheidenden Schritte im Prozess.

Von welchen Abhängigkeiten lasse ich mich leiten, lässt sich die Gruppe, die zu entscheiden hat, leiten? Gerade bei den persönlichen wie den Gruppenaspekten spielen Herz und Gefühle eine besondere Rolle, die es sich bewusst zu machen gilt. Geht es in einem Entscheidungsprozess bspw. auch um die Schließung und Umnutzung eines Kirchengebäudes oder eines Ordenshauses, spielen die emotionalen Momente eine große Rolle. Biographische Stationen und besondere Momente im Leben verbinden sich mit dem Gebäude, Lebensentscheidungen sind dort getroffen worden. Das Herz darf nicht unberücksichtigt bleiben. Denn ich beteilige mich nur an der Umsetzung, wenn ich auch mit dem Herzen Ja sage und Freude am Umsetzen habe. Und doch ist auch in diesen Fällen die Gewinnung der Indifferenz notwendig, um nüchtern zur Beurteilung des Sachstandes zu kommen. Wichtig ist zudem, dass die gemeinsam gewonnenen Erkenntnisse, die durch den Austausch und das Gespräch in der Gruppe ermittelt werden, in Gebet, Schriftbetrachtung und Liturgie auch immer wieder gemeinsam vor Gott gebracht werden. Geistliche Entscheidungsprozesse gelingen nur, wenn alle Beteiligten in der Haltung des Vertrauens und der inneren Freiheit gegenüber Gott und dem konkreten Nächsten leben und agieren und die Grundhaltung des Hörens und nicht die des Debattierens einnehmen. Das setzt bei allen eine hohe Reflexionsfähigkeit voraus. Herz und Verstand sind gleichermaßen zu berücksichtigen. Alle Beteiligten müssen zu Wort gekommen sein. Bei der Gestaltung solcher Prozesse braucht es grundsätzlich die Haltung der Offenheit und des Vertrauens in die Gegenwart des Geistes Gottes, der auch die Kirche vor Ort leitet, und zu allen, die in diesen Prozessen aktiv mitwirken, und nicht zuletzt für die von den Konsequenzen solcher Prozesse betroffenen Menschen.

Bei der Verständigung auf die Mittel, die man zur Erreichung des Zieles benutzen will, braucht es die Unterscheidung der Geister. Welche Mittel fördern Wachstum? Was hindert eher das Wachstum? Was hilft Menschen zum Leben auf? Wo wird Totes, wo werden auch tote Steine konserviert? Wo wird Menschen aufgeholfen zum Leben, wo können sie aufatmen?

Die Akteure müssen sich im Veränderungsprozess der Botschaft und der Person Jesu stellen und von ihm her lernen, der dem Menschen begegnet mit der Frage: „Was willst Du, dass ich Dir tue?“ (Mk 10,51; Lk 18,41). Ein Mittel, um zum Ziel zu gelangen, ist, von außen her oder von der Perspektive anderer Menschen her auf die Situation zu schauen. Die Entscheidungsprozesse müssen dazu führen, dass mehr Begegnung mit Gott und den Menschen ermöglicht wird. Begegnungen, die ein – auch punktuell – persönliches Verhältnis in allen Bereichen der kirchlichen Grundvollzüge schaffen: in der Glaubenskommunikation, im diakonischen Handeln mit Formen individuellen Tröstens, mit Erfahrungen von Heilung, von Befreiung auch mit politischem Anspruch, in liturgischen Feiern, die das Christusmysterium erfahrbar werden lassen und in Gemeinschaftsformen, die dem Menschen guttun und ihn heute bestärken in Glaube, Hoffnung und Liebe.

Wenn das große Ziel klar ist, gilt es, die strategischen Ziele in den Blick zu nehmen und davon die operativen Umsetzungen der strategischen Ziele zu unterscheiden. Die Mittel müssen dem Ziel dienen, nicht das Ziel den Mitteln. Welche Methoden hierbei anzuwenden sind, ist sicherlich zweitrangig und je nach Komplexität der anzugehenden Veränderungsprozesse immer wieder neu zu überlegen, jedoch darf dabei das zu erstrebende Ziel nicht aus dem Auge verloren werden.

So kann es vielleicht nach Verständigung durch alle Beteiligten dazu kommen, dass am Ende nach vielen Beratungsschleifen, die Entscheidung durch Gebet und Losverfahren wie bei der Nachwahl des Matthias zum Apostelkollegium (Apg 1,21–26) herbeigeführt wird. Sollte sich herausstellen, dass nach der Entscheidung sich allerdings kaum jemand bereitfindet, an der Umsetzung mitzuwirken, ist die gefällte Losentscheidung sicherlich zu hinterfragen, da sie wohl nicht dem Leben der Beteiligten dient, und Gottes- und Nächstenliebe nicht in geeigneter Weise realisiert werden.

Als in der Kirche wirkende Akteure müssen wir uns zudem bewusst sein, dass wir immer auch Teil der Gesamtkirche sind, die sakramental strukturiert ist. Wo Christinnen und Christen leben und wirken und sich den Veränderungen stellen, bilden sie das größere WIR der Kirche und verstehen sich als ein Teil des Ganzen der katholischen Kirche. Katholisch ist hier bewusst im ursprünglichen

Wortsinn zu verstehen: als allumfassend, was somit in unserer Zeit bedeutet, Veränderungsprozesse im Kontext der Ökumene zu gestalten.

Tiefe und Weite

Von geistlichen Veränderungsprozessen und der Ermöglichung kreativer Selbstdistanz

Christopher Maaß

„Die Verklärung dieses Pastoralen Prozesses zu einem geistlichen Prozess finde ich fast unanständig, es soll ihn nämlich unangreifbar machen“, so formulierte es Wolfgang Thierse in einem der Berliner Abendgespräche, die als „Nikodemusgespräche“ einen Raum für ein geistliches Nachdenken eröffnen wollen. Diese Bemerkung zeigt, dass es geistliche Veränderungsprozesse schwer haben, sich als solche auch zu erweisen, sie sogar unter Ideologieverdacht geraten. Thierse stellt die Offenheit in Frage, die geistliche Prozesse brauchen. Jesus selbst macht im existentiellen Gespräch mit Nikodemus, einem führenden Vertreter der Pharisäer, klar, dass der Geist weht, wo er will (Joh 3,8).

Im Erzbistum Berlin ist der Veränderungsprozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ von Anfang an als ein geistlicher Prozess angeregt worden, auch wenn eine Strukturveränderung in der Pfarreien-Landschaft mit auf dem Plan steht. Deutlich in den Mittelpunkt sind pastorale und geistliche Fragen gerückt: die Frage nach Gott, die Frage nach der Christusbegegnung, nach Verkündigung, Sendung und Auftrag. Es soll ein geistlicher Weg des Umdenkens sein, „um sich immer wieder neu für die Gegenwart Gottes zu öffnen“ (Erzbistum Berlin 2013, 4). Zugleich scheinen in dem angestoßenen Veränderungsprozess für viele kirchlich Engagierte jedoch die Debatten um Pfarreigröße und Grenzen, um Personalbedarf und Finanzen viel naheliegender und relevanter zu sein. Also wird es doch nur als ein Strukturprozess empfunden?

Wie verhalten sich strukturelle und geistliche Prozesse zueinander? Viele derzeitige kirchliche Veränderungsprozesse in den Diözesen Deutschlands werden als geistliche Prozesse benannt, mehr noch: Diesen Veränderungen wird nur ein Erfolg vorausgesagt, wenn sie als geistliche Prozesse vollzogen werden. Ihnen

werden oft rein strukturelle Prozesse gegenübergestellt, die eher von finanziellen oder personellen Fragen geleitet sind.

„Gott umarmt mich mit der Wirklichkeit“, so schreibt der hl. Ignatius von Loyola. Gott sucht die Begegnung mit den Menschen in der ganzen Wirklichkeit des Lebens. Sein Geist ist in allem zu finden. Struktur und Geist gehören daher meines Erachtens zusammen. Können kirchliche Veränderungsprozesse daher überhaupt rein strukturelle Veränderungsprozesse sein, ohne zugleich geistliche zu sein? Die Behauptung eines geistlichen Prozesses reicht aber noch nicht aus. Woran ist nun ein geistlicher Prozess zu erkennen? Woran merkt man, dass er geistlich ist?

Auf meine konkrete Frage, die ich in verschiedenen Gremien oder Einzelpersonen gestellt habe, habe ich sehr unterschiedliche Antworten erhalten: Geistlich sei er dann,

- wenn Menschen wieder miteinander reden, die vorher im Streit waren,
- wenn auf das Wort Gottes gehört wird,
- wenn mehr gebetet wird,
- wenn die Menschen mehr in den Blick kommen,
- wenn die Frage nach Gott wachgehalten wird,
- wenn es gelingt, Menschen mit Gott in Berührung zu bringen,
- wenn alles davon geleitet ist, dass Gott es ist, der handelt und mit seinem pilgernden Volk durch die Zeit unterwegs ist.

Allen Aussagen gemeinsam ist die Suche nach Erfahrung der Wirklichkeit Gottes.

Deutlich wahrnehmbar ist seit einigen Jahren ein Bemühen, mehr als (nur) Strukturen in den Blick zu nehmen. In kirchlichen Veränderungsprozessen verändert sich die Ausgangsfrage: Nicht mehr der Umbau kirchlicher Strukturen rückt in den Mittelpunkt, sondern Fragen wie z. B.: Was will Gott von uns hier und heute? Oder: Wozu sind wir als Kirche da?

Dem Jesaja-Wort „Siehe, nun mache ich etwas Neues; schon sprießt es, merkt ihr es nicht?“ (Jes 43,19) folgend beginnt der geistliche Veränderungsprozess mit der

Bereitschaft, Wandlung und Verwandlung von Gott her zu denken, sich überraschen zu lassen und Neues zu entdecken. Der konkrete Ausgangspunkt liegt bei Jesaja im Sehen, in der Wahrnehmung. Das ist in der Regel nicht anders bei Veränderungsprozessen in Unternehmen und Organisationen, die mit Analyse und Diagnose beginnen. „Eine gute Diagnose ist die halbe Miete“ (Doppler/Lauterbach 2002, 233). In geistlichen Veränderungsprozessen wird der Blick geweitet und geht in die Tiefe. Es geht mit dem Blick auf die Menschen um ein Hören auf Gott: „Sucht aber zuerst sein Reich und seine Gerechtigkeit; dann wird euch alles andere dazugegeben“ (Mt 6,33).

So heißt Wahrnehmung einerseits „Hörer des Wortes“ zu sein, also die Begegnung mit Jesus Christus zu suchen, andererseits die Zeichen der Zeit zu erkennen. Der Blick richtet sich dabei auf die Welt, in der wir ganz konkret leben, auf die Menschheitsfamilie und „den rechten Aufbau der menschlichen Gesellschaft“ (*Gaudium et spes* 3). Am Anfang der Pastoralkonstitution des II. Vatikanums wird auf die enge Verbindung von Kirche und Welt hingewiesen, die zum Hinhören auf Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen führt (vgl. GS 1–3). Es ist nicht nur der Blick nach außen, sondern eine Orientierung für pastorales Handeln durch den Blick in das Angesicht der Menschen. Erneuerung in der Pastoral und Erneuerung der Kirche, so zeigte sich in der Tagung „Pastoral hinter dem Horizont“ auf dem Mont Sainte Odile, braucht vielleicht diese radikale Außenperspektive. Damit sind die Erkundungen im sozialen Nahraum nicht nur eine Methode der Analyse, sondern Neuorientierung.

Die so gestaltete Wahrnehmung bedeutet noch mehr: Sie führt in die Haltung der Achtsamkeit und eröffnet neue Perspektiven. Ein gutes Gerüst dafür bietet P. Franz Meures SJ, der als Ausgangspunkt für geistliche Prozesse drei Pole der Aufmerksamkeit beschreibt: Aufmerksamkeit für die Welt und die Menschen, Aufmerksamkeit für Gott und die Aufmerksamkeit auf die inneren Regungen und Gefühle des Einzelnen (vgl. ausführlicher im Beitrag von Hermann Kügler in diesem Band). Diesen Aufmerksamkeiten gilt es Raum zu geben. Die drei Pole der Aufmerksamkeit eröffnen in der Dynamik von Gruppen und Gremien den Blick auf Kommunikation und Partizipation bzw. deren Ermöglichung. Ermöglichung von Partizipation bedeutet hier Ermöglichung der Teilhabe am Leben Gottes und der Teilhabe der Menschen am Leben (vgl. Padilla 2016, 317 f.); es

geht um ein Beziehungsgeschehen, das von Gott her zu denken ist und die Menschen einschließt, in meinem Umfeld, in der Nachbarschaft, mit denen ich lebe und arbeite.

Der zweite Blick geht auf die Art und Weise der Kommunikation, die ermöglichend sein will, die aufmerksam für ein Wachsen jedes Einzelnen ist. Das gemeinschaftliche Hinhören auf das Wort Gottes und das Wahrnehmen der Spuren Gottes und seiner heilbringenden Wirklichkeit für alle Menschen in unserer Zeit eröffnet Räume des Suchens und Nachdenkens, was Gott von uns erwartet, an diesem Ort, in dieser Zeit. Damit dieses nicht instrumentalisiert wird, ist die Gemeinschaft, bzw. der Dialog und das achtsame Hören aufeinander notwendig.

Was heißt dies nun konkret für Gremien in geistlichen Veränderungsprozessen, den Steuerkreisen, Ausschüssen und Arbeitsgruppen? Jedes Planen, Vorbereiten und Nachdenken steht im Horizont der Verkündigung des Reiches Gottes, der Verkündigung der befreienden Botschaft Jesu Christi und im Dienst an gerade den benachteiligten Menschen. Vor diesem Horizont und im Vertrauen auf das Geschenk des Heiligen Geistes können wir gelassen an die Bewältigung der vielen Aufgaben gehen, ohne uns im Hamsterrad der Alltäglichkeiten aufreiben zu lassen. Es ist gut, sich diesen Grund, auf dem wir stehen, immer wieder bewusst zu machen und den geistlichen „roten Faden“ auch sichtbar werden zu lassen. Wenn der Glaube, der uns verbindet, miteinander geteilt wird, wird nicht nur eine Stärkung der Gemeinschaft erfahren, sondern wird auch der Blick nach rechts und links und nach oben geweitet.

Ein Zweites ist ein Grundvertrauen in das Wirken des Geistes in jedem Menschen: „Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt“ (1 Kor 12,7). Papst Franziskus schreibt: „Kraft der empfangenen Taufe ist jedes Mitglied des Gottesvolkes ein missionarischer Jünger geworden (vgl. Mt 28,19). Jeder Getaufte ist, unabhängig von seiner Funktion in der Kirche und dem Bildungsniveau seines Glaubens, aktiver Träger der Evangelisierung, und es wäre unangemessen, an einen Evangelisierungsplan zu denken, der von qualifizierten Mitarbeitern umgesetzt würde, wobei der Rest des gläubigen Volkes nur Empfänger ihres Handelns wäre“ (*Evangelii gaudium* 120). Die französische

Mystikerin Madeleine Delbr el formuliert: Alle Getauften sind „mit Gott geladen“ (vgl. Schleiner 2014, 8). In dieser Haltung kann ich darauf vertrauen, dass es nicht allein auf mich ankommt, sondern darauf, miteinander zu wachsen.

Geistliche Veränderungsprozesse leben von Pausen – kreative Selbstdistanz

Nicht nur durch die Tagung auf Mont Sainte Odile selbst, sondern auch im Austausch dort und im Diskurs mit den Verantwortlichen des Prozesses APG 2.1 in Wien zeigte sich, dass geistliche Prozesse davon leben, immer wieder konkret für Räume der Unterbrechung und Reflexion zu sorgen – in allen Phasen der Veränderungsprozesse mit kleineren und größeren Momenten des Innehaltens. Sie dienen der Vergewisserung, ob der Weg stimmt, ob wir der Sendung Jesu Christi folgen, und auch, ob jemand oder etwas übersehen oder vergessen wurde. Die bewusste Unterbrechung ist keine Kaffeepause, sondern ein Sich-Einfinden vor Gott, eine Zeit der Begegnung mit Jesus Christus, ein Raumgeben für die Wirklichkeit des Geistes Gottes. In dieser Weise ist es eine kreative, schöpferische, geistvolle Unterbrechung, deren Formen vielfältig sein können: Stille, Gebet und Hören auf das Wort Gottes, Begegnung mit der Offenbarung Gottes in der Heiligen Schrift. Sie ermöglicht, einen Schritt zurückzutreten, Distanz zu eröffnen, um Neues zu sehen, sie ermöglicht, subkutane Zwischentöne zu heben und in Kommunikation, in Beziehung zu treten mit Gott und den Anderen. Die Unterbrechung hilft, „ein System dabei zu unterstützen, (wieder) einen selbstreferentiellen Standpunkt einzunehmen und in eine ‚reflexive Distanz‘ zu sich selbst zu treten, um Differenzen und Divergenzen als potentielle Erweiterung der Selbstbegrenzung zu nutzen. In diesem Zu-Sich-Selbst-Verhalten kann das System die Tiefenstruktur des Handelns, also die eigenen Muster, Kommunikationen und Regeln als strukturierende Merkmale erschließen“ (Janzen 2016, 11 f.). Die Selbst-Distanz als ein Sich-öffnen für Gott kann einerseits als Haltung des Einzelnen und andererseits als institutionalisierte Form in Systemen eine neue Kultur der Aufmerksamkeit und des Hörens ermöglichen. Hierin wird auch sichtbar, wie wichtig in geistlichen Prozessen eine prozessorientierte Gestaltung ist.

Dafür braucht es Menschen, die für diese Unterbrechungen sorgen, im besten Fall ein Team, das für die geistliche Begleitung von Gruppen sensibilisiert und vorbereitet ist. Um über den Glauben zu sprechen, in eine Haltung liebender Aufmerksamkeit zu kommen, Hörender zu sein, braucht es Übungsräume. Uns prägt stärker die Debatte und die Kontroverse, oft genug der Austausch von Positionen und das Abstecken von Machtbereichen.

In den Diskussionsrunden auf dem Odilienberg hat sich auch die Frage nach Orten des Einübens des geistlichen Austauschs über den Glauben verstärkt. Sprachfähig und fähig zum Austausch über die eigenen Erfahrungen mit Gott zu werden, scheint eine Herausforderung zu sein, gerade weil – anders als auf dem Areopag – viele Menschen nicht mehr nach Gott fragen. Geistliche Prozesse rechnen mit dem Wirken des Heiligen Geistes. Daher brauchen sie Achtsamkeit und die Ermöglichung, Gottes-Offenbarung wahrzunehmen; dieses bewusst in allen Phasen eines Prozesses institutionalisiert bedeutet konkret, Freiräume zu lassen, die dieses ermöglichen, sowie die Bereitschaft umzusteuern.

Literatur:

Doppler, Klaus/Lauterbach, Christoph, Change Management. Den Unternehmenswandel gestalten, Frankfurt a. M./New York 2002.

Erzbisum Berlin (Hg.), Wo Glauben Raum gewinnt. Pastorale Leitlinien für das Erzbisum Berlin, 2013, www.erzbistumberlin.de/fileadmin/user_mount/PDF-Dateien/Glaube/GlaubenRaum/PL_Broschuere_EinSei.pdf

Jansen, Helmut, Biblische Interventionen. Chancen und Grenzen für die kirchliche Organisationsberatung, Abschlussarbeit im Rahmen der Ausbildung Organisationsberatung in St. Virgil/Salzburg, Berlin 2016, unveröffentlicht.

Padilla, Estela P., Partizipation wird zu einer Kultur. Über die Fortbildung von ehrenamtlich Engagierten in der katholischen Kirche der Philippinen, in: Kröger, Elisa (Hg.), Wie lernt Kirche Partizipation. Theologische Reflexion und praktische Erfahrungen, Würzburg 2016, 311–330.

Schleinker, Annette (Hg.), Madeleine Debrêl, Deine Augen in unseren Augen. Die Mystik der Leute von der Straße, München/Zürich/Wien 2014.

Pastoralplanung und der Horizont der Pastoral – eine Verhältnisbestimmung

Arnd Bünker

Wenn sich Frauen und Männer aus der „KirchenentwicklerInnen-Szene“ im nahegelegenen Ausland treffen, um über die „Pastoral hinter dem Horizont“ nachzudenken, dann erlaubt es diese räumliche Distanz auch, den ganz großen Fragen nachzugehen. Zu diesen Fragen zähle ich auch die Frage nach dem Verständnis des „Horizonts“ der Pastoral. Verschiedene Konzepte von „Horizont“ sind hier denkbar – und jede Antwort führt in der Weiterarbeit zu ganz unterschiedlichen Ideen und Vorstellungen von der „Pastoral hinter dem Horizont“.

Geht es um zeitliche Markierungen der Zukunft, z. B. „in 10 oder 20 Jahren“? Geht es um räumliche oder soziale Wahrnehmungsgrenzen (z. B. Pastoral in Regionen oder in Milieus ohne messbare Kirchenpräsenz) oder geht es um eine klare Grenzziehung rund um das Machbare überhaupt, weil der Horizont eben die Grenze zum Nicht-Wissbaren, Nicht-Machbaren und Nicht-Planbaren bezeichnet?

Die verschiedenen Horizont-Verständnisse haben alle ihre Berechtigung. Zugleich stellt sich aber auch die Frage ihres Zueinanders. Im Folgenden möchte ich zwei Horizonte ins Auge fassen und ihre Verhältnisbestimmung zu beschreiben versuchen: Pastoralhorizont und Pastoralplanungshorizont.

Pastoralhorizont

Als Pastoralhorizont möchte ich keine zeitliche oder räumliche, sondern eine situative Grenze beschreiben, die durch die Begegnungsdynamik zwischen Menschen gegeben ist und die durch diese verschoben, verändert oder erweitert wird.

Pastoral herausfordert – und zwar an einer Grenze zum Nicht-Planbaren und zum nicht Vorausbestimmbaren – sind Menschen, Getaufte, Seelsorgende und

Gemeinden in jeder zwischenmenschlichen Begegnung, die ihnen widerfährt. Streng genommen schließt diese Widerfahrnis daher Planung aus, wenn man nicht die Offenheit für die konkrete und je andere und neue Situation zugunsten einer „Fallkategorisierung“ und Typisierung beschneiden und somit den pastoralen Horizont des Nicht-Schon-Wissens verkleinern oder sogar umgehen möchte.

Als Pastoralhorizont möchte ich diejenige Grenze zum Unbekannten bezeichnen, der eher mit einer Haltung denn mit Planung begegnet werden kann. Es geht um die bewusste Haltung der risikobereiten Offenheit, des Staunens oder der Überraschungsfähigkeit, um die Haltung einer situativen Planungs- und Absichtslosigkeit, die in der Begegnung mit Anderen das ehrliche Interesse am Wohlergehen des oder der Anderen nicht schon mit Maßnahmen, Empfehlungen und Lösungen verstellt. Vielmehr geht es vorrangig um das Hinhören, das gemeinsame Wahrnehmen und Entdecken dessen, was die aktuelle Situation und Widerfahrnis schließlich zum Ereignis einer Ahnung von Gott im Leben der Beteiligten werden lässt oder werden lassen kann. Dies kann manchmal als explizit gedeutete spirituelle Erfahrung geschehen und sehr viel öfter in der Erfahrung menschlicher Zuwendung, konkreter Hilfeleistung, politischen Engagements, der Anteilnahme an Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute usw. Der Pastoralhorizont ist beim Seelsorgebesuch am Spitalbett ebenso echter Horizont, also echte Grenze zum Unbekannten, zum Unbestimmten, wie bei der Reaktion von Millionen Menschen bei der Konfrontation mit zahlreichen Flüchtlingen, die in kürzester Zeit und völlig ungeplant in ein Land kommen.

Planung ist hier erst in zweiter Linie von Bedeutung. Zunächst geht es darum, schlicht dem neuen Horizont, der Widerfahrnis, nicht auszuweichen. Es geht darum, das, was passiert, nicht nur als Störung des bestehenden Betriebsablaufs zu sehen. Es soll nicht möglichst ungeschehen oder unsichtbar gemacht, sondern angenommen werden als Herausforderung für das eigene Wahrnehmen, als Herausforderung des Aushaltens dieser Wahrnehmung (samt aller offensichtlich werdenden Risiken), als Herausforderung, darin die eigene Betroffenheit zu sehen und sich dazu mit Empathie und nicht mit Abwehr zu verhalten. Schließlich geht es um die Herausforderung, mit allen an einer Situation Beteiligten den Horizont gemeinsam zu erschließen, zu deuten und ihn zu verändern, wichtige

Bedürfnisse zu erkennen und zu befriedigen sowie perspektivisch weitere Herausforderungen und Aufgaben zu bewältigen.

Erst dann geht es auch um Planung, um Sicherheiten im Chaos, um Versorgung im Mangel und um Routinen im Umgang miteinander. Diese Planungsebene ist jedoch kaum vorausschauend zu bearbeiten und setzt dann das Mitwirken aller Beteiligten voraus. Gerade diese Mitbeteiligung aller Betroffenen ist nicht im Voraus zur Begegnung schon planbar, da die Betroffenen erst im situativen Horizont der Pastoral erkennbar werden. Niemand kann daher auf alle denkbaren und undenkbaren Wechselfälle des Lebens, auf alle pastoralen Horizonte planerisch vorbereitet sein. Aber: Man kann sich in Haltungen einüben, die in unplanbaren Widerfahrnissen, Pastoralhorizonten, tragen, ermutigen und befähigen, um dem Unbestimmten mit Hoffnung, die als christliche Hoffnung gedeutet werden kann, zu begegnen.

Pastoralplanung

Pastoralplanung besteht angesichts dieses Verständnisses des Pastoralhorizonts gerade nicht darin, für alle Wechselfälle des Lebens schon gewappnet zu sein, sondern darin, dafür Sorge zu tragen, dass es jetzt und in Zukunft Menschen gibt, die aus der Haltung einer christlich gedeuteten Hoffnung heraus mit den großen und kleinen Pastoralhorizonten umgehen können, ohne sie zu umgehen.

Gerade Pastoralplanung soll ja nicht planerisch dazu beitragen, den Widerfahrnissen im Leben von und zwischen Menschen auszuweichen, sondern um den Menschen gerade in einer nicht oder nie ganz vorhersehbaren Situation begründet hoffnungsvoll nahe zu sein. Pastoralplanung soll also eine situativ angemessene Pastoral ermöglichen und nicht durch vorgängige Priorisierungen, die den Situationen nicht entsprechen, verunmöglichen. Pastoralplanung dient dazu, Möglichkeiten offen zu halten und sie nicht zu verstellen.

In einem solchen Rahmenverständnis muss Pastoralplanung vor allem verlässliche Freiheits- und Gestaltungsräume eröffnen. Dazu stellt sie Beziehungs-, Erfahrungs-, Erlebnis- und Lernräume ebenso zur Verfügung wie die Präsenz von Menschen, die sich in einer geübten hoffnungsvollen Haltung den auf sie zukommenden Situationen aussetzen und stellen. Nur wenn es gelingt, pastoralen

Horizonten in der Haltung der Freiheit zu begegnen, kann schließlich die Kommunikation des Evangeliums möglich werden. Wo Pastoralplanung diese Kommunikation des Evangeliums schon vorwegnehmen und womöglich vorausschauend kontrollieren und lenken möchte, kann gerade diese Kommunikation des Evangeliums nur scheitern. Pastoral würde hier missverstanden als Verwaltung (oder Vergewaltigung) des Evangeliums, nicht als Zeugnis für das Evangelium und als Dienst an seiner Entdeckung und Gestaltwerdung.

Pastoralplanung ist durchaus notwendig, wenn die Kirche in ihrem pastoralen Selbstvollzug nicht einfach naiv durch die Welt stolpern soll. Sie muss aber als Planung und Gewährleistung von Freiheitsräumen verstanden werden, um sich vom Evangelium im Leben der Menschen überraschen zu lassen und es mit ihnen gemeinsam entdecken zu können.

Auf dem Weg zu einer visionären Praxis

Syntax nachhaltiger Kirchenentwicklung

Valentin Dessoy

Die ökumenische Denkwerkstatt „Pastoral hinter dem Horizont“ hat viele interessante Themen berührt, die mich seit Jahren beschäftigen:

- wie Gotteserfahrung in heutiger Zeit möglich werden und Bedeutung (Plausibilität, Relevanz) gewinnen kann,
- wie die Frohe Botschaft von den Adressaten her verstanden und zum Ausdruck gebracht werden kann,
- wie Kirche in ihrer Gestalt inklusiv, dereguliert, netzwerkartig und fluide gestaltet werden kann,
- wie die Architektur der Rollen neu gedacht werden kann, wenn die Getauften selbst zu handelnden Subjekten werden ...

Für mich als Theologen, Psychologen, Trainer und Berater in kirchlichen Entwicklungsprozessen waren auf dieser Tagung allerdings nicht nur die Inhalte interessant. Meine Aufmerksamkeit galt in besonderer Weise auch der Frage, wie Prozesse anzulegen sind, damit nachhaltige Veränderung in Gang kommen kann. Die Denkwerkstatt war – als geistlicher Prozess angelegt – ein Experiment dazu. Das gewählte Design mit „möglichst wenig Vorgabe, Klarheit und Orientierung von Seiten der Leitung“¹ sollte Kommunikation und Kreativität ermöglichen. Wie in einem Labor wurde Kirchenentwicklung als Aushandlungsprozess in Szene gesetzt. Gebündelt und verdichtet ergaben sich für mich persönlich interessante Einblicke, die sich mit zahlreichen Erfahrungen aus Transformationsprozessen decken.

¹ Schönemann 2017.

1. Braucht Kirche überhaupt Kirchenentwicklung?

Soziologisch betrachtet, verändert sich die Kirche seit 2000 Jahren permanent mit den Kontexten, in denen sie sich bewegt. Und sie ist dabei ziemlich erfolgreich. Man müsste die Frage zuspitzen: Braucht Kirche Entwicklung im Sinne eines systematisch geplanten und strukturierten Prozesses?

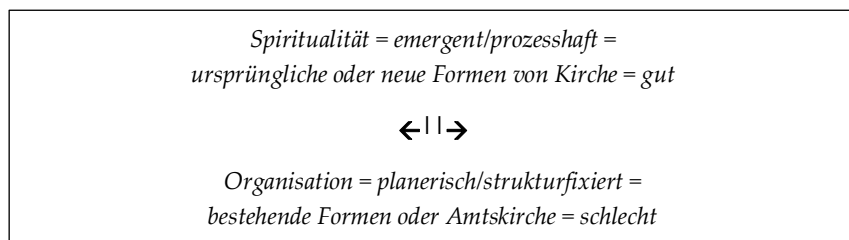
Wenn man sich den Ursprung anschaut, hat Jesus Christus sicher nicht die Gründung einer Institution intendiert. Er war der Ausgangspunkt einer religiösen Bewegung. Veränderung ergibt sich in einer solchen Bewegung fortlaufend durch das Leben, da die Menschen, die sich der Bewegung zugehörig fühlen, Teil ihrer jeweiligen Kultur sind und sich mit ihr ebenfalls verändern. Theologisch betrachtet, könnte man zu dem gleichen Ergebnis kommen. Kirche versteht sich quasi meta-soziologisch: Sie ist im Kern ein geistliches Geschehen, auf das wir keinen Zugriff haben. Aus dieser Perspektive kann sich Kirche gar nicht verändern. Demgegenüber sagt das II. Vatikanische Konzil, dass es Kirche nur in historischer Gestalt gibt. Gott hat sich uns von den Anfängen Israels an und dann letztgültig in Jesus Christus ausschließlich in und durch Erfahrung gezeigt. Kirche ist als geschichtlich verwobene stets eine *semper reformanda*. Das steckt im Bild vom wandernden Volk Gottes ebenso wie im Verständnis von Kirche als Sakrament.

Man könnte auch umgekehrt argumentieren: Kirche verändert sich permanent durch das Leben – ohne Plan und gewirkt vom Hl. Geist, der weht, wo er will. Das ist eine schöne und beruhigende Vorstellung. Aber wir wissen auch um die „schuldhafte Verstrickung“ alles Irdischen, gerade auch im Blick auf die Kirchengeschichte. Systematische Kirchenentwicklung erscheint deshalb notwendig, weil Kirche von dieser Welt ist, weil Kirche so ist, wie sie ist: Es gibt festgefahrene Muster und Routinen, unterschiedliche und sich widersprechende Sichtweisen und Interessenssphären; es gibt unheilvolle Machtverhältnisse, Intransparenz und Instrumentalisierung. Entwicklung muss daher geplant sein, um nicht auf Sicht zu fahren, um Zukunft offen zu halten und damit dem Wirken des Geistes Raum zu geben, um Transparenz, Partizipation, Synchronisierung und Verbindlichkeit herzustellen.

2. Unterschiedliche Zugänge

Es gibt unterschiedliche Zugänge, wie man Kirchenentwicklung verstehen und angehen kann, eher aus einer sozial- bzw. organisationswissenschaftlichen Perspektive oder eher aus einer pastoraltheologisch-spirituellen Perspektive. Beide Zugänge benutzen unterschiedliche Sprachspiele, lassen sich jedoch aufeinander beziehen und miteinander verknüpfen.

Aktuell lässt sich allerdings eine Entwicklung beobachten, die ein Zusammenspiel beider Zugänge erschwert. Immer häufiger wird dabei der Begriff der „Spiritualität“ gebraucht, um sich von der verfassten Kirche und einer organisationsbezogenen Sichtweise auf kirchliche Zusammenhänge abzugrenzen. „Spiritualität“ wird dabei eng mit Prozessen und prozessorientiertem Vorgehen assoziiert, während im Gegenzug „Organisation“ ganz eng auf „Struktur“ und planerisch-betriebswirtschaftliches Denken reduziert wird. Die zugrundeliegende Assoziationskette, das mentale Modell, lässt sich vereinfacht so darstellen:



In der Tat sind spirituelle Interventionen – in einer bestimmten Sicht von Spiritualität, z. B. der ignatianischen – Interventionen, die Raum für selbstgesteuerte Prozesse eröffnen sollen. Häufig wird jedoch Spiritualität und Emergenz/Prozesshaftigkeit exklusiv für das eigene Handeln reklamiert. Damit ist zugleich impliziert, dass andere Formen und Sichtweisen von Spiritualität zumindest von minderer Güte sind. Regelmäßig werden dann Kirchenentwicklungsprozesse, die sozial- und organisationswissenschaftlich fundiert sind, massiv abgewertet. Sie seien „linear bzw. nicht prozesshaft angelegt“ und behinderten die Selbstorganisation.² Pastoral-planerischem Vorgehen in Veränderungsprozessen wird

² Natürlich ist diese Sichtweise auch durch Erfahrung gedeckt. Gerade die groß angelegten Reformprozesse in Diözesen und Landeskirchen sind vielfach primär

darüber hinaus tendenziell abgesprochen, geistlich-spirituell sein zu können, weil man versuche, etwas zu „machen“, was nicht zu „machen“ sei.

Der Vorteil dieses Schemas liegt auf der Hand: Es hilft in unübersichtlicher Situation, Komplexität und damit Unsicherheit zu reduzieren. Was ausgeblendet wird, ist der fundamentale Widerspruch, dass sich Gottes Geist (säkular könnte man sagen: Emergenz), per Definition überall zeigen kann (also auch dann, wenn Menschen einer Logik folgen und systematisch vorgehen) und nicht für ein bestimmtes Vorgehen (das eigene nämlich) einseitig reklamiert (und damit instrumentalisiert) werden kann. Das Missverständnis besteht umgekehrt eher darin, dass man die Wirksamkeit des Geistes mit einer bestimmten Methode herstellen könne, also gerade das, was man dem fachlich-methodischen Vorgehen vorwirft (das im Übrigen dies – das Wirken des Geistes – für möglich hält, aber nicht für sich reklamiert).

Um wechselseitigen Missverständnisse vorzubeugen: Kirchenentwicklung ist gerade aus sozial- und organisationswissenschaftlicher Perspektive kein Vorgang, der sich linear aus dem Bestehenden ableiten lässt, kein Vorgang, der auf eine Effizienzsteigerung des Bestehenden ausgerichtet ist, kein Vorgang, der sich primär auf die Struktur und den Erhalt bestehender Machtverhältnisse bezieht ... Kirchenentwicklung ist aus sozial- und organisationswissenschaftlicher Perspektive ein grundlegender Kulturwandel, ein Systemwechsel, der die Basisprämissen kirchlichen Denkens und Handelns berührt.³ Wie kann ein solcher Kulturwandel bei einer Organisation funktionieren, die 2000 Jahre existiert und hyperstabil ist? Welche Hinweise ergeben sich aus sozial- bzw. organisationswissenschaftlicher Perspektive?

3. Hyperstabile Ausgangslage

Um zu beschreiben, wie Kirchenentwicklung an der „Schwelle zur nächsten Gesellschaft“ (im Anschluss an Peter F. Drucker und Dirk Baecker) kontextualisiert, mit hinreichendem Tempo und mit Aussicht auf Erfolg gestaltet werden kann, ist es erforderlich, zunächst die Kultur zu beschreiben, in der man sich bewegt.

Strukturprozesse und dienen dazu – dem modernistischen Paradigma folgend – das Bestehende mit geringer werdenden Ressourcen aufrechtzuerhalten.

³ Vgl. Dessoy 2014a.

Im Laufe der Geschichte hat die Kirche kontextabhängig unterschiedliche Vorstellungen von Organisation integriert, die bis heute als innere Bilder in den Köpfen virulent sind und das Handeln determinieren. In ihnen verdichten sich grundlegende, bis heute parallel wirksame Organisationslogiken bzw. -kulturen, die Kirche hyperstabil machen.

a) Organisation als „heilige Ordnung“ – monarchisch-feudale Logik

Konzilstexte⁴, Kirchenrecht (cc. 129–144 sowie 375–402 CIC) und kirchliche Praxis dokumentieren unmissverständlich ein *monarchisch-feudales Kirchenverständnis*, das im Sinne einer heiligen Ordnung auf das byzantinische Hofzeremoniell zurückgeht (Gefäße, Gewänder, Sonntag). Es bestimmt als überlieferte, sakrosankte Ursprungsordnung bis heute kirchliches Handeln.⁵ Der Bischof vereint aufgrund des Weiheamtes alle Macht (*sacra potestas*) in seiner Hand. Er handelt *in persona Christi* und gibt diese Vollmacht durch Weihe und Sendung an seine Priester weiter. Sie leiten durch den Vollzug der heiligen Riten.

b) Organisation als „legale Herrschaft“ – hierarchisch-bürokratische Logik

Die kirchliche Praxis ist wesentlich geprägt von einem Amtsverständnis, wie es sich unter dem Einfluss von Max Weber im 20. Jahrhundert entwickelt und im Kirchenrecht seinen Niederschlag gefunden hat. Um die Zusammenarbeit in einer Organisation funktional zu organisieren, braucht es Regeln. Ihre Gesamtheit nennt Weber „Herrschaft“. Die Bindung an abstrakte, operational definierte, transparente Regeln sowie die gemeinsame Überzeugung von der Legitimität dieser Regeln und des daraus folgenden Handelns bilden den Kern der von ihm so genannten „legalen Herrschaft“. Idealtypus ist die „bürokratische Organisation“. Die Ausübung des Pfarramtes (cc. 530–535 CIC), aber auch die Funktionsweise bischöflicher Behörden folgen dieser Logik.

⁴ Vgl. *Lumen gentium* 18–27 (mit Verweis auf die Dogmatische Konstitution *Pastor aeternus* des I. Vatikanischen Konzils).

⁵ Vgl. Gärtner 2002.

c) Organisation als eine „triviale Maschine“ – technokratisch-funktionale Logik

Auf Frederick W. Taylor (1856–1915) geht die Vorstellung zurück, die Organisation als (triviale) Maschine zu betrachten. Er postuliert, dass es eine exakt berechenbare optimale Anordnung sämtlicher (Arbeits-)Prozesse („the one best way“ der Arbeitsausführung) und eine optimale Passung zwischen individuellen Fähigkeiten und dem Anforderungsprofil der jeweiligen Arbeitsaufgabe gibt. Idealform ist die arbeitsteilige Organisation. Ohne darauf zu rekurrieren, prägt das neuzeitliche auf Massenproduktion ausgerichtete Verständnis von Organisation über weite Strecken den kirchlichen Alltag. Produkte und Prozesse sind hochgradig standardisiert. Experten (Theologen) wissen, was richtig ist und wie Seelsorge, Katechese etc. funktioniert. Sie suchen sich ggf. „Helfer“, die nach ihren Vorgaben bestimmte nachgeordnete Aufgaben übernehmen können.

d) Organisation als „Herrschaft des Volkes“ – synodal-demokratische Logik

Das II. Vatikanische Konzil führt mit dem *Communio*-Gedanken ein zusätzliches Organisations- und Führungsprinzip ein, das tendenziell auf einen Paradigmenwechsel hinausläuft: Kirche konstituiert sich auch aus der gläubigen Gemeinschaft heraus (vgl. *Lumen gentium* 4). Sichtbar wird die Teilhabe an der Gestaltung von Kirche in den synodalen Gremien (vgl. cc. 511–514 sowie 536–537 CIC). Im Blick auf die Pastoral haben die Räte faktisch allenfalls eine beratende Funktion, in vielen Fällen jedoch noch immer den Charakter einer Spielwiese.

e) Organisation als „Familie“ – kooperativ-team-orientierte Logik

In den 1980er Jahren kommt – getrieben von Entwicklungen in den Sozialwissenschaften – das Team-Modell und mit ihm die Idee der „kooperativen Leitung“ als Organisations- und Führungsprinzip ins Spiel. Beides steht für die (ideale) Vorstellung, dass sich die Teammitglieder – ähnlich wie in einer Familie – in unterschiedlichen Rollen auf Augenhöhe begegnen und gleichberechtigt ihre Prozesse gemeinsam verantworten und steuern. Die Realität sieht anders aus: Alle reden vom Team, jede/r verbindet etwas anderes damit. Das *Wording* dient vor allem dazu, bestehende Machtverhältnisse, Konkurrenz oder Koexistenz zu verdecken.

Die Organisationslogiken/-kulturen, die Kirche im Laufe ihrer Geschichte integriert hat, haben eins gemeinsam: Die hauptberuflichen Akteure betreiben und verantworten die Seelsorge. Echte Emanzipation und Partizipation von Laien am seelsorglichen Handeln und an seiner Gestaltung im Sinne von Autonomie und Verantwortung sind nicht, allenfalls ansatzweise vorgesehen.

Im Zusammenspiel der Logiken lassen sich zwei durchgängige (durch die jeweils beteiligten Personen nur bedingt modulierte) Muster erkennen: (1) im Normalfall (wenn alles gut läuft) werden die späteren Organisationslogiken bevorzugt, da sie anschlussfähiger sind; (2) unter Stress regrediert das System auf frühere (ältere) Logiken. Amtsträger können jederzeit nach technokratisch-funktionalem, hierarchisch-bürokratischem oder letztlich monarchisch-feudalem Muster eingreifen und korrigieren. Insofern ist die beschriebene Rangfolge der Organisationslogiken eine Rangfolge von Macht-Logiken, in der frühere Logiken spätere dominieren. Genau das macht im Kern die Hyperstabilität von Kirche aus. Allerdings setzt die Wirksamkeit des beschriebenen Mechanismus die Akzeptanz der Kommunikationspartner voraus. Genau dies ändert sich aber gerade massiv. Die Bindung an die Kirche und ihren Anspruch, Wirklichkeit zu deuten und zu regulieren, hat sich gelockert. Akzeptanz weicht der Indifferenz: Man bleibt in der Kirche trotz der Mechanismen und Ansprüche, weil sie für große Teile der Mitgliedschaft, gerade auch der aktiven, irrelevant geworden sind.

Dieser Wandel allein ist für die Kirche langfristig sicher eine existentielle Herausforderung. Der notwendig erscheinende Kulturwandel ist allerdings viel grundsätzlicher und geht an das Mark kirchlicher DNA. Angesichts der fortschreitenden gesellschaftlichen Veränderungen kommen die beschriebenen klassischen Organisationsformen selbst in die Krise. Unternehmen, die auf Gewinn ausgerichtet und wesentlich weniger stabil sind, spüren das viel früher als Institutionen wie die Kirche. Um der Umweltdynamik folgen zu können, bedarf es einer Logik, die Organisation als auf Dauer gestelltes komplexes, dynamisches System versteht, das durch Kommunikation (Kopplung) mit seinen relevanten Umwelten entsteht und aufrechterhalten wird. Denken und Handeln ist in einem solchen Organisationsverständnis an Prozessen orientiert. Strukturen sind maximal reduziert und dienen ausschließlich dazu, Prozesse im Sinne der Organisationsziele zu unterstützen.

Idealtypus ist die „fluide“ oder „agile“ Organisation, die sich bei Bedarf den Umweltanforderungen entsprechend enger oder loser koppeln kann. Sie ist netzwerkartig strukturiert und hat durchlässige Grenzen. Die Stakeholder handeln in partizipativen Prozessen und im Wechselspiel mit der Führung kontinuierlich aus, wie die Kernelemente der Organisation, also Ziele, Strategien, Strukturen und Prozesse zu gestalten sind. Es existiert ein Metaprogramm, das kontinuierlich Lern- und Entwicklungsprozesse organisiert und die Ergebnisse aus diesen Prozessen einer multiplen Validierung (*bottom up* und *top down*; Innen- und Außenperspektive) unterzieht.

4. Kirchenentwicklung als Kulturveränderung

Kirche steht am Übergang von einer auf maximale Stabilität, Einheitlichkeit und Funktionalität programmierten, zentralistisch organisierten und vom Amt geprägten Kultur zu einer auf maximale Flexibilität, Vielfalt und optimales Lernen ausgerichteten, an Charismen orientierten, dezentral organisierten und lokal differenzierten Kultur. Wenn hier von Kulturveränderung gesprochen wird, ist damit impliziert, dass es um eine Veränderung auf allen Ebenen der Organisation geht, von konkreten Verfahren über Haltungen und Rollen bis hin zu mentalen Modellen (inneren Bildern). Das Neue ist nicht deduktiv ableitbar, kann nicht linear angegangen werden. Kulturentwicklung ist nur iterativ als Wechselspiel zwischen Antizipation der Zukunft und experimenteller Erprobung in der Gegenwart möglich. Die Tiefenstruktur (Syntax) derart grundlegender Veränderungsprozesse verknüpft vier Kernprozesse, die zirkulär bzw. iterativ miteinander verknüpft sind.

a. Dynamische Fixpunkte in der Zukunft festlegen

Veränderung geht nur über Entscheidung. Je umfassender und tiefgreifender Veränderungen ansetzen, desto mehr Entscheidungen werden gebraucht. Entscheidungen werden im Hier und Jetzt gefällt und eröffnen oder reduzieren Möglichkeiten, die in der Zukunft liegen. Sich nicht zu entscheiden, bedeutet nicht, dass hierdurch Möglichkeiten offengehalten werden, ganz im Gegenteil, i. d. R. schließen sich gerade dadurch Türen, werden unnötig Ressourcen ver-

braucht und Chancen verpasst. Um gute Entscheidungen treffen zu können, benötigt man Landkarten (Maps), die zentrale Anker- und Entscheidungspunkte, Zielkorridore und Weggabelungen in der Zukunft markieren. Solche Maps müssen auf validen Wahrscheinlichkeitsannahmen zur Umweltentwicklung (Szenarien) basieren und eine anschauliche und motivierende Vorstellung davon vermitteln, wie Kirche zukünftig in ihren unterschiedlichen Facetten aussehen kann. Es geht dabei nicht darum, „objektiv“ in die Zukunft zu schauen, sondern in erster Linie das vorhandene Wissen um Zukünftiges zu bündeln, zu synchronisieren und in eine verbindliche gemeinsame Perspektive einzutragen.

Je dynamischer dabei die Umwelten sind, je schneller sie sich verändern, desto weiter müssen diese Fixpunkte in der Zukunft liegen und unterwegs immer wieder angepasst und verändert werden. Es ist wie beim Autofahren: Wenn man mit Tempo 50 über die Landstraße fährt, kann man bei offenem Fenster die Landschaft ringsum betrachten; man sieht jedes Huhn auf der Straße. Fährt man dagegen mit 200 über die Autobahn, fokussiert der Blick automatisch die Straße in großer Entfernung. Nur so kann man jetzt die richtigen Entscheidungen treffen, um das Unfallrisiko zu minimieren. Dabei korreliert die Geschwindigkeit (die Dynamik der Umweltveränderung) mit der Blickdistanz: Je schneller man fährt, desto weiter muss man schauen, um nicht die falschen Entscheidungen zu treffen.

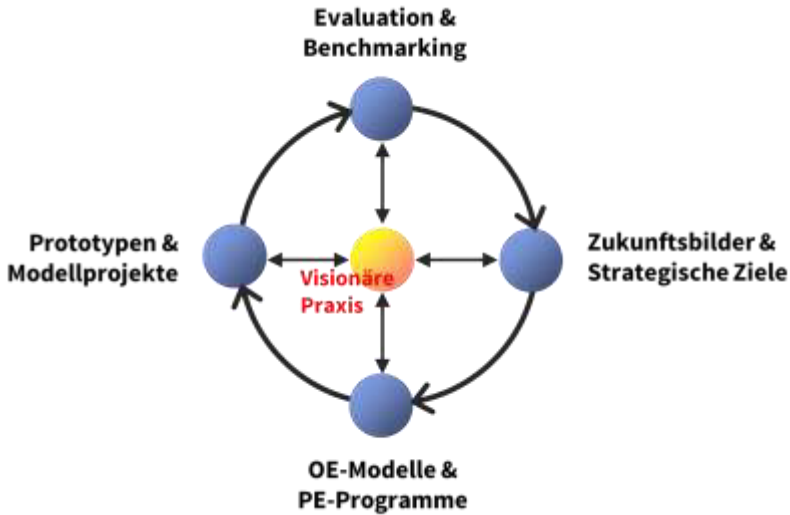


Abb. 1: Tiefenstruktur nachhaltiger Entwicklung/Kulturveränderung

Visionen, Zukunftsbilder oder strategische Ziele zu entwickeln, bedeutet nicht, man könne – einem naiven Strategieverständnis folgend – die Zukunft von einem einmal festgelegten Fixpunkt aus plandeterministisch von heute aus linear erzeugen. Die Zukunft ist prinzipiell ungewiss. Die Fixpunkte sind dennoch unverzichtbar, weil Entscheidungen notwendig sind, um die Zukunft offen zu halten. Die Fixpunkte selbst sind dynamisch, müssen permanent überprüft und justiert werden.⁶ Das geht nicht losgelöst von der Entwicklung der konkreten Praxis.

b. Harte und weiche Faktoren im Transformationsprozess gestalten

Um den Weg in die Zukunft gangbar, zeitnah überprüfbar und damit auch die Strategie revidierbar zu machen, ist mit der Entwicklung einer langfristigen Zielperspektive die geplante Umsetzung mit zu skizzieren: Die Zielbeschreibung (das Zielfoto) muss um eine Wegbeschreibung (einen Fahrplan) ergänzt werden. Das hierauf aufbauende Changemanagement bezieht sich zunächst auf harte

⁶ Vgl. Dessoy 2011.

Faktoren, die Entwicklung der Organisation und – daran gekoppelt – die Entwicklung und Qualifizierung der Akteure:

OE-Modelle beschreiben, wie der Transformationsprozess organisatorisch zu gestalten ist: Was sind Ziele und Teilziele? An welchen Stellen soll angesetzt werden? Was muss getan werden? Wer ist zu beteiligen und hat dabei welche Rolle? Wie wird der Prozess gesteuert? Wie ist die Schrittfolge arrangiert? Welche Instrumente und Methoden werden eingesetzt? ...

PE-Programme beschreiben, welche Kompetenzen innerhalb der Organisation zukünftig (sowohl für den Übergang als auch für den Zielzustand) gebraucht werden, wie diese Kompetenzen aufgebaut und gepflegt werden können, wie entsprechende Lernprogramme und -architekturen aussehen, welche Trainingsmodule gebraucht werden, wer, wann und in welcher Form qualifiziert werden soll ...

Die harten Faktoren sind allerdings nur eine Seite der Medaille. Entscheidend sind häufig die weichen (emotionalen, existentiellen) Faktoren, und wie damit umgegangen wird.

... Übergänge gestalten, heißt ...



Abb. 2: Umgang mit weichen Faktoren in Transformationsprozessen

Die Einbettung weicher Faktoren in Transformationsprozessen wird häufig vernachlässigt, weil sie aufwendig ist, einen langen Atem erfordert und ihre Ergebnisse schwer zu fassen sind. Dennoch hängt gerade von ihnen die Nachhaltigkeit von Veränderung ab. Wesentliche Elemente der Arbeit mit weichen Faktoren in solchen Prozessen sind u. a.:

- an (Grund-)Haltungen arbeiten
- bisherige Lösungen würdigen und Trauer ermöglichen
- den Sinn von Prozessen (insbesondere auch Krisen) erschließen
- den Bezug zu den Wurzeln der Organisation herstellen
- an und mit inneren Bildern arbeiten
- Raum für neue (positive) Erfahrungen schaffen
- Visionen kreieren⁷

Ob die Transformationsbemühungen zielführend sind, welche Wirkungen und Nebenwirkungen eintreten, welche Risiken und Stolpersteine es gibt etc., zeigt sich erst beim Gehen. Was die Zukunft bringen kann, muss daher im Hier und Jetzt zumindest anfanghaft erfahrbar werden.

c. Systematisch Raum für Variation und Experimente schaffen

Lösungen für die komplexen Fragestellungen, die mit der anstehenden Kulturveränderung verknüpft sind, – im Kern die Antwort auf die Frage, wie die Frohe Botschaft heute Plausibilität und kirchliches Handeln wieder Relevanz gewinnen kann – sind nicht einfach deduktiv ableitbar, da es hierfür keine Blaupausen gibt. Ideen dazu müssen – ausgehend von fundierten Beobachtungen und Hypothesen – experimentell erprobt und validiert bzw. falsifiziert werden. Kreatives Lernen geschieht durch Abweichen von bisherigen Lösungswegen und die Verknüpfung von Elementen, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben. In Systemen, die sich – wie die Kirchen – im Produktionsmodus befinden, bei denen die Ressourcen weitestgehend in den Output bewährter Produkte und Formate gesteckt werden, geschieht dies nicht automatisch. Hierfür muss gezielt und substantiell Raum geschaffen und investiert werden. Um Raum für Entwicklung zu schaffen, arbeiten Systemiker gerne mit Musterunterbrechungen, also mit Interventionen, die dafür sorgen, dass vorhandene Routinen nicht mehr funktionieren. Idee ist dabei, dass die betreffenden Systeme sich dann, wenn bewährte Pfade nicht mehr gangbar sind, neu orientieren, neue Erfahrungen machen und sich dabei selbst auf andere Weise neu organisieren. Ein solcher Weg ist i. d. R. mit größeren Irritationen verbunden. Daher ist es unabdingbar, dass die Beteiligten eine gute Arbeitsbeziehung (Commitment) haben. Fundamental

⁷ Vgl. Dessoy 2014b.

ist eine durch Erfahrung gedeckte Haltung, sich vorbehaltlos zu vertrauen und wechselseitig aufeinander verlassen zu können. Darüber hinaus setzt ein solches Vorgehen eine hohe Kenntnis und Kompetenz in der Wahrnehmung und im Handling system-, gruppen- und psychodynamischer Prozesse voraus. In großen Systemen ist Kulturveränderung als Musterunterbrechung eher gewagt und führt, wie die Praxis zeigt, aufgrund der enormen Komplexität zu Verwerfungen, die kaum noch gehalten werden können. Hier wäre ein stärker strukturierter Vorgehen eher angezeigt, wie es etwa im Design Thinking⁸ oder im Innovationskontext⁹ programmatisch und instrumentell-methodisch beschrieben ist.

Bei solchen Ansätzen werden Fragestellungen, die für die strategische Zielperspektive und die Transformationsstrategie zentral (erfolgsrelevant) sind, identifiziert, unter kontrollierten Bedingungen unterschiedliche kreative Lösungsansätze dazu systematisch variiert, auf ihre Effekte bzw. Wirkungen (und Nebenwirkungen) hin untersucht und miteinander verglichen. Das Vorgehen umfasst im wesentlichen folgende Schritte:

- Fragen identifizieren und Hypothesen bilden
- Ideen generieren und zur Reife bringen (Ideation)
- Prototypen erstellen und testen (Prototyping)
- (Geschäfts-)Modell entwickeln (Modelling)
- Markteinführung gestalten (Marketing)
- Ergebnisse/Wirkungen überprüfen (Evaluation).

Je größer der erforderliche qualitative Sprung ist, desto mehr Raum, Zeit und Ressourcen müssen für Innovations- und Lernprozesse zur Verfügung gestellt werden. Dabei ist zu bedenken, dass nicht jedes Experiment zum Erfolg führt, sondern umgekehrt i. d. R. viele Experimente notwendig sind, um einen guten Lösungsansatz zu finden. Hinzu kommt, dass gefundene Lösungen heute nicht für jeden Kontext brauchbar oder einfach übertragbar sind, insbesondere, wenn es um kirchliche Angebote geht. Das systematische Vorgehen im Such- und Innovationsprozess dient auf diesem Hintergrund dazu, nicht tragfähige Ansätze

⁸ Vgl. Dessoy 2015.

⁹ Vgl. im Blick auf adressatenorientierte Produktentwicklung: Hahmann 2016; Sobetzko/Hahmann 2016; Hahmann/Dessoy 2017.

möglichst früh zu erkennen und auszusortieren, um die Treffsicherheit und die Effizienz der Suche zu erhöhen.

d. Wirkungen überprüfen und Strategie anpassen

Im Experiment werden Lösungsansätze bzw. -ideen unter kontrollierten Bedingungen untersucht (getestet), um empirisch abgesicherte Informationen zu generieren, die im Blick auf die jeweilige Zielstellung Entscheidungsprozesse erleichtern bzw. validieren.

Effekte oder Wirkungen (den Outcome) zu überprüfen, ist kirchlichem Denken besonders fremd. Im Produktionsmodus denkt man eher input- (Ressourcen) und outputorientiert (Leistungs- und Nutzerzahlen). In Entwicklungs- und Veränderungsprozessen geht es dagegen v. a. um Prozesse, die man gestaltet, und Wirkungen, die erzielt werden sollen. Sie systematisch zu beobachten, qualifiziert auszuwerten und die Ergebnisse als Feedback in das System zurückzuspielen, ist unabdingbar, um das Zielbild, die Transformationsprogramme oder auch einzelne Maßnahmen fortlaufend zu justieren. Evaluation bezieht immer die Perspektiven der Stakeholder (insbesondere auch der Adressaten) mit ein und geschieht mithilfe geeigneter quantitativer und qualitativer sozialwissenschaftlicher Methoden.¹⁰ Ausgehend von einem Evaluationsmodell und daraus abgeleiteten Hypothesen legt das Evaluationsdesign fest, was (welcher Gegenstand) von wem mit welchen Methoden und zu welchem Zeitpunkt untersucht werden soll. Mögliche Untersuchungsgegenstände sind:

- *Input* (finanzielle, materielle und personelle Rahmenbedingungen/Voraussetzungen eines Entwicklungs-/Veränderungsprojekts)
- *Process* (Durchführung/Ablauf der Maßnahme/des Projekts: Planung, Entscheidung, Kommunikation, Organisation, Monitoring ...)
- *Output* (Ergebnisse/Resultate des Projekts, die als Zwischenergebnisse oder als Endergebnisse am Ende vorliegen)
- *Outcome* (weitergehende/nachhaltige Wirkungen, die sich mittel- und langfristig bei Beteiligten/in der Organisation ergeben)

¹⁰ Gollwitzer/Jäger 2014.

- *Context* (weitreichende/nachhaltige Veränderungen, die sich mittel- und langfristig im Kontext/Umfeld zeigen)

Aus den Gegenständen leiten sich Untersuchungsmethoden und Auswertungsverfahren ab, die zur Anwendung kommen. Am Ende steht ein Evaluationsbericht, der die Ergebnisse im Licht der Fragestellung bewertet und entsprechende Empfehlungen für den Fortgang des Veränderungsprozesses enthält. Dies kann bis zu einer Revision des Zielbildes gehen.

Zusammenfassend lässt sich Kulturentwicklung als Vorgang beschreiben, der eine experimentelle Praxis iterativ mit der Kreation eines Zukunftsbildes verknüpft. Es ist möglich, an unterschiedlichen Stellen in den beschriebenen Kreislauf einzusteigen; ihn ganz zu durchlaufen ist unerlässlich, um Nachhaltigkeit sicherzustellen. Auf die Kirche bezogen geht es dabei im Kern um eine experimentelle visionäre pastorale Praxis, die sich einem rationalen Diskurs und dem Vergleich mit alternativen Optionen stellt, um – im Interesse des Ganzen – bestmögliche Lösungsoptionen für die Zukunft zu finden.

5. Kulturveränderung und Spiritualität

Unter Spiritualität wird i. d. R. die Erfahrung und Kommunikation der vertikalen Tiefendimension von Wirklichkeit verstanden: Was hat die Wirklichkeit (eine Situation, ein Ereignis ...), wie ich sie wahrnehme, mit meiner eigenen Existenz zu tun und inwiefern verweist sie mich auf die äußerste Transzendenz als tragenden Grund meiner Existenz. Spiritualität ist in diesem Sinne Selbst- und Gotteserfahrung und zugleich der Raum, in dem sie geschieht. Die Bandbreite der Ausdrucksformen ist groß. Sie kann formalisiert (ritualisiert) oder auch spontan und ekstatisch zum Ausdruck gebracht und kommuniziert werden.

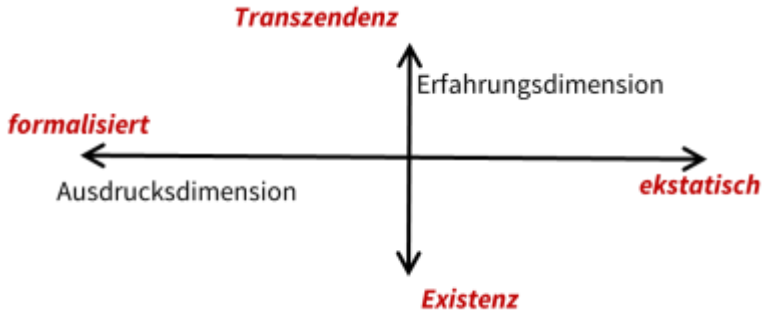


Abb. 3: Dimensionen von Spiritualität

Ansätze und Vorgehensweisen, um spirituelle Erfahrungen zu ermöglichen, können ebenso wenig wie vergleichbare psychologische Instrumente der Selbsterfahrung als Masterplan bzw. -methode für die Gestaltung von Kulturveränderungsprozessen herangezogen werden. Hierfür erscheinen sie zu speziell, zu einseitig, unterkomplex. Sie unterliegen zudem der Gefahr, religiösen Denkmustern¹¹ folgend einer nicht überprüfbaren, normativen Logik zu verfallen und über die Unterscheidung „spirituell/nicht spirituell“ bzw. „geistlich/nicht geistlich“ Exklusion zu betreiben. Prozesse der Kirchenentwicklung müssen die komplexe Wirklichkeit von Kirche angemessen berücksichtigen und abbilden: Kirche ist ein geistliches Geschehen, Kirche ist Gemeinschaft und Bewegung, Kirche ist aber auch Organisation. Von daher gelingt Kirchenentwicklung eher dann, wenn sie zugleich als geistlich-spiritueller, als fachlicher (pastoraler, organisatorischer, betriebswirtschaftlicher, rechtlicher ...) und als politisch-kommunikativer Prozess angelegt ist. Auf allen Ebenen braucht es dabei eine hohe Professionalität. Spiritualität kann Fachexpertise und politische Kommunikation nicht ersetzen. Umgekehrt kann das Anliegen nicht sein, durch einen geistlich-spirituell angelegten Prozess die Beteiligten besser „mitnehmen“, motivieren oder allfällige Veränderungen kontextualisieren und damit legitimieren zu können. Das käme einer Instrumentalisierung von Spiritualität oder gar Gottes gleich.

¹¹ Religionen definieren die eigene Systemgrenze dichotom im Sinne einer zweiwertigen Logik über Unterscheidungen wie „wahr/nicht wahr“ oder „fromm/nicht fromm“ bzw. „moralisch/unmoralisch“. Damit betreiben sie im ursprünglichen Wortsinn Inklusion und Exklusion (Ein- bzw. Ausschließung).

Wenn man Kirche in dem ernst nimmt, was sie ist, haben alle drei Ebenen (geistlich-spirituelle, fachliche und politisch-kommunikative) eine eigenständige Bedeutung, müssen Entscheidungen auf jeder dieser Ebenen und in den jeweils zugrundeliegenden Logiken plausibel sein. Wenn Entscheidungen derart synchronisiert werden, steigt die Chance auf eine nachhaltige Kulturveränderung.

6. Resümee

Innere Bilder und Kommunikationsmuster gehören zur DNA von Systemen. Sie wirken subtil und sind nicht ohne Weiteres abzuschütteln. Mir persönlich haben die Tage auf dem Odilienberg geholfen, Prozesse besser zu verstehen, die ich in anderen Kontexten immer wieder beobachte. „Jenseits des Horizontes“ sollte – angeregt durch eine neue Art und Weise der Kommunikation – Pastoral neu gedacht werden. Durch das offene Design und die hierdurch induzierte Dynamik wurden Treiber und Muster, hilfreiche Ansatzpunkte und Zusammenhänge, aber auch Widerstände und Fallen sichtbar, die in Prozessen der Kirchenentwicklung von Bedeutung sind. Der Weg zu einer visionären Praxis von Kirche, im Sinne eines herrschaftsfreien auf Inklusion ausgerichteten Beziehungsangebotes ist noch weit. Hierbei Spiritualität als einen wesentlichen Zugang einzubeziehen, ist sicher hilfreich, müsste allerdings selbst diesem Anspruch nachkommen und Raum geben für die ganze Bandbreite von Ansätzen, Spiritualität zu verstehen und zu leben.

Literatur:

- Dessoy, Valentin, Zur Architektur strategischer Entwicklungsprozesse, in: futur2 1/2011, www.futur2.org/article/zur-architektur-strategischer-entwicklungsprozesse.
- Dessoy, Valentin, Pastorale Planung als visionäre Praxis. Die Tiefenstruktur nachhaltiger Transformation, in: Anzeiger für die Seelsorge 1/2014a, 11–15.
- Dessoy, Valentin, Motivation und Organisation. Was motiviert Menschen in Organisationen, sich zu verändern, in: *e*uangel 2/2014b, www.euangel.de/ausgabe-2-2014/veraenderung-in-der-organisation-kirche-und-die-freude-des-evangeliums/motivation-und-organisation.

- Dessoy, Valentin, Design Thinking, in: futur2 2/2015, www.futur2.org/article/design-thinking.
- Gärtner, Heribert W., Kirche als Organisation – (Leib Christi) aus organisationaltheoretischer Sicht, in: Wege zum Menschen 54 (2002), 373–388.
- Gollwitzer, Mario /Jäger, Reinhold S., Evaluation kompakt, Weinheim 22014.
- Hahmann Ursula, Bitte weitersagen: Fürchtet euch nicht. Warum es bei pastoralen Innovationen wichtig ist, auf das Risikoempfinden potenzieller Nachfrager zu achten und wie Marketing helfen kann, in: futur2 2/2016, www.futur2.org/article/bitte-weitersagen-fuerchtet-euch-nicht.
- Hahmann, Ursula/Dessoy, Valentin, Die Customer Touchpoint Management Matrix (CTMM), in: eùangel 2/2017, www.euangel.de/ausgabe-2-2017/werkzeuge-auf-dem-pastoralen-markt/die-customer-touchpoint-management-matrix.
- Schönemann, Hubertus, Pastoral hinter dem Horizont. Eine ökumenische Denkwerkstatt, in: eùangel 2/2017, www.euangel.de/ausgabe-2-2017/termine-berichte/pastoral-hinter-dem-horizont.
- Sobetzko, Florian/Hahmann Ursula, Die Ecclesiopreneurship Canvas. Die Gründerleinwand für pastorale Innovationen, unter Mitarbeit von Matthias Sellmann, in: futur2 2/2016, www.futur2.org/article/die-ecclesiopreneurship-canvas.

Glaube und Kirche im postmodernen Individualismus

Peter Hundertmark

Die „kopernikanische Wende“ zum Individuum

Der Mensch ist ein Individuum – diese Entdeckung am Ende des Mittelalters war eine kopernikanische Wende. Die Idee, dass Menschen Individuen und damit Subjekte ihrer eigenen Geschichte sind, wurzelt zwar zentral im christlichen Glauben an die Gottunmittelbarkeit jedes Menschen. Daraus folgende Konsequenzen für staatliche und kirchliche Macht wurden aber erst mit der beginnenden Neuzeit sichtbar. Seither ist der Einzelne als Person, als sich seiner selbst bewusstes Individuum damit beschäftigt, den eigenen Platz als Subjekt seiner Welt einzunehmen. Zuvor war der Einzelne auf den Clan, die Obrigkeit, die Traditionen hin ausgerichtet und ihnen unterworfen. Das ändert sich nun radikal: Jetzt versteht der Einzelne sich selbst als Souverän – und breitet die je eigene Welt um sich herum aus.

Durch diese neue Weise, sich als Mensch zu begreifen, sind alle Lebensbereiche europäischer Wirklichkeit in mehreren großen Wellen in Anpassungsstress versetzt worden. Zunächst waren die Institutionen – zum Beispiel seit 500 Jahren die konfessionellen Kirchen – und später auch die Nationen ein erster Versuch, diese neue Kraft einzubinden und ein korporatives, nicht-individuales Zentrum der Welt gegen diesen wilden, unkontrollierbaren Anspruch des Individuums zu verteidigen. Sie lösten die scheinbar naturwüchsige und einheitliche Welt durch ausgehandelte, gegeneinander abgegrenzte Ordnungen ab. Der Übergang ging wegen der Konkurrenz verschiedener Institutionen jedoch keineswegs friedlich und freiheitlich vonstatten. Mit obrigkeitlichem Druck wurden die Einzelnen in die jeweils „richtige“ Institution – zum Beispiel in die „richtige“ Konfessionskirche gezwungen.

Die Macht der Institutionen war Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts unter dem Selbstverwirklichungs- und Freiheitsdrang des Individuums so weit erodiert,

dass sie ihre Position „in der Mitte der Welt“ räumen mussten. Als Beispiel mag der durch die Studierendenproteste erzwungene Stilwechsel in der Hochschullehre dienen. An ihre Stelle traten die Organisationen, allen voran die modernen Wirtschaftsunternehmen: Gebilde, die versprechen, den Gestaltungswillen der Individuen effizient zusammenzuführen. Organisationen sind komplexe Gebilde, die unter zentraler Steuerung rational zu handeln versuchen und dafür verbindliche Regeln und Zuständigkeiten festlegen. Sind sie erst einmal etabliert, sperren sich allerdings auch Organisationen gegen den Anspruch des Individuums, selbst und allein Zentrum seiner Welt zu sein. Das erscheint paradox, da sie doch dem Gestaltungswillen des Individuums entstammen. Sie üben jedoch durch ihre etablierten Abläufe und Regeln einen deutlichen Einpassungsdruck auf ihre Mitglieder/Mitarbeiter aus.

Durch diesen Einpassungsdruck werden die Organisationen spätestens seit dem Übergang zur Postmoderne nicht mehr als Ausdruck des Gestaltungswillens von Individuen, sondern als vorgegebene, erzwingende Strukturen erlebt. Und wieder setzt die Selbstwahrnehmung des Menschen als Individuum dekonstruierende Kräfte frei, die auch diese Bastion gegen seinen absoluten Weltanspruch zu schleifen suchen. Seit einigen Jahren werden Lebensentwürfe und Arbeitsformen erprobt, die organisationale Vorgehensweisen zu relativieren suchen. Organisationen – auch Kirche als Organisation – konkurrieren mit diesem individuellen Anspruch der Lebens- und Weltgestaltung. Sie antworten auf diesen Entzug von Beteiligung und Zustimmung entsprechend ihrem inhärenten Selbstoptimierungsdrang. Sie schaffen noch belastbarere, noch klarere, noch größere ... Strukturen und verschärfen so die Krise, in die sie geraten sind.

In der Postmoderne findet das Individuum endlich seinen ihm angemessenen Platz in der Welt, allerdings eher noch probenhalber, belästigt von Rest-Institutionen und noch allgegenwärtigen Organisationen. Es erlebt sich als Mitte und Konvergenzpunkt seiner eigenen Welt. Die eigene Identität und Biographie, die Lebenswelt, Beziehungen, Beruf und Lebensstil können – und müssen – entworfen werden. Jedes Individuum ist selbst seines Glückes, seiner Welt und seines Lebens Schmied. Kein Wunder, dass viele sich gestresst fühlen. Keine andere Größe kann das Individuum von dieser Aufgabe entlasten. Es gibt so viele Welten, Wahrheiten, Zentren, Entwürfe wie Individuen leben. Das bedeutet aber

auch: Die Dekonstruktion der mit dem Individuum konkurrierenden Machtzentren ist am Ziel angekommen – und geht direkt ungebremst weiter. Jetzt wird das Individuum selbst dekonstruiert. Denn kaum angekommen, entdecken die Menschen, dass sie eben nicht Individuum, nicht ungeteilt sind. Selbst ihre kleine, persönliche Welt untergliedert sich weiter in eine Vielzahl von Lebenswelten, in denen ganz unterschiedliche Verhaltensmuster, Beziehungen und Werte zu leben sind. Durch Digitalisierung, Soziale Medien, Spielwelten usw. öffnen sich weitere Welten, in denen der Einzelne sogar verschiedene Individuen und Identitäten entwickeln kann. Der Sieg entpuppt sich als ambivalent. Denn das Individuum glaubt zwar einerseits selbst an der entscheidenden Schaltstelle zu sitzen, es muss andererseits aber auch alles selbst entwerfen, verantworten und gegen die dekonstruktiven und diversifizierenden Kräfte zusammenhalten, die es selbst freigesetzt hat. Identität und die persönlich erschlossene Welt sind zur existentiellen Gestaltungsaufgabe geworden.

Das Individuum und Glaube und Kirche

Auf Glaube und Kirche hat diese „kopernikanische Wende“ im Selbstverständnis von Mensch und Welt massive Auswirkungen. Diese greifen möglicherweise noch wesentlich tiefer als die Entdeckung des heliozentrischen Weltbildes durch Kopernikus und die Evolutionslehre von Charles Darwin. Die katholische Kirche hat sich geschichtlich meist auf der Seite der Kräfte wiedergefunden, die diese Entwicklung verdächtigten und sich ihr widersetzen. Sie sah sich selbst in einer bedrängten, reaktiven Gegnerschaft zum Freiheitsdrang der Individuen. Diese Auseinandersetzung provozierte eine lebensbedrohliche, bis heute anhaltende Krise der Kirche in Westeuropa. Als Folge dieses Kampfes hat heute die große Mehrheit der Menschen ihre Bindung an den christlichen Glauben gelockert oder aufgegeben, oder ihren Glauben dem Zugriff der großen Konfessionen entzogen. Der Kampf der Kirche gegen den Anspruch des Individuums hat viel zu lang gedauert. Er war aussichtslos. Er ist längst verloren.

Und er war überflüssig. Das ist besonders bitter. Denn die Angst vor dem Machtverlust der Kirche beruhte auf einem wenig entwickelten Gespür für die radikale Transzendenz Gottes: Wie konnten Menschen (Theologen, die Kirche?) glauben, Gott verlöre seine Göttlichkeit, wenn er nicht realiter die Mitte der Welt besetzt,

machtvoll repräsentiert von einer triumphierenden Kirche? In schlichten Glaubensauffassungen wurde Gott als „Regent“ der Welt verstanden, der noch höher als Papst und Kaiser – und als Garant für deren Macht – im Zentrum der Welt schaltet und waltet. Schon die hochmittelalterliche negative Theologie hätte Kirche aufklären können. Gott ist eben nicht Teil der Welt. Er ist allem und jedem innerlich und alles und jeder ist auf ihn verwiesen. Gott konkurriert nicht mit den Dingen der Welt, auch nicht mit dem Individuum und seinem Weltanspruch. Gott ist auch nicht an eine historisch gewordene Gestalt von Kirche gebunden. Gott geht nicht verloren, niemals – auch wenn die Kirche als Ordnungsmacht, als Institution oder Organisation an Macht verliert.

Die Selbstinszenierung von Kirche als Machtzentrum hat viel mit den allzu menschlichen Bedürfnissen der entsprechenden Kirchenführer zu tun. Sie ist nicht die einzig mögliche Gestalt von Kirche. Denn die Verkündigung des christlichen Glaubens beginnt gerade nicht dadurch, dass Kirche das Zentrum der Gesellschaft besetzt, Sitte und Werte einer Gesellschaft dominiert. Sie beginnt mit Jesus Christus und seinen Jünger/innen, dann mit kleinen Gemeinschaften in den benachteiligten Randbereichen der Städte. Von dort aus fordert die christliche Botschaft das Imperium heraus: Nicht der Kaiser in Rom, sondern der am Kreuz getötete Rabbi aus Nazareth ist der Kyrios und Sohn Gottes. Der Auferstandene, der transzendente Christus, der nicht mehr Teil dieser dinglichen Welt und ihres Machtgeschachers ist, zieht alles an sich. Jeder menschliche Anspruch, Herr zu sein über Leben und Tod anderer Menschen, jeder Anspruch, das Zentrum zu besetzen und andere Menschen unterzuordnen, müsste seither mit der Verkündigung von Tod und Auferstehung Jesu kollidieren. Diese innere Kraft des Evangeliums stellt jedes autokratische Zentrum der Welt in Frage – auch dann, wenn Kirche selbst versucht, sich als autokratische Ordnungsmacht zu etablieren. Mit der gleichen inneren Notwendigkeit kritisiert das Evangelium jedoch auch das Individuum. Denn indem der Glaube sich mit dem Individuum und seinem Selbstverständnis als autonomes Subjekt verbündet, verliert er keineswegs seinen kritischen Charakter. Individuation kann leicht in Egoismus kippen, in ein Kreisen um sich selbst und um eine möglichst umfassende Bedürfnisbefriedigung. Auf diesem Weg gerät der Einzelne, der sich so autonom und frei will, unter der Hand in Abhängigkeit von Konsum, Werbung und ökonomi-

schen Interessen, während die gegenseitige soziale Stützung, Solidarität, Compassion und Verantwortung in den Hintergrund treten. Im Extrem handelt der Einzelne dann eben nicht individuell und personal, sondern ego-logisch und auf Kosten seiner Mitmenschen und der Umwelt.

Chancen der Individualität. Glaube als geistlicher Reifungsweg

Vielleicht ist es zu spät, jedenfalls aber von höchster Dringlichkeit, dass Kirche sich davon abwendet. Und sich stattdessen mit den Ansprüchen der Menschen zu einem individuellen Leben und der daraus entstehenden Kräfte verbündet. Spirituell ist das nur ein kleiner Schritt. Denn Gott führt den Einzelnen von innen her, durch einen inneren Kompass des Gewissens und der Unterscheidung der Geister. Er ruft ihn auf einen individuellen Weg mit Christus und hält für jeden Menschen eine ganz eigene persönliche Berufung bereit. Diese Erfahrung kann unmittelbar von jedem und jeder Christ/in abgerufen werden, der/die sich auf geistliche Reifungswege einlässt. Das alles ist nicht neu. Schon seit Beginn der Neuzeit sind solche Erfahrungen in geistlichen Schriften und Biographien breit dokumentiert. Bereits im 16. Jahrhundert sind die geistlichen Instrumente entwickelt worden, wie das Gotterfahren des Einzelnen dazu verhilft, ein effizientes Zusammenwirken von Gefährt/innen Jesu zu formen.

Aber dieser kleine Schritt stellt alles vom Kopf auf die Füße. Der Glaube selbst verändert damit radikal seine Gestalt. Es geschieht eine Art Rückabwicklung seiner machtförmigen, normierenden Ausprägung. Glaube war (scheinbar) die Basis für Moral, gesellschaftliche Werte und Gesetz. Glaube wird in den dekonstruierten Welten der unendlich vielen Individuen kleiner, emotionaler, lebensprägender verstanden: Hilft er zur Lebensbewältigung oder nicht? Er muss sich nach seinem Nutzen beurteilen lassen. Er ist eine Funktion des Individuums zur Lebensgestaltung. Es nutzt ihn selbstbestimmt zur Stabilisierung der eigenen Identität über die ständigen Rollenwechsel hinweg und in Differenz zu anderen Individuen.

Manche Menschen nutzen diese Ressource, andere nicht. Jeder ist selbst die einzige Instanz, die entscheidet, welche Elemente von Glaube er integriert und wie er die Elemente miteinander kombiniert. Nicht der Einzelne passt sich in seinem

Verhalten und in seiner Selbstdeutung einem vorgegebenen Glauben ein, sondern der Glaube wird dem Individuum, seinen Bedürfnissen und seiner Welterfahrung angepasst. Glaube ist damit auch keine vorgegebene Verständigungsebene mehr. Wenn zwei Personen sich heute als Glaubende präsentieren, müssen Sie erst aushandeln, ob sie wechselseitig ihre individuellen Ausprägungen als Glauben akzeptieren können.

Kann Glaube dann überhaupt eine Hilfe für Individuation und Identität sein? Wird er doch individuell nach eigenem Bedarf zugerichtet und manchmal aus den verschiedensten Elementen zusammengebastelt. Für Menschen, die in der früheren Gestalt von Glaube als festem System von Sätzen und Regeln, an die man zu glauben hatte, aufgewachsen sind, ist das eine grauenhafte Vorstellung. Die Antwort ist uneindeutig, denn sie hängt von dem jeweiligen Verständnis von Glauben ab. Die einen Glaubensformen bestehen vor allem aus „etwas glauben“. Zentral besteht diese Form aus dem Festhalten und Wiederholen von erlernten und selbstreferentiellen Sätzen. Das gibt vielen Menschen so etwas wie Sicherheit. Diese Form des Glaubens hält allerdings oft Krisen und schwierigen Übergangsphasen in der Biographie nicht stand, weil die stabilisierenden Sätze oft nur im Kopf angekommen, jedoch nicht wirklich spürbar und erfahrbar geworden sind. Andere verstehen und erleben Glauben als Begegnung mit der unvorfügbaren Präsenz Gottes. Dies ist ein Herzengeschehen, aus dem heraus eine Bindung wachsen kann, in die beide „Partner“, Gott und Mensch, regelmäßig Beziehungsarbeit investieren. Natürlich: Beziehungen – auch Gottesbeziehungen – können scheitern, aber sie haben auch ein von reinen Überzeugungssystemen unerreichtes Potential, Krisen und Veränderungen zu überstehen. Dieses Potential wächst, wenn die Glaubensbeziehung mit der menschlichen Person reift. Denn mit der wachsenden Gottesbeziehung geht auch eine wachsende Beziehung zu sich selbst, zu anderen Menschen und zur Welt einher. Diese inneren und äußeren Veränderungen verweben sich auch wieder mit der Gottesbeziehung. Es liegt in der Natur seiner Innigkeit, dass ein solcher Glaube samt seinen möglichen Nöten immer auch mit Gott selbst ausgehandelt wird.

Der göttliche Partner hat sich dabei eindeutig festgelegt. Er ist durch die Wortoffenbarung in der Heiligen Schrift beschrieben. Jesus ist das menschengewordene Wort Gottes in menschlich-historischer Gestalt. Er hat eindeutige Vorlieben für

die Armen und Ausgegrenzten gezeigt, und seine Erfahrungen mit Gott in bildreich beschrieben. Er verpflichtet die Glaubenden auf Versöhnung und Vergebung, geht selbst einen „absteigenden“ Weg des Gehorsams. Oft spricht er von Erlösung – und versteht darunter den Durchgang durch den Tod... Immer wieder lädt er ein, ihm nachzufolgen und sein Jünger zu werden. Dies ist seine spezifische Form der Beziehung.

Eine so verstandene und gelebte geistliche Jesus-Beziehung entwickelt durch diese Meister-Schüler-Dynamik eine hohe formativ-verwandelnde Kraft. Der Glaubende, der dem Lehrer und Vorbild Jesus nachfolgt, gewinnt so an Format. Seine Identität wird in seinem Individuum- und Subjekt-Sein durch die Gottesbeziehung gestärkt und geprägt. Die modernen Jünger werden – ähnlich wie es die Jünger zur Zeit Jesu erlebten – existentiell evangelisiert: Das Leben wird immer mehr Ausdruck und Teil des Evangeliums von Jesus Christus. Jüngerinnen und Jünger werden Mitarbeitende von Jesus. So wird christliches Leben von innen heraus sicher, mündig und individuell – und ist doch nicht beliebig. Paradoxerweise führt gerade die Annahme der Jüngerschaft – Schüler zu sein – zu einer hohen Mündigkeit erwachsener Selbstbewusstheit und Verantwortung.

Glaube als Bindung und Beziehung bietet damit dem personalisierten Individuum eine Möglichkeit, sein Grunddilemma – in jedem Moment neu selbst entscheiden zu müssen und dabei mit sich identisch zu bleiben – zu lösen. Glaube ist Erlösung für postmoderne Individuen. Glaube als Personalisierung durch Evangelisierung hat in Europa seine große Zeit erst noch vor sich.

Von Belehrung und Einbindung zu Evangelisierung und Initiation von Individuen

Aus einem solchen intensiven, aber eben auch individuellen Verständnis von Glauben muss unweigerlich eine ebenso „kopernikanische Wende“ des pastoralen Handelns der Kirche folgen. Primäre Aufgabe der Pastoral ist nicht länger die katechetische und disziplinarische Einbindung des Einzelnen in vorgegebene Glaubensgebäude, sondern die initiatische Evangelisierung der Individuen. Der Fokus pastoraler Arbeit muss sich dabei weniger auf Kinder als mehr auf die Erwachsenen richten. Sie brauchen person- und prozessorientierte Begleitung in ihrer Gott- und Lebenssuche. Als selbst- und weltverantwortliche

Einzelne sollten sie darin unterstützt werden, das Evangelium immer mehr als lebendiges Wort Gottes und wirkliche Lebenshilfe zu erfahren. Nur so können sie im Glauben wachsen und Jesus nachfolgen. Zielperspektive einer solchen Begleitung ist: Dass das eher im Ich gefangene Individuum sich wandeln kann in ein mündiges Individuum, das Christus immer ähnlicher wird.

Christlicher Glaube, als dialogisches Geschehen der Gottesbeziehung, das ins dialogische Geschehen zwischen den Glaubenden und zwischen Glaubenden und allen anderen Menschen und Dingen der Schöpfung verweist, arbeitet deshalb mit dem Individuum zusammen und zu seinen Bedingungen – für dessen Freiheit und Selbstbestimmung und gegen die ihm inhärenten Gefährdungen der Selbstdiffusion und der egozentrischen Selbstübersteigerung. Glaube personalisiert die Individuen und führt sie damit zu ihrer vollen Größe und zugleich auch über ihre Begrenzung hinaus.

„Pastorales Handeln der Kirche“ entpuppt sich dabei jedoch rasch als sprachlicher Ausdruck, der von der organisationalen Gestalt von Kirche geprägt ist. Er hat seinen Sitz im Leben in der Moderne der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Abgeleitet von der Aufgabe der Hirten für ihre Tierherde, transportiert der Begriff „Pastoral“ immer Vorstellungen, als ob einige Menschen an anderen handelten – weil sie über den Glauben verfügen, den sie den anderen vermitteln, oder weil sie Kirche sind und diese gegenüber denen vertreten, die Kirche werden sollen. Beides widerspricht dem postmodernen Lebensgefühl und einem reflektierten Selbstverständnis von Kirche.

Kirche ist nicht, sie entsteht

Eine Neudefinition von Kirche aber wird unumgänglich, wenn das moderne Selbstverständnis des Menschen als Individuum zugrunde gelegt wird: Die Theologie der „Ekklesiogenesis“ (Congar, Gutiérrez, Boff) hat hier längst wichtige theoretische Grundlagen vorbereitet. In ihrer zeitlichen Gestalt entsteht Kirche aus den personalen Begegnungen zwischen Christinnen und Christen. Menschen erzählen sich gegenseitig von ihrem Glauben und erleben sich so als miteinander verbunden. Diese Begegnungen verdichten sich im Vollzug zu komplexen, kommunikativ-geistlichen Prozessen, die bewusst und gezielt emotiona-

les Erleben, spirituelle Biographiearbeit, Gruppendynamik, Intuition, ergebnisoffene Suche, Optionen, Werte etc. aktiv in die kirchlichen Abläufe integrieren. Kirche ist nicht länger symbolisch in den Bildern von Gebäuden definiert, sondern als ein lebendiger Organismus aus vielen individuellen Menschen. Sie entdeckt sich als Geschehen. Kirche ist nicht, sie entsteht. Kirche hat sich nicht, sondern empfängt sich aus den Herzen und Händen der Glaubenden und dem lebenswandelnden Wirken des Heiligen Geistes. Lebensort der Kirche ist der Dialog der Christinnen und Christen mit und über Jesus Christus.

Eine Gemeinschaft, die nur aus dem Gespräch der eigenen Mitglieder untereinander entsteht, braucht als Gestaltprinzip notwendigerweise den „herrschaftsfrei-offenen Dialog“. Jede und jeder ist in gleicher Weise zu hören. Jede und jeder hat gleiches Recht, sich zu äußern. Jedes Gemeinsame muss in Gesprächen ausgehandelt werden. Dies ist ein hoher Anspruch an alle Beteiligten. Gleichzeitig ist es eigentlich selbstverständlich. Denn alle Getauften sind Trägerinnen und Träger des Heiligen Geistes und haben das Potential, Wesentliches zum Geschehen von Glaube und Kirche beizutragen. Kirche sieht ihren ersten Ursprung im Dialog der göttlichen Dreifaltigkeit. So wurzelt sie in Dialog und ist Dialog.

Ein solch revolutioniertes Selbstverständnis der Kirche als Dialoggeschehen zwischen geistbegabten Individuen erfordert aber neue kirchliche Handlungsformen. Eine Kirche als Dialog besteht aus Netzwerken, Projektgemeinschaften und spontanen Arbeitsgruppen, die aber nie „für die Ewigkeit“ zusammenwirken, und braucht Möglichkeiten für wesentlich-existentielle Gespräche und Erlebnisräume. Das verlangt eine hohe punktuelle Verbindlichkeit und Solidarität.

Gottes aktive Stimme in diesem Dialog ist die existenzielle Bedingung dafür, dass ein solcher Dialog aber wirklich Kirche ist und Kirche schafft. Sie ist hörbar im Wort der Heiligen Schrift, im inneren Erleben und in der Unterscheidung der Geister, aber auch auffindbar „in allen Dingen“, in den Zeichen der Zeit. Die Kirche der Postmoderne ist im Kern ein geistlich dynamisierter Glaubensdialog, der auf die Zukunft ausgerichtet ist und dem Einzelnen ein erfülltes Leben ermöglicht. Dieser ständige Dialog erfordert ein hohes Maß an Flexibilität und wird, weil der Mensch gleichzeitig aber auch „Dauer“ und Sicherheit sucht, immer wieder gefährdet sein. Deshalb ist allen Schließungen des Dialogs – durch unkontrolliert wuchernde gruppendynamische Prozesse, durch Parteibildung

und Ausschlussmechanismen, durch Pseudo-Sakralisierung bestimmter Ausdrucksformen des Glaubens oder der Kirche etc. – entschieden entgegenzutreten. Solche Schließungen – und wenn sie noch so religiös oder spirituell legitimiert scheinen – behindern das Wirken des Geistes Gottes und schaffen scheinbare Sachzwänge, die Kirche wieder in Konkurrenz mit dem Selbst- und Weltanspruch des Individuums setzen. Die Fähigkeit, offene Gesprächssituationen zu schaffen und offen zu halten, systemisch zu denken und zu agieren und dialogisch zu belastbaren Vereinbarungen zu kommen, wird künftig eine der ganz zentralen Kompetenzen von Seelsorger/innen und allen kirchlich Engagierten sein.

Versucht man Dialog als „Rückgrat“ und zentrales Geschehen von Kirche zu denken, kommt jedoch rasch ein erhebliches Problem in den Blick. An einem personalen Dialog können nicht beliebig viele Personen teilnehmen. Voraussetzung für einen echten Dialog ist, dass die Teilnehmer/innen sich sehen, kennen, hören, spüren können. Dialog findet also nur in Gruppen, nicht unter Massen statt. Sollen mehr als zehn bis fünfzehn Personen an einem Dialog teilnehmen können, sind vermittelnde Verfahren notwendig. Dabei sinken die Erlebnisdichte, die gefühlte Zugehörigkeit und die innere Verpflichtung auf die Ergebnisse unvermeidlich gegenüber dem direkten Dialog ab. Für eine Zusammengehörigkeit und ein Zusammenwirken von Millionen Menschen ist das eine äußerst herausfordernde Begrenzung.

Ausblick: Überschaubarkeit und Wahrnehmbarkeit

Eine Dialog-Kirche, die den postmodernen, sich als Individuum verstehenden Menschen gerecht wird, hat deshalb einerseits ihre Keimzelle im direkten, unmittelbar überschaubaren, mitmenschlichen Glaubensgespräch von kleinen Gruppen, Hauskreisen, Basisgemeinden, christlichen Gemeinschaften ... Solche Gruppen, Vernetzungen, spontane Koppelungen, Projektgemeinschaften und spontane Zusammenschlüsse gilt es zu fördern. Gleichzeitig ist immer darauf zu achten, dass sie nicht in einen Dauermodus überführt werden. So entsteht potentiell eine sehr fluide Gestalt postmoderner Kirche.

Die Zusammenführung der Dialogprozesse einer sehr großen Anzahl von Gläubenden zu einem effizienten Zusammenwirken ist allerdings eine neuartige und

extrem herausfordernde Aufgabe. Potenziert wird diese Herausforderung durch den Status der katholischen Kirche als Körperschaft öffentlichen Rechtes, vielfältig eingebunden in staatliche Abläufe und in umfassender Verantwortung für Hunderttausende Arbeitsplätze, Lebensentwürfe, Familien. Als Großkirche kann sie sich einerseits nicht in die Unmittelbarkeit der Hauskreise zurückziehen. Als zukunftsfähige Kirche in der Postmoderne kann sie sich aber auch nicht anti-individual aufstellen und sich gegen die individuellen Bestrebungen der Glaubenden stemmen. Es bleibt eine Grundspannung, die nur um den Preis des Niedergangs von Kirche in eine beliebige gesellschaftliche Randständigkeit aufgelöst werden könnte.

Die Dialog-Kirche gestaltet aus dem punktuellen, personalen Dialoggeschehen ein verlässliches Zusammenwirken, das in die Gesellschaft hinein präsent ist, öffentlich wahrnehmbar Zeugnis von Jesus Christus ablegt und sich effizient für die Belange der Armen einsetzt. Auch die ganz materiellen Belange von Geld, Gebäuden und Personal sowie die Zusammenarbeit von Kirche und Staat sind dabei dialogisch als personale Prozesse zu gestalten. Innerhalb dieser dialogischen, relational geschehenden Struktur von Kirche ist dann natürlich – am angemessenen Ort – organisationales und institutionelles Handeln unabdingbar. Eine Dialog-Kirche kann und wird nicht auf planerisch-effizientes Wirken verzichten, ihm aber seinen Platz innerhalb des personalen Geschehens zuweisen. Die Dialog-Kirche wird die Vorteile der Organisation genauso zu bewahren suchen, wie die Organisations-Kirche wichtige Aspekte der Institution zeitgemäß weitergeführt hat. Jegliche Gegenüberstellung oder gegenseitige Abwertung ist strikt zu vermeiden.

Noch einmal zeigt sich Kirche gut vorbereitet, die Herausforderungen der Postmoderne zu bewältigen. Verfügt sie doch über Theorie, Tradition und lebendige Erfahrung mit geistlich dynamisierten, freilassenden, dialogischen Prozessen der Entscheidungsfindung, die dennoch umstandslos sachrationale Vorbereitung, systemische Interventionen und planerische Umsetzung in das Geschehen integrieren.

Als Dialog-Kirche, die durch ihren Glauben den Individuen zur Personwerdung verhilft, hat Kirche eine große Zukunft!

Das Wort ereignet sich

Christsein und kirchliche Institution

Hubertus Schönemann

Viele Gesprächsgänge an den Tagen auf dem Odilienberg drehten sich um das Verhältnis von religiösem Vollzug als Christsein und dessen institutioneller Einbindung. Offenbar werden durch Individualisierung und Pluralisierung nicht nur komplexe Erwartungen an „Gemeinschaft“ (und auch deren Grenzen) sichtbar. Auch die religiöse Erfahrung und deren vitaler Vollzug scheint sich zunehmend von einer bestimmten Form kirchlicher Institution abzukoppeln. Dieser Beitrag versucht daher, angesichts der aktuellen langfristigen Transformationsprozesse über die Relevanz und Gestalt kirchlicher Institutionalisierungsform(en) nachzudenken. „Entkirchlichung“ als Teilprozess von Säkularisierung ist zwar einerseits ein Zerfall herkömmlicher kirchlicher Institutionalität, kann aber zu erneuerten und angemesseneren Organisationsformen des Christlichen in der Gegenwart führen. Institution wird hier im Spannungsfeld von soziologischen und theologischen Perspektiven verstanden.

Kirche als Institution des Religiösen

Die Institution Kirche ist sozialwissenschaftlich gesehen kein handelndes Subjekt, sondern ist die Summe des Handelns empirischer Subjekte, sozialer Prozesse und organisationaler Vorgegebenheiten. Jede Institution entlastet den Menschen, in der Institution ist immer die Spannung zwischen Charisma und Organisation, zwischen spontaner religiöser Erfahrung und stabiler Verbindlichkeit mitgedacht. Die institutionelle Dialektik von „Erweiterung“ und „Einschränkung“ (Niklas Luhmann) bringt es mit sich, dass religiöse Erfahrung kanalisiert und geordnet wird. Das Gefüge religiöser Beziehungen und Rollen wird kanalisiert und geregelt, das System wird nach innen und außen repräsentiert (Amt) und die Abläufe und Verteilung der Ressourcen werden gesteuert. Prob-

leme ergeben sich einerseits, wenn eine zu starke Subjektivierung keine Verbindung mehr untereinander ermöglicht. Eine zu starke Funktionalisierung, Bürokratisierung hingegen entleert letztlich die darstellende Symbolik, weil das Persönliche darin nicht mehr gefunden wird, bzw. die Symbole nicht mehr mit persönlicher Erfahrung der Akteure (und damit sind nicht nur die „Mitglieder“ gemeint) gefüllt und angemessen realisiert werden. Sie werden zur äußeren Form und leeren Hülle. Motivationen, die der Ursprungsidee fremd sind (Streben nach Ämtern, Status und Macht), tun ein Übriges, um den Abstand zwischen Individuen und Institution zu verbreitern. Dennoch darf man als Kritiker der Institution nicht naiv sein, Christsein wird immer zu Formen organisationaler Darstellung streben. Es besteht immer die Spannung zwischen Charisma (dem freien Wirken des Geistes) und verbindlicher Normierung und der Autorität verlässlicher Ordnung. Die Relation zwischen Subjekt und Institution steht in der Dialektik von Beharrung und Innovation, von objektiver Formalisierung und subjektiver Kreativität, von Regelwerk und Charisma.

Transformationen des Religiösen und der Institution(en)

In der radikalisierten Moderne verändert sich jedoch massiv das Beziehungsgefüge von Individuum und Institution, traditionelle Organisationsverständnisse sind herausgefordert und stehen auf dem Prüfstand bzw. geraten unter Relevanzvorbehalt. Institution – auch kirchliche – ist eben immer historisch gewachsen und im Wandel der Gesellschaft herausgefordert. Möglicherweise ist der Wandel des Religiösen von dem veränderten Gefüge der institutionellen Vermittlungsformen, das die religiösen Interaktionen zwischen Akteuren steuert, abhängig. Vielleicht ist es auch gerade umgekehrt. Modernisierung führt zu einem radikalen Perspektivwechsel auf die Subjektseite. Gleichzeitig zeigt der Wandel im Menschenbild: das autonome Subjekt „konstruiert“ sich in Selbst- und Fremdzuschreibung, in Praxis, Zugehörigkeit und Partizipation. Modernisierung bedeutet, dass Religion zunehmend an die Person gebunden wird, die persönliche Biografie ist Bezugspunkt religiöser Erfahrung und Kommunikation. Damit verknüpft: Das Christentum wird eher als Lebensstil und Praxis wahrgenommen und gestaltet denn als Zugehörigkeit zu einer religiösen Institution. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich (Zeugende Pastoral) sehen „Christsein als Lebensstil“ (Christoph Theobald). Christsein ist nach ihm, wenn

Menschen die Welt ernst nehmen, indem sie das Vertrauen in das Gute des von Gott gewirkten Lebens wahrnehmen und zur Sprache bringen. Für Christen erschließt Jesus Christus in dieser Welt einen Zugang von Gott her zu Gott selbst für alle; das Reich Gottes er-eignet sich. Gestaltete Nachfolge ist das Annehmen des Guten in der Schöpfung und die Resonanz darauf in einem eigenen Lebensentwurf. Theobald nennt dies den „Stil“ des Christentums (vgl. Theobald 2014). Das kann sehr unterschiedliche Formen annehmen, ist nicht auf die formale Mitgliedschaft in einer kirchlichen Institution beschränkt. Es zeigt sich im Handeln, in einem spezifisches Begegnungs- und Beziehungsgeschehen in der Welt, das zum wirksamen Zeichen für Gott werden kann (Theobald 2014, 214 f.).

Der Koblenzer Soziologe Winfried Gebhardt hat den „spirituellen Wanderer“ als Prototyp spätmoderner Religiosität beschrieben. Zu diesem Prototyp gehört zum einen die Vorstellung von vielen Wegen, die zur Wahrheit führen. Der spirituelle Wanderer ist erst einmal offen für alles. Kriterium ist, „ob’s hilft“, ob es ihn weiterbringt auf dem eigenen Weg, der ein Auffinden der „eigenen Wahrheit“ ist. Das meint einen subjektiven Konstruktionsvorgang des Reifens. Der spirituelle Wanderer erhebt weiterhin den Anspruch der Deutungshoheit über seine eigene Spiritualität. Er lehnt jede Erfahrung ab (und um Erfahrung geht es ihm in einem sehr existenziellen und subjektiven Sinn), die er nicht selbst gemacht hat. Er wehrt sich gegen jede Form von Autorität, die er nicht selbst überprüft hat. Der spirituelle Wanderer ist der Prototyp der religiösen Selbstermächtigung, autonom, souverän, mit Eigenkompetenz ausgestattet. Religiöse Akteure dieses Prototyps fordern kirchliche Organisation zur Transformation heraus. Ebenso spannungsreich zeigt sich die Darstellung kirchlicher Institution in medialen Vermittlungsformen. So erwarten institutionsferne Christen manchmal von der Institution klassische kulturprägende Formate in einem kulturchristentümlichen Referenzrahmen. TV-Serien wie „Um Himmels willen“ oder „Herzensbrecher“ sind nachgefragt und zeigen eine bestimmte Perspektive auf kirchliche Institution. Der Zuschauer identifiziert sich mit den Schwestern in Kaltenthal, die seine Werte vertreten. Schwester Hanna befindet sich in ständiger Spannung zur formalen Institution, die weniger durch den menschlichen, ein wenig einfältig-sympathischen Bischof Rossbauer als vielmehr durch die Mutter Oberin in München repräsentiert wird. Auch der evangelische Pastor, der als allein-

erziehender Vater ein „Herzensbrecher“ für die Zuschauer ist, kommt in Konflikt mit seinem Kirchenvorstand. Ein solch kulturchristentümlicher Referenzrahmen bringt die Gefahr mit sich, dass kirchliche Institution für eine Abgrenzung bspw. zum Islam benutzt wird. Auch dazu müssen sich Akteure kirchlicher Institution verhalten. In jedem Falle gilt: Religiöse Ideen der komplexer werden die Vielfalt der „Gläubigen“ (und Nicht-Glaubenden) und ihre institutionellen Einbettungsformen stehen in einem Wechselverhältnis. Es zeigt sich eine transformierende Dialektik von Institutionalisierung und De-Institutionalisierung.

Geschichte der Institutionalisierung der (katholischen) Kirche in Deutschland

Ein Blick in die Geschichte des institutionalisierten Christentums zeigt: Bewegung und Institution schließen sich nicht aus, sondern stehen in einer dialektischen Beziehung. Aus einer charismatischen Bewegung in Palästina entsteht über diverse Institutionalisierungsprozesse eine organisierte Kirche. Man kann Asketentum, Ketzler- und Mendikantenbewegung und auch die Reformation als bewegungsartige Versuche verstehen, die Institution mit den Idealen der Ursprungsbewegung (Urgemeinde) zu konfrontieren. In dieser Spannung erfolgt die religiöse Institutionalisierung jeweils nach kontextuellen Logiken. Bis zum Ende des Mittelalters ist diese im westeuropäischen Raum gesamtulturell eingebunden. Mit der Reformation als Kirchenspaltung zerbricht die Einheit der sichtbaren Repräsentanz des heiligen Kosmos. Nachreformatorisch zeigt sich die institutionelle Plausibilität immer noch unter dem Vorzeichen eines homogenen sozialen Bereichs, allerdings nun als konfessionshomogene Räume der Territorialstaaten nach dem Westfälischen Frieden (*cuius regio eius religio*).

Sehr verkürzt gesagt: Die Reformation betonte die persönliche Innerlichkeit, die Gegenreformation eher die institutionellen Elemente des Christentums, auch wenn in beiden Konfessionen seit der Frühen Neuzeit eine Entwicklung zur Verinnerlichung religiöser Orientierungen zu beobachten ist. Seit dieser Zeit differenziert sich in Deutschland das trikonfessionelle (katholisch, lutherisch, reformiert) Religionssystem parallel zur Ausdifferenzierung der frühneuzeitlichen Staaten und anderer relativ autonomer Lebensbereiche (als Säkularisierung oder

Verweltlichung thematisiert) aus. Aus dem persönlichen Regiment des (kirchlichen oder „weltlichen“) Landesfürsten entwickelt sich mit positivem Recht und entfalteter Bürokratie die neuzeitliche Staatsgewalt. Dabei entfalten sich gesellschaftliche Teilbereiche wie Wirtschaft und Bildungswesen. Auch Religion differenziert sich als konfessionalisierte Kirche aus und führt zunehmend zu einer Institutionalisierung zur Steuerung und Weitergabe des Glaubens und seiner Verwaltung. Analog zur Ausdifferenzierung des Staatswesens entwickelt sich auch in den Kirchen eine zentrale Bürokratie sowie ausdifferenzierte Ämterstruktur und Regelungswerke. In der zunehmenden Trennung von Staat und Kirche nehmen die Konfessionen subkulturellen, teil-gesellschaftlichen Charakter an (Konfessionalismus), erst als sich die Kirchen organisatorisch verselbständigen und gegenüber der anderen Konfession ausdifferenzieren, thematisieren sie sich als „Kirche“. Für die evangelischen Kirchen führt das Ende des Staatskirchentums 1918 zu einer Kombination des bisher getrennt vom Landesfürst wahrgenommenen Kirchenregiments und der geistlichen Funktionen im kirchlichen Führungspersonal. Die katholische Kirche bildet nationale „Katholizismen“ aus, die sich übernational-zentralistisch am römischen Papsttum orientieren (Ultramontanismus). Es entwickelt sich kanonisches Recht gegenüber staatlichem Recht, die Trennung von Klerus und Laien mit dem Entscheidungsmonopol auf Seiten des Klerus wird seit dem Investiturstreit institutionell vorangetrieben. Die katholische Kirche beginnt, die eigenen Organisationsstrukturen zu sakralisieren und sich selbst als vollkommene Gesellschaft (*societas perfecta*) darzustellen. Seit Pius IX. verbindet sich eine spezifische Verehrung von Papst und Bischöfen als den „Repräsentanten“ des Heiligen mit dem offensiven Tragen klerikaler Amtsinsignien und einer triumphalistischen Ekklesiologie. Die „Amtskirche“ mit dem hierarchischen Amt in Gleichsetzung mit dem Klerikerstand und eindimensionale Über- und Unterordnungsverhältnisse (Hierarchie) bilden sich heraus. Das Territorialprinzip in der Kirchenorganisation erleichtert die hierarchische Steuerung und Kontrolle.

Diese Entwicklung, die im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt findet, führt weltanschaulich in der katholischen Kirche zur Renaissance des mittelalterlich-scholastischen Naturrechts, zur Beanspruchung eines Deutungsmonopols für alle absoluten Wirklichkeitsbestimmungen einer Gesellschaft und zum Antimodernismus. Die kirchliche Apologetik gegen Anders- und „Ungläubige“ erreicht einen

Höhepunkt. Das Unfehlbarkeitsdogma von 1870 sieht die römisch-katholische Kirche als einzige legitime Repräsentantin der christlichen Tradition. In den Ländern des nach 1871 preußisch-protestantisch dominierten Deutschen Reichs führt der Minderheitenstatus der Katholiken und ein gewisser Außendruck dazu, dass die Konfession zum dominierenden Identitätsmarker, zur politischen Opposition wird, insbesondere in der preußischen Rheinprovinz und Schlesien, aber auch in Bayern. Die katholische Kirche entwickelt zur Abgrenzung von der nicht-katholischen und „modernistischen“ Umwelt eine eigene symbolische Sinnwelt, die sich von der der Gesamtgesellschaft unterschied und das gesellschaftliche Teilsystem Kirche nach außen abschirmte (Katholisches Milieu). So entstanden katholische Verbände und das Zentrum als katholische Partei. Nicht nur die kirchlichen Ehevorstellungen, sondern auch die sonstige Verkündigung sorgten dafür, dass soziale Kontakte mit Andersgläubigen minimal blieben. So erhielt sich in einer relativ homogenen Konfessionsstruktur der ländlichen und kleinstädtischen Gebiete eine bestimmte institutionelle Gestalt katholischer Kirche. Man kann in Anlehnung und Abgrenzung die Entwicklung der institutionellen Gestalt der katholischen Kirche in Deutschland als zunehmende „Verkirchlichung“ des Christentums im Sinne einer strukturkonformen Reaktion auf die Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung der Neuzeit interpretieren. Es entwickelte sich eine von Weber und Troeltzsch als „Kirche“ bezeichneter anstaltsmäßiger Typ religiöser Organisation, der auf einer „Vorstellung einer amtlichen und anstaltsmäßigen Präsenz und Repräsentation des Heils“ (Gabriel 1999, 20) aufruht.

Der „Erfolg“ der kirchlichen Institutionalisierung beruhte also auf Voraussetzungen, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts, spätestens jedoch mit dem Ende des 2. Weltkriegs zurückgehen. Mit dem Verlust des Minderheitenstatus der Katholiken in der (alten) Bundesrepublik, der konfessionellen Vermischung durch Fluchtmigration und durch die sich verbreitenden technischen Kommunikationsmittel fällt die Plausibilität der konfessionell-katholischen Institutionsgestalt als Strategie der Abgrenzung weg. Damit verbunden ist ein Verfall der institutionellen „Kirchentümer“, wie sie sich als kirchliche Institution bis ins beginnende 20. Jahrhundert entwickelt hatte. Kirchliche Institution sucht nach einem neuen Selbstverständnis im Verhältnis zu veränderten religiösen Erfahrung des Indivi-

duums und nach einem neuen Ort in der Gesellschaft. Das II. Vatikanische Konzil hat die Abgrenzungsstrategie beendet und die Kirche für eine neue Auseinandersetzung in und mit der Welt geöffnet. Die derzeitigen Entkirchlichungsprozesse zeigen, dass sich die Kirche immer noch im langen Schatten des „Kirchentums“ des 19. Jahrhunderts befindet. Ein hoher Organisationsgrad, Zentralisierung, Formalisierung und Bürokratisierung machen Kirchenverwaltung zum Strukturmerkmal der empirischen Kirche. Damit sind immer noch Versuche der Effizienzsteigerung, Vereinheitlichung, Verrechtlichung, Professionalisierung verbunden. Auch die Sakralisierung der Organisation und hierarchische Kontrollansprüche zeigen Wirkungen. Die aktuelle Herausforderung ist nicht nur Ent-Sakralisierung (Ent-Verdinglichung), sondern überhaupt erst die Frage, welche Organisationsform das Christentum im sich transformierenden Religionssystem haben wird und soll. „Heute steht sich eine Kirche mit einer hierarchisch-sakralen Organisationstradition – organisationstheoretisch betrachtet – selbst im Wege.“ (Gabriel 1999, 23). Vielleicht ist „Entkirchlichung“ weniger ein beklagenswertes Verschwinden der Kirche als vielmehr die Chance, im Rückgriff auf das Ursprungscharisma der Bewegung (Evangelium vom Reich Gottes) die Transformation von einer bestimmten Kirchengestalt, die gegenwärtig nicht angemessen scheint, zu neuen Organisationsformen mitzugestalten.

Die heutige Problematik einer selbstreflexiven Institution

Natürlich ist das Interesse der Institution verständlich, sich selbst zu reproduzieren: Gegen den Anpassungsdruck setzte die klassische kirchliche Institution die Beharrung, die in bestimmten Zeiten auch „erfolgreich“ war. Abschottung vor Modernisierungstendenzen in der zentralistisch-bürokratischen Papstkirche als straffe Organisation war gebunden an das Vorhandensein und das „Funktionieren“ konfessioneller Milieus. In dem Maße, wie diese in der Gegenwart zerfallen und austrocknen, desto mehr kommt eine Kirche in die Aporie, die sich dezidiert von der Institutionenwirklichkeit her versteht und entwirft. Alle Versuche, diese Struktur der Institution zu erhalten oder gar zu stärken (Bemühungen der „Mitglieder“-Bindung zur Sicherung der Ressourcenbasis, [Sakramenten-]Katechese als Kirchensozialisierung in instruktionsorientierten Formaten), scheinen derzeit zum Scheitern verurteilt. Es scheint sogar, dass sich das Problem verstärkt: Wenn die verantwortlichen Akteure der Kirche meinen, sie (sc. die Kirche) müsse ihren

Organisationsgrad angesichts von objektiven Bedingungen (Entkirchlichung) eher noch steigern, ergibt sich mit der Gefahr der zunehmenden Selbstreferentialität auch die Tatsache, dass Menschen charismatische Erfahrung außerhalb der Kirche suchen oder in kirchlichen Räumen, die der amtskirchlichen Steuerung und Kontrolle entzogen sind. Hinzu kommt: Die Gemeinschaftsbildung einer *communio*-Ekklesiologie ist noch weitestgehend im herkömmlichen Institutionendenken verhaftet. Das zeigt sich u. a. daran, dass unklar bleibt, wer denn über die Bedingungen und Voraussetzungen für die *communio* entscheidet: die kirchliche Autorität oder das betreffende Individuum. Manche Zeitgenossen zeigen sich daher allergisch gegenüber dem so oft formulierten Anspruch kirchlicher Gemeinschaft, vermutlich deshalb, weil die derzeitigen Ästhetiken und die Bedingungen ihnen nicht entgegenkommen.

Die Annahme ist nicht von der Hand zu weisen: Unter den gegenwärtigen Formaten kirchlicher Organisation sind die Chancen der lebendigen Tradierung des Christentums in einer Form, die für die Menschen von heute und morgen angemessen ist, als problematisch einzuschätzen. Oder anders gesagt: Kirche als Organisation wird neue Formen zulassen oder aktiv entwickeln müssen, die sich aus der proaktiven Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen der verschiedenen Subjekte (und damit sind nicht nur die „Mitglieder“ gemeint) ergeben.

Franz Xaver Kaufmann hat die bislang gemachten Überlegungen in der These von der Verkirchlichung des Christentums verdichtet. Da die gesellschaftliche Integration in der Moderne nicht mehr mit Mitteln der Religion zu leisten ist – so seine Wahrnehmung – führen die gesellschaftlichen Differenzierungs- und Säkularisierungsprozesse zur Verkirchlichung des Christentums. Kirche wird daher oft nur als „Amtskirche“ wahrgenommen, mehrheitlich administrative Kirchenfunktionen führen zu Distanz zu den Gläubigen; wie übrigens auch moderne Staatsapparate zu Distanz zu den Bürgern, wie derzeit unschwer festzustellen ist. Christliche Praxis, so Kaufmann, zeigt sich entkoppelt von anderen Gesellschaftsbereichen und ist einem spezifischen Bereich, den institutionalisiert gedachten Kirchen, zugewiesen worden. Der Sprachgebrauch verrät es: „Wir gehen in die Kirche“, so sagen manche, wenn sie am Sonntag den Gottesdienst besuchen. „Wir können [...] sagen, daß das Christentum – insofern seine Entwicklung lediglich entlang der gegenwärtig absehbaren gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen verlaufen sollte – sich in dem Sinne verkirchlicht, daß das

Christliche zunehmend nur noch mit dem explizit Religiösen und das Religiöse mit den etablierten Kirchen und religiösen Gemeinschaften identifiziert wird, diese selbst jedoch zunehmend den Charakter religiöser Organisationen annehmen, deren Eigendynamik mit den Möglichkeiten individuellen Glaubens nur noch sporadisch zur Deckung zu bringen ist“ (Kaufmann 1979, 102 f.).

Möglicherweise tut sich die katholische Kirche in dieser Transformation besonders schwer, da die Gegenübersetzung von Personensubjekt und Institution „dem Katholischen“ fremd ist. Die problematisierte Wahrnehmung der Spannung von Subjektivität und Institution ist aber ein wesentliches Moment der Modernität, daher gibt es – etwas spitz gesagt – für den Katholizismus die Christentums-geschichte nur als Kirchengeschichte.

Organisation von Kirche heute und morgen

Es gilt festzuhalten: Christentum ohne institutionellen Rückhalt (als Kirche) ist historisch und sicher auch für die Zukunft nicht zu denken. Trotz aller Individualisierung und *bricolage* zeigt sich dennoch eine gewisse Tendenz zur Strukturierung und Standardisierung, insofern auf vorgefertigte Produkte und Dienstleistungen zurückgegriffen wird. Allerdings ist derzeit eine De-Institutionalisierung (klassische Institutionen erleiden insgesamt Einbußen an Legitimität und Relevanz) sowie eine Re-Institutionalisierung in neuen Formen, ein Wandel zu vielfältigen Institutionalisierungsformen zu konstatieren. Institution bildet sich als solche nicht nur für sich intern, sondern im Kontakt mit anderen, z. B. Staat, Gesellschaft, auch hier sind die Kooperationen und Fronten für kirchliches Christentum in Bewegung gekommen. Die Frage nach künftigen kirchlichen Organisationsformen ist eingebettet in die grundsätzliche Frage nach den Repräsentationsformen des „Politischen“ im Sinne von Macht, Verantwortung und Beteiligung und der Neuvermessung der Ordnung von konkreten Lebensbedingungen. Der Übergang von der Industriegesellschaft zur Informations- bzw. Wissensgesellschaft führt zu neuen Organisationsformen, die gekennzeichnet sind von flachen Hierarchien und der Verlagerung von Verantwortung auf die operative Ebene. Führung wird mehr mit Visionen und *commitments* als mit Aufgaben und Delegation realisiert, die unternehmerische Dimension muss auf allen Ebenen gestärkt werden. Die globale Netzwerk- und Weltgesellschaft ordnet

ihre sozialen Bezüge immer weniger durch Status und Hierarchie, sondern durch die Ereignishaftigkeit aller Prozesse und deren kommunikativer Verknüpfung.

Für die Kirche bedeutet dies den Wandel ihres Selbstverständnisses: vom hierokratischen Anspruch auf „Verwaltung“ des Religiösen (als Engführung des Christlichen), der von den Teilnehmern an die Amtsträger (oder Professionellen) gerichtet und von diesen Verantwortlichen auch oft genug für sich reklamiert wird, zur Partizipation möglichst vieler. Von der Gnadenanstalt, in der sakramentale Gnade durch klare Mitgliedschaft und bestimmte Praxis (Gottesdienstteilnahme, persönlicher „Empfang“ von Sakramenten) vermittelt wird, hin zu grenzoffenen organisationalen Formen mit inklusiver Ermöglichungslogik, denen eher der Charakter von „Bewegung“ eignet. Eine „Bewegung“ in einer Organisation konfrontiert die Institution mit den Idealen der Ursprungs-„Bewegung“. Die Frage heißt heute: In welcher Organisationsform kann Kirche ihre ureigene Sendung, die Bezeugung der Gestaltwerdung des Wirkens und der Präsenz Gottes, heute am angemessensten realisieren? Und gerade dies als sakramentalen Vollzug über die individuell empfangenen „Gnadenmittel“ hinaus verstehen? An dieser Stelle können nur einige kurze Anmerkungen präsentiert werden, die den Stand der pastoraltheologischen Diskussion widerspiegeln:

Wenn die religiöse Erfahrung des Subjekts Ausgangs- und Zielpunkt der Organisationsform des Christentums in der Spätmoderne ist, so müssten institutionalisierte Formen von der Mikroebene her entwickelt und gestaltet werden. Es geht dann um Gesellungsformen auf der Mesoebene, in denen es möglich ist, Deutungskopplungen zwischen Leben und Glauben herzustellen, Berufswege (mitzugehen), die es Menschen ermöglichen, ihre Lebensgeschichte als Geschichte Gottes mit ihnen wahrzunehmen und erzählen zu lernen, im Erzählen weiterzuschreiben (Mystagogie). Aus diesen Prozessen der gegenseitigen Bestärkung und Validierung im Glauben im Sinne von *story-telling* erwächst Jüngerschaft (Nachfolge) als Entwicklung eines persönlichen Lebensstils und Einübung in eine christliche Lebenspraxis. Ansatzpunkt kirchlicher Organisation wird so statt einer von oben nach unten gedachten, straff durchorganisierten Institution die Ebene der Dezentralität im Kontext vor Ort. Eine segmentäre Differenzierung in viele relativ unabhängige lokale Gruppen ist eine Quelle für Innovation. Neue Techniken, Haltungen, Produkte können erst in lokalen Kontexten

erprobt werden. Diese neuen Sozialformen sind heterogen, tragen den Charakter von Netzwerken oder Szenen, Plattformen, Zentren. Geistliche Bewegungen, ordensähnliche Gemeinschaften oder Gruppen mit einem sozialen Bindungszweck (z. B. Hospiz- oder Tafelbewegung) sind kleinere flexible Einheiten, in denen unterschiedliche Formen der Verantwortungsübernahme ausprobiert werden können, deren Präsenz und Praxis relevant für andere im überschaubaren sozialen Nahraum ist. Oft zeigen sie sich als „Teilzeitgesellungsformen“, vielleicht besser: imaginierte oder posttraditionale Formen von Gemeinschaft (partikuläre und temporäre Präsenz), die einen Rand markieren, ohne ihn abzuschließen. Hier ist das Versuchsfeld für neue Modelle von Leitung, Verantwortungsübernahme und Beteiligung jenseits einer immer noch weitgehend hauptberuflich-professionalisierten Mitgliederbetreuungskirche mit binnen-religiöser „Versorgung“. Diese (oft fragilen und fluiden) lokalen Kirchenkulturen sollten einen experimentellen Charakter tragen, was Fehlertoleranz und Evaluation auf verschiedenen Ebenen beinhaltet. Die mittlere (Pfarrei) und höhere Ebene (Bistum, Ortskirche) kirchlicher Organisation müssen als Megaebene subsidiäre Aufgaben als wirkliche Dienstleister, nicht als steuernde Zentrale, übernehmen und von daher zur Unterstützung und Motivation der Mesoebene neu gestaltet werden.

Alle derzeitigen pastoralen Bemühungen und Perspektiven, seien es Leitung im Team, Freiwilligenmanagement, Gemeindegründungsinitiativen etc. sind zum Scheitern verurteilt, wenn die bisherige Perspektive der Stärkung und Wiedergewinnung herkömmlicher Institutionalität nicht in Richtung eines Kulturwandels hin zur Vitalisierung lokaler, kontextueller Organisationsformen aufgegeben wird. Kaufmann sieht daher „[...] für die katholische Kirche in Europa keinerlei Chancen, ihre missionarische Kraft wieder zu gewinnen ohne tiefgreifende Veränderungen ihres institutionellen Selbstverständnisses und ihrer faktischen Organisation.“ (Kaufmann 1979, 144). Es geht auch darum, aus dem Modus des top-down-gestalteten Wollens in den Modus des begleiteten Frei-Gebens zu wechseln. Noch einmal Kaufmann: „Die Mobilisierung bestehender sozialer Gebilde oder neuer Sozialformen mit Eigeninitiative kann auf bürokratischem Wege kaum gelingen“ (Kaufmann 1979, 142).

Institutionen müssen also charismatische Elemente (im Weber'schen Sinne) in ihre Organisationsstruktur einbauen und auf Dauer stellen, nicht Latenzschutz

betreiben, indem sie system-irritierende Alternativen ausklammern. Die Spannung von Bewegung und Organisation führt zu Exklusion/Separation bzw. Inklusion/Integration. Aus einer soziologischen Sicht ist Subjektivierung des modernen Bewusstseins eine Konsequenz gesteigerter gesellschaftlicher Komplexität. Unter diesen Bedingungen braucht es eine hohe Vielfalt christlicher Identifizierungsmöglichkeiten, eine Vervielfältigung der Stile für die Präsenz und Tradierung des Christentums. Nicht Pluralität ist die Ursache für Entkirchlichung, wie viele meinen, sondern ihr Fehlen.

Das Werden des biblischen Kanons kann bedeutet werden als ein Prozess des Suchens von „Gestalt“. Dies gilt auch für die Ekklesia Christi. Sie ist keine Institution, sondern eine Praxis (Zeillinger 2013, 203). Sie entsteht und wächst durch Re-präsentation der Erfahrungen in ihr und mit ihr als performative Akte einer Gemeinschaftswerdung auf postmoderne Weise.

Schluss – verschiedene Typen von Nachfolge im NT

Im Neuen Testament werden sehr unterschiedliche Typen von Jüngerschaft und Nachfolge narrativ präsentiert: Die Zwölf (Mk 3,13–19) werden von Jesus als Zeichen der endzeitlichen Sammlung Israels berufen, bei ihm zu sein, und ausgesandt zu predigen und Dämonen auszutreiben. Als kleine Teams ohne Operationsbasis werden die 72 „Anderen“ paarweise ausgesandt (Lk 10,1–24). Von den zehn durch die Begegnung mit Jesus geheilten Aussätzigen (Lk 17,11–19) kehrt ausgerechnet der fremde Samaritaner um. Seine Nachfolge ist mit Umkehr, Lobpreis, Ehrerbietung und in einem eucharistischen Anklang mit Danksagung präsentiert. Von Eintritt in die „Gemeinschaft“ der Jünger wird hier nicht erzählt. Auch Nikodemus, aus Angst ein „heimlicher Jünger“, ist ein spezifischer Typus (Joh 3,1–21; 19,39). Er ist als Schriftgelehrter mit Jesus im theologischen Gespräch. Der Kämmerer der Kandake, frisch getauft von Philippus, kehrt nicht etwa nach Jerusalem um, sondern „zieht seinen Weg mit Freude“ weiter (Apg 8,26–39). In der Apostelgeschichte differenziert sich die Jüngerschaft in hebräische und griechische Juden weiter aus, es werden die „Sieben“ erwählt zum Dienst an den Tischen (Apg 6); in den Auseinandersetzungen des sog. Apostelkonzils um Anhänger des „neuen Weges“ aus dem Judentum und aus den Völ-

kern wird ein Kompromiss erzielt. Die Geschichte des Christentums ist von ihrem Ursprung her ein Prozess der Auseinandersetzung der jeweiligen Träger des Christentums mit ihrer jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Umwelt (Kontextualität). Sie ist auch ein Prozess der Differenzierung zwischen verschiedenen Akteuren christlicher Tradition (Pluralität). Nicht immer führt die Berührung mit Christus zur Aufnahme explizit religiös kodierter Gemeinschaft, aber immer zu einer neuen Grundhaltung und Praxis des Lebens, berufen und gesendet in diversifizierten Kontexten.

Literatur:

- Feiter, Reinhard/Müller, Hadwig (Hg.), *Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich*, Ostfildern 2012.
- Gabriel, Karl, *Modernisierung als Organisierung von Religion*, in: Krüggeler, Michael/Gabriel, Karl/Gebhardt, Winfried (Hg.), *Institution, Organisation, Bewegung. Sozialformen der Religion im Wandel*, Opladen 1999, 19–37.
- Gabriel, Karl, *Kirche zwischen Institution und Bewegung*, in: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 1/2015 „Kirchen in Bewegung“, Münster 2015, 18–28, forschungsjournal.de/sites/default/files/downloads/fjsb_2015-1_gabriel.pdf.
- Hero, Markus, *Die neuen Formen des Lebens. Eine institutionentheoretische Analyse neuer Religiosität*, Würzburg 2010.
- Kaufmann, Franz-Xaver, *Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums*, Freiburg i. Br. 1979.
- Theobald, Christoph, *Das Christliche als Lebensstil. Die Suche nach einer zukunftsfähigen Gestalt von Kirche aus einer französischen Perspektive*, in: Böttigheimer, Christoph (Hg.), *Zweites Vatikanisches Konzil. Programmatik – Rezeption – Vision (QD 261)*, Freiburg i. Br. 2014, 203–219.
- Zeillinger, Peter, *Ekklesia als Verb. Eine Archäologie der politischen Dimension des Christentums*, in: Klingen, Henning/Zeillinger, Peter/Hölzl, Michael (Hg.), *Extra ecclesiam ... Zur Institution und Kritik von Kirche*, *Jahrbuch Politische Theologie* 6/7/2013, 198–243.

Kybernetik – zur Zukunft einer vergessenen theologischen Disziplin

Steffen Schramm

Eine vergessene theologische Disziplin

„Epochal wurde in den Jahren nach 1945 in den USA die Begründung der ‚Kybernetik‘ durch Norbert Wiener (1894–1964), der diesen Begriff in die Welt setzte“ (Radkau 2017, 96) – dass ein so beschlagener, auch kirchlich bewanderter Historiker wie Joachim Radkau anno 2017 einen solchen Satz schreibt, zeigt die tiefe Vergessenheit, in die die theologische Disziplin der Kybernetik gefallen ist. Im 19. Jahrhundert krönte sie die großen Werke der evangelischen Praktischen Theologie, heute findet sie sich in kaum einem theologischen Lexikon als Stichwort.

Die Kybernetik des 19. Jahrhunderts wurde ausgearbeitet als Lehre von Kirchenverfassung und Kirchenregiment. Darin spiegeln sich die kirchlichen Leitungsherausforderungen der Zeit: Aus Staatskirchen sollten Kirchen werden, die sich selbst leiten. Doch mit dem Untergang des Staatskirchentums und der theologischen Wende nach 1918 endete die Kybernetik des 19. Jahrhunderts. Es entstanden kybernetisch höchst wirksame Texte wie die Barmer Theologische Erklärung, aber eine Kybernetik als Theorie kirchlicher Leitung kann sich im 20. Jahrhundert nicht entwickeln.

Der Begriff Kybernetik taucht hie und da im Zusammenhang mit der Lehre vom Gemeindeaufbau auf. Literatur zum Thema Leitung beschäftigt sich denn auch primär mit der Leitung von Gemeinden, also vergleichsweise kleinen Systemen. Zur mittleren Leitungsebene findet sich nur wenig. Leitung auf landeskirchlicher Ebene erscheint vornehmlich in Festschriften, dogmatisch korrekt unter der Überschrift „Leitung durch das Wort“. In Landeskirchenämtern, Kreissynodalvorständen und Presbyterien werden jedoch nicht primär Predigten gehalten, sondern Entscheidungen gefällt.

Die Kirchen haben für alle Funktionen, die zur Gestaltwerdung des Leibes Christi beitragen, eigene Wissenschaften entwickelt, wie etwa für Verkündigung, Seelsorge oder Paramentik; nur für die Funktion des Leitens (vgl. 1 Kor 12,28) nicht. In der empirischen Wende der 1960er Jahre rezipierte die Praktische Theologie Erkenntnisse aus Psychologie, Pädagogik, Soziologie und anderen Disziplinen, nicht jedoch aus den Organisations-, Betriebs- und Leitungswissenschaften.

Alte Leitbilder

In diesem Theorievakuum wirken alte Leitbilder von Leitung subkutan weiter. Das Bild vom Hirten wird kaum noch offen verwendet, beeinflusst aber weiterhin Erwartungen und Haltungen von Leitenden und Geleiteten. Das Bild des Pfarrers als *pater familias*, dessen innige persönliche Beziehung zu seinen Gemeindegliedern seinen Dienst und seine Leitungsarbeit bestimmt, ist seit dem späten 19. Jahrhundert eng mit dem Verständnis der Parochie verknüpft und wirkt weiter. Beide Leitbilder implizieren ein hierarchisches Gefälle zwischen Amtsträgern und Gemeinde und stoßen sich an synodal-presbyterialen Prinzipien der Partizipation und Mitverantwortung.

Andere Leitungsämter wie das Dekans- oder Bischofsamt werden vom Parochialpfarramt aus gedacht. Zwar werden die „weltlichen“ Aufgaben am Rande erwähnt, dann aber vor allem die geistlichen Aspekte des Amtes reflektiert. Der Bischof erscheint als Verkündiger des Wortes und Seelsorger. Doch welche Orientierungskraft haben die Leitbilder vom Hirten und Hausvater im täglichen Leitungsgeschäft einer Kirche mit tausenden hauptamtlich Mitarbeitenden in vielen organisationalen Untergliederungen? Welche konstruktiven Impulse erwachsen aus ihnen für die Leitung heutiger Parochien und Kirchenbezirke?

Gemeinsam ist diesen Leitbildern von Leitung, dass sie die Person des Amtsträgers in den Fokus rücken und das Amt in seiner organisationalen Vernetztheit aus dem Blick verlieren. Weil aber nicht mehr feudale Verhältnisse, sondern weil heute kirchliche Organisation der Kontext kirchlicher Leitung ist, versteht sich Leitung nicht mehr von selbst. Leitungstheorien, die auf einzelne Personen fokussieren, greifen zu kurz. Die Fixierung auf Amt und Person des *Verbi divini minister* verstellt den Blick auf die prozessualen, strukturellen, funktionalen und

instrumentellen Aspekte kirchlicher Leitung. Während andere gesellschaftliche Funktionssysteme handlungsorientierte Theorien ihrer selbst und ihrer Steuerung ausbilden, unterbleibt dies für die Landeskirchen.

Das hat Folgen: Ein Bewusstsein dafür, dass die Art der Leitung erhebliche Auswirkungen auf die Ergebnisse hat, fehlt ebenso wie ein gemeinsames Verständnis davon, was Leitung leisten soll, wie sie zu verstehen und was ihr kirchliches Spezifikum ist. Qualifikationsanforderungen für haupt- und ehrenamtliche Leitungskräfte und Qualitätskriterien für Leitung sind nicht definiert. Die Vielzahl der Führungsstile und die Unklarheit, wie Leitung geschieht, belastet Mitarbeitende und führt zu Konflikten.

Drastischer sind die ökonomischen Auswirkungen: Bankrotte kirchlicher Krankenhäuser, Sozialeinrichtungen und Lohnabrechnungsstellen, mancherorts gravierende Mängel bei Pensionsrückstellungen. Wo es um Geld geht, fallen Leitungsdefizite auf. Wo Möglichkeiten und Chancen kirchlichen Lebens versäumt werden, bleibt der Mangel verdeckt. Der Ausfall der Kybernetik als theologische Disziplin ist besonders deswegen bedenklich, weil die Anforderungen an Leitung in den Landeskirchen und Bistümern seit Mitte des 20. Jahrhunderts deutlich gestiegen sind und sich angesichts paradigmatisch veränderter Rahmenbedingungen verschärfen.

Neue Herausforderungen

Einige äußere Herausforderungen sind schnell benannt: Staat und Gesellschaft lösen sich von kirchlichen Normvorstellungen, Kirchenmitgliedschaft wird zur Wahl und Glaube zur Option, die Resonanz kirchlicher Aktivitäten nimmt ab.

Die inneren Herausforderungen kirchlicher Leitung bestehen in der Organisationswerdung der Landeskirchen: Seit dem 19. Jahrhundert haben sie zunächst ein (Linien-)System sich selbst leitender Parochien ausgebildet. Seit den 1950er Jahren entwickelten sich aus Kirchen, die außer Parochien kaum Strukturen und außer Pfarrern kaum Personal hatten, ausdifferenzierte, arbeitsteilige Organisationen mit einer hohen Zahl an Leitungsakteuren: das Differenzierungsmodell landeskirchlicher Organisation und Leitung.

Um die wahrgenommene Kluft zwischen den Strukturen der Gesellschaft und denen der Kirche zu schließen und die Kommunikation mit der sich ausdifferenzierenden Mitgliedschaft zu intensivieren, schufen die Landeskirchen auf allen Ebenen zielgruppen- und themenspezifische Angebote. Durch diesen binnenkirchlichen Nachbau gesellschaftlicher Differenzierung nach dem „Additionsprinzip“ (neue Aufgabe – neue Stelle) entstanden zusätzlich zur segmentären Parochialstruktur auf allen Ebenen funktionale Einheiten – mit je eigener Leitung. Aus der Leitung der Parochien durch den Pfarrer als „geistlicher Leiter“ wurde im Zuge der Demokratisierung kirchlicher Leitung in den 1970er Jahren eine Vielzahl von Gremien und Ausschüssen.

Durch die Verlagerung von Funktionen aus den Parochien „nach oben“ und die Regionalisierung landeskirchlicher funktionaler Dienste „nach unten“ entwickelten sich auf Kirchenbezirksebene zahlreiche neue Einrichtungen wie etwa Jugendzentralen, Verwaltungsämter und Beratungsstellen, mit je eigenen Leitungen. Auf landeskirchlicher Ebene wurden aus Beauftragten der Kirchenleitung mit Stabsfunktion zentrale Dienststellen und Werke.

Gemäß dem „Repräsentationsprinzip“, demzufolge für alle Ausprägungen kirchlichen Lebens auf höchster Leitungsebene eine „Zuständigkeit“ gegeben sein muss, wurde aus dem Amt eines Bischofs oder Kirchenpräsidenten eine Behörde mit hunderten Mitarbeitenden und zahlreichen Abteilungen. Das Bischofsmodell von Leitung resp. das strenge Kollegialprinzip fiel unter dem Druck der organisationalen Ausdifferenzierung. Die Dezernatsverantwortlichkeiten wuchsen, das Funktionärs- resp. Referentenmodell von Leitung mit seinen Versäulungstendenzen und Abteilungsmentalitäten war geboren.

Die Entstehung einer mittleren Leitungsebene und die Notwendigkeit, dass diese angesichts gestiegener Herausforderungen auch wirklich Leitung wahrnimmt, ist für die landeskirchliche wie die gemeindliche Ebene ungewohnt, und sie erhöht die Komplexität des kirchlichen Leitungssystems, zumal auch die Interdependenz der drei Leitungsebenen zunimmt.

Durch die Vielzahl neuer, häufig subsidiär finanzierter Handlungsfelder wuchs die Zahl der Sach- und Funktionskontexte, in denen die Landeskirchen aktiv sind. Um in diesen – dynamischen und sich ständig professionalisierenden und ausdifferenzierenden – Kontexten kommunikations- und handlungsfähig zu

sein, nehmen sie deren Rationalitäten durch entsprechend professionalisierte Mitarbeitende in sich auf. Landeskirchliche Organisation wird polykontextuell, ihre Leitung multirational.

Die Stärke funktional-differenzierter Leitung besteht darin, dass sie über hohe Sachkompetenz verfügt und die Kommunikation mit anderen Organisationen ermöglicht. Doch sie hat auch Schwächen:

- Ihre Desintegriertheit und mangelnde Steuerungsfähigkeit
- Das Problem der theologischen Integration nichttheologischer Sachkompetenzen
- Das Phänomen der Ortlosigkeit der Theologie
- Die Fremdbestimmung durch subsidiäre Fremdfinanzierung
- Wahrnehmungsdefizite nach innen und außen

Diese Schwächen werden zum Risiko, wenn sich die Bedingungen ändern. Und das tun sie.

Das parochiale Linien- und das funktionale Differenzierungsmodell waren induziert und getragen von einem etliche Generationen übergreifenden Zuwachs an Mitgliedern, Kaufkraft und Mitarbeitenden. Doch seit den 1960er Jahren verändern sich diese Faktoren sukzessive und paradigmatisch: Die Zahl der Mitglieder sinkt seitdem und wird dies – mit regionalen Unterschieden – weiterhin tun. Seit den 1990er Jahren geht die Kaufkraft zurück und in den 2020er Jahren die Anzahl der Pfarrer. Dieses dreifache Weniger trifft auf Kirchen mit vielen Gebäuden und hauptamtlich Mitarbeitenden, breiter Ausdifferenzierung, kleinräumiger Parochialisierung und einer desintegrierten Leitung. Strukturen, die geschaffen wurden, um Wachstum zu bewältigen, werden nun unterspült von den genannten Rückgängen.

Auch die Umwelten der Kirchen befinden sich in tiefem Wandel. Der Epochenbruch 1989/90 hat der wirtschaftlichen Globalisierung einen Schub gegeben, der sich auch lokal auswirkt. Welche Folgen der durch Digitalisierung beschleunigte technische Fortschritt für Staaten, Gesellschaften und Kirchen hat, ist nicht absehbar. Die Ausweitung formaler Bildung beschneidet Zeiten für Kinder- und Jugendarbeit, der höhere Grad der Berufstätigkeit setzt ehrenamtlichem Engagement Grenzen. Durch Zuwanderung hat sich die religiöse Diversifizierung der

Bevölkerung spürbar erhöht und die öffentliche Wahrnehmung der Kirchen verändert. Und Profitunternehmen dringen in Felder vor, die in den 1960er Jahren noch kirchliche Domänen waren, wie etwa Jugendfreizeiten oder das Bestattungswesen. Nicht nur, dass zum Beispiel die Bestatter aus einer ehemaligen Hilfsfunktion heraustraten und heute Rundum-Pakete inklusive Trauerrede und Seelsorge anbieten. Unternehmen etablierten zunächst neue Bestattungsorte wie Friedwälder und Ruheforste und schicken sich nun an, im Besitz von Kirchengemeinden befindliche Kirchengebäude als Kolumbarien zu vermarkten. Während Protestantismus und Katholizismus im 19. Jahrhundert die damals neuen Möglichkeiten des Vereins-, Anstalts- und Verbandswesens beherzt ergriffen, sind heute Profitunternehmen offensichtlich innovativer, agiler und ökonomisch kompetenter als Kirchen, deren Selbstverständnis nach wie vor behördliche Züge trägt und die entsprechend geleitet werden.

Kirchliche Leitung in Not

Angesichts dieser Veränderungen kommt das Differenzierungsmodell kirchlicher Organisation und Leitung an seine Grenzen. Lange praktizierte Selbstverständnisse und Rollen von Führungskräften geraten ebenso unter Druck wie die bisherigen Leitungskonzepte Bürokratie und plandeterminierte Steuerung. Die ökonomischen Herausforderungen steigen, doch Sparprogramme sind keine zukunftsfähige Politik. Denk- und Handlungsweisen, Erfahrungswissen und Haltungen aus der Zeit der Ressourcenzuwächse werden dysfunktional. Die neuen Herausforderungen lassen sich mit altem Denken nicht bewältigen.

Von Ausnahmen abgesehen: Die Praktische Theologie bleibt kybernetisch einsilbig. Die Systematische Theologie bedenkt Wesen und Legitimität kirchlicher Ämter und Leitungsstrukturen und nimmt gegebenenfalls die Differenzierung des Amtes und die Entwicklung zur Organisation zur Kenntnis. Kirchenleitungen nehmen externe Beratung durch Profitunternehmen in Anspruch.

Solche Beratung führt in der Regel zu mangelinduzierter Restrukturierung und Verwaltungsoptimierung, während die Strukturen und Konzepte der Leitungsarbeit, an denen sich die Leitungsprobleme bemerkbar machen, kaum tangiert werden. Theologisch-ekklesiologische Aspekte und damit die innere Mitte kirch-

lichen Leitens bleiben ausgeblendet, mit der Folge, dass theologische und konzeptionelle Kernfragen weiterschweben. Das Mittel kirchlicher Leitung – die Verwaltung – wird mit dem eigentlichen Leitungsgeschäft gleichgesetzt. Subsistenzanforderungen schieben sich in den Vordergrund, operative Leitungsvollzüge dominieren, strategische Überlebensfragen und normative Aspekte des Leitungshandelns geraten außer Blick. Es kommt zu „Gefällebildungen zwischen juristischen Kompetenzen und theologischer Perspektivenfähigkeit, zwischen kirchlichen Finanznöten und der Aufmerksamkeit für die sich aus der Auftragsbindung ergebenden Verpflichtungen“ – so der Theologische Ausschuss der Evangelischen Kirche der Union 1999 (Ochel 1999, 144).

Die reale Gestalt kirchlicher Leitung bleibt theologisch unreflektiert: die Leitungsstrukturen und -prozesse, die praktizierten Leitungskonzepte, -rollen und -instrumente, die Art der Entscheidungsfindung ebenso wie Zustandekommen, Implementierung und Wirkung von Politiken.

Das Leben der Kirche, die lebendige Gemeinschaft der Gläubigen hängt nicht von menschlichem Wollen oder Laufen ab. Es verdankt sich der heilsamen Nähe Gottes in seinem Wort und Geist. Die Gestaltung und Weiterentwicklung kirchlicher Organisation jedoch liegt ganz und gar in menschlicher Verantwortung. Aufgabe kirchlicher Leitung ist deshalb die Gestaltung und Entwicklung ganzer kirchlicher Organisationen und Organisationseinheiten – in ihrer Umwelt und gemäß ihrer Bestimmung. Für die damit zusammenhängenden Fragen stellt die Theologie wenig Orientierungs- und Handlungswissen zur Verfügung. Als Organisationen haben Landeskirchen und Bistümer Leitungsprobleme, die denen anderer Organisationen sehr ähnlich sind. Als Kirchen haben sie Leitungsaufgaben wie niemand sonst: Sie sollen organisationale Rahmenbedingungen schaffen, die kirchliches Leben und Handeln als Zeichen des Reiches Gottes ermöglichen und fördern. Wie kann Theologie zukünftig zur Bewältigung dieser Aufgaben beitragen?

Kybernetik als Leitungsberatung

Wo Gläubige über den weiteren Weg des Volkes Gottes in seiner jeweiligen Lebenswelt nachdenken, geschieht kirchliche Leitung in Form einer Selbstbera-

tung, die schnell in Alltagshorizonten und bisherigen Denk- und Handlungsmustern steckenbleibt. Unter den veränderten Bedingungen bedarf kirchliche Leitung selbst der Reflexion und Weiterentwicklung.

Kybernetik ist die theologische Disziplin, die sich mit kirchlicher Leitung beschäftigt. Zukünftig versteht sie sich als Leitungsberatung, als den Spezialfall einer Ekklesiologie als Kirchenberatung, der Leitung selbst zum Thema hat. Sie nimmt kirchliche Leitung und ihre institutionellen Instrumente als theologische Herausforderungen wahr. Um relevant zu sein, setzt sie bei den Realitäten kirchlicher Leitung an, ihren Stärken und Schwächen, Chancen und Risiken. Dabei erfüllt sie zwei Aufgaben.

Ihre erste ist die akademisch-wissenschaftliche Aufgabe, Alltagshorizonte in Richtung Vergangenheit und Zukunft zu überschreiten, indem sie Ist und War aktueller Problemlagen analysiert und langfristig vordenkt. Elementar ist der Dreischritt von Analyse, Reflexion und Wegorientierung. Zu den Voraussetzungen theologischer Kybernetik gehören eine theologische Theorie der Kirche und der Kirchenleitung.

Ihre zweite Aufgabe liegt in der kybernetischen Beratung konkreter kirchlicher Organisationseinheiten. Sie arbeitet mit ihren Klienten an der Lösung konkreter Leitungsprobleme und -herausforderungen, indem sie durch Nach-, Mit- und Vordenken nach neuen Gestaltungsregeln und gangbaren nächsten Schritten Ausschau hält. Theoriebildung, Feldforschung und Beratung greifen ineinander.

Besondere Bedeutung kommt der kybernetischen Aufarbeitung real-existierender kirchenleitender Ämter und Gremien zu, um sie aus zum Teil naturwüchsig entstandenen Strukturen heraus frei zu machen für eine neue Wahrnehmung ihrer Aufgaben. Deshalb zielt theologische Kybernetik nicht auf „Reparatur“ oder Optimierung des organisationalen Status quo, sondern auf die Funktion kirchlicher Organisation: einen guten Rahmen zu bieten für die Kirche als Lebens- und Handlungsgemeinschaft, die die Bestimmung hat, Zeichen des Reiches Gottes zu sein.

Aufgrund dieser spezifischen Sinn- und Wertbestimmtheit von Kirche und kirchlicher Leitung genügt es nicht, nur Strukturen zu verändern, Abläufe zu optimieren oder Beratungsmethoden „durchzuziehen“. Die Sinn- und Wertfra-

gen kirchlichen Leitungshandelns bedürfen der Thematisierung. Kirchliche Leitung ist auf das hin zu befragen, was sie im Innersten leitet: „das Kybernetische“, dasjenige, worum es sinn- und wertmäßig nach innen und außen geht, die „theologische Achse“ (Alfred Jäger), um die sich alles dreht. Bei der Beratung einer Kirche bildet dies den neuralgischen Punkt, weil Kirchen sich in besonderer Weise durch eine Sinn- und Wertorientierung ausweisen, die ihnen vorgegeben ist und ihr wichtigstes Steuerungsinstrument darstellt. Verliert Kirche die ihr vorgegebene Orientierung, dann ist sie vielleicht noch vielfältig tätig, aber nicht mehr lebendig im Sinne ihrer Bestimmung.

Eine Hochschule für Kybernetik als Desiderat

Leitung in der Kirche ist eine Systemfunktion, die Professionalität braucht, also Qualitäts- und Qualifikationsstandards. Dem Bedarf an praxisorientierter Zusrüstung vor allem für das operative Leitungsgeschäft von PfarrerInnen und DekanInnen kommen seit den 1990er Jahren kirchliche Fort- und Weiterbildungsinstitute nach. Dies wird auch künftig nötig sein. Doch kirchliche Leitung geht nicht im „How to do it?“ interpersonalen Führens und operativen Lenkens auf. Sie bedarf auch einer Reflexion und Konzeption der strategischen und normativen Gestaltung und Entwicklung kirchlicher Organisation, in theologischer Perspektive – und auf akademischer Ebene. Theorie ist nicht das Gegenteil, sondern die Rückseite von Praxis. Deshalb braucht es umso mehr Kenntnis von und Auseinandersetzung mit praxisrelevanter Theorie, je größer die Verantwortungsspanne eines Leitungsamtes oder -gremiums ist. Leitungspraxis kann nicht besser sein als die ihr zu Grunde liegenden Theoriemodelle, es sei denn durch Zufall.

Weil kirchliche Leitung in ihrem Kern eine geistliche und theologische Aufgabe ist, die aktuell im Kontext Organisation wahrgenommen wird, brauchen alle, die daran mitwirken, kybernetische Kompetenz. Deshalb ist theologische Kybernetik als Theorie kirchlicher Leitung nicht nur eine Disziplin für Fachtheologen, sondern für alle, die an kirchlicher Leitung beteiligt sind und deren Kirchen- und Pfarrerbilder täglich in Entscheidungen einfließen: Juristen, Pädagogen, Soziologen, Psychologen, Betriebswirte, Finanz- und Verwaltungsfachleute und ehren-

amtlich Leitende. Durch die gemeinsame Qualifikation der unterschiedlich qualifizierten kann sich über grundlegende Fragen kirchlicher Leitung ein in der Praxis hilfreicher Basiskonsens bilden. Unklarheiten bezüglich Leitung werden bearbeitet und gemeinsame Begriffe und Denkmodelle zur Kommunikation über Leitungsprobleme entwickelt.

Die steigenden Leitungsherausforderungen werden Mitte der 2020er Jahre auf eine kirchliche Leitung im Generationenwechsel treffen. Dann müssen vergleichsweise junge Menschen in die kirchliche Leitungsverantwortung eintreten, die aufgrund des Generationenverhältnisses kaum Gelegenheit gehabt haben werden, in größeren Organisationen Leitungserfahrung zu sammeln und sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wie man komplexe Systeme steuert. Leitungsqualifikation tut Not, auch auf akademischer Ebene. Wird dies möglich sein ohne einen starken institutionellen Ort, einen starken Knotenpunkt in einem kybernetischen Netzwerk, an dem kirchliche Leitungsfragen interdisziplinär und multiprofessionell verhandelt werden?

Literatur:

Jäger, Alfred, Konzepte der Kirchenleitung für die Zukunft. Wirtschaftsethische Analysen und theologische Perspektiven, Gütersloh 1993.

Ochel, Joachim (Hg.), Der Dienst der ganzen Gemeinde Jesu Christi und das Problem der Herrschaft, Band 1: Vorträge aus dem Theologischen Ausschuss der Evangelischen Kirche der Union, Gütersloh 1999.

Radkau, Joachim, Geschichte der Zukunft: Prognosen, Visionen, Irrungen in Deutschland von 1945 bis heute, München 2017.

Schramm, Steffen, Kirche als Organisation gestalten. Kybernetische Analysen und Konzept zu Struktur und Leitung evangelischer Landeskirchen, Berlin 2015.

Schramm, Steffen/Hoffmann, Lothar, Gemeinde geht weiter. Theorie- und Praxisimpulse für kirchliche Leitungskräfte, Stuttgart 2017.

„Hinter dem Horizont geht's weiter ...“ – Ein Zielbild der Kirche in Vorarlberg im Jahre 2040

Thomas Berger-Holz knecht

Als kirchlicher Organisationsberater arbeite ich heute in einer Zeit der spannungsvollen Transformation der Religion im Allgemeinen und des kirchlichen Lebens. Ich gehe davon aus, dass wir in den nächsten Jahrzehnten „im Übergang“ bleiben werden. Hilfreich ist für mich in dieser besonderen Phase eine ignatianisch gewendete „Hermeneutik des Verdachts“, die an jedem Tag mit dem Heilshandeln Gottes rechnet.

Beim Treffen auf dem Odilienberg wurde nach unseren Zielbildern für die „Pastoral hinter dem Horizont“ gefragt. In den letzten zehn Jahren habe ich einige gemeinschaftliche Denk- und Lernprozessen von Gruppen in verschiedenen Pfarren, Regionen und auch Diözesen miterlebt. Mit einem hohen Grad an Übereinstimmung haben diese Gruppen die aktuellen Veränderungen gedeutet und von ermutigenden Aufbrüchen in anderen Ländern und Kirchen gelernt. Dadurch ist mein Bild von der guten Zukunft der Kirche klarer geworden. Da der Personal- und Pastoralplan unserer Diözese auf das Jahr 2025 zielt, gehe ich mit meiner Beschreibung 15 Jahre weiter.

1. Gott ist die Mitte

Ist es eine theologische Banalität oder ein unbegreifliches Wunder? Im Jahre 2040 wird es in Vorarlberg Kirche geben, weil Gott das will. Gott will, dass Menschen in ihrem/seinem Sinne handeln, dass sie als „Sakrament“, als „Werkzeug und Zeichen“ Gottes Liebe erlebbar machen, damit die Einheit unter den Menschen zunimmt, damit das wächst, was Jesus in seiner Verkündigung als „Reich Gottes“ beschreibt (vgl. *Lumen gentium* 1). Und weil Gott das will, wird sie/er auch schöpferisch-kreative Wege finden, um es Wirklichkeit werden zu lassen.

2. Die Grunddynamik der Kirche: Sammlung und Sendung

Aus dem Willen Gottes, aus der Liebe Gottes heraus entspringt eine kraftvolle, dynamische Grundbewegung: ein pulsierender Wechsel von Sammlung und Sendung.

Schon bei Jesus finden wir diese beiden Seiten, z. B. in der Berufung der ersten Jünger: „Kommt her, folgt mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen“ (Mk 1,17), oder in den beiden Bibelstellen: „Kommt und seht“ (Joh 1,39) und „Geht hinaus in die ganze Welt“ (Mk 16,15). Christian Bauer, Pastoraltheologe in Innsbruck, spricht von der „Komm-her-Kirche“ und der „Geh-hin-Kirche“. In der Natur findet sich dieselbe dyadische Dynamik bei allem, was lebt: beim Ein- und Ausatmen, beim Pulsieren unseres Herzens ... Ein stehendes Gewässer ohne Zu- und Abfluss wird zum Tümpel und das Ökosystem kippt.

In den letzten Jahrzehnten haben sich die Pfarren in unserem Land sehr auf den Bereich der „Sammlung“ und auf die „Komm-her-Kirche“ konzentriert. Sie haben sich bemüht, offen und einladend zu sein. Sie haben für die, die da waren, immer bessere und anspruchsvollere Programme entwickelt. Trotzdem sind immer weniger gekommen. In *Evangelii gaudium* bittet Papst Franziskus eindringlich, dass die Kirche wieder die Bewegung der Sendung entdeckt, um nicht krank zu werden.

Die Kirche von Vorarlberg im Jahre 2040 wird dieses Anliegen aufgegriffen haben und wieder auf beiden Beinen stehen:

- Im Feld der **Sammlung** richtet sie sich an ihre Mitglieder und an die, die Mitglied werden wollen.
- Im Bereich der **Sendung** geht sie dorthin, wo Menschen ihren Alltag leben, unabhängig davon, ob diese katholisch sind oder nicht. Kirchliche Menschen engagieren sich hier, nicht weil die anderen ChristInnen sind, sondern weil sie selber ChristInnen sind.

3. Handlungsfelder der Kirche in Vorarlberg 2040



Abb.: © Anna Egger

In einem nächsten Schritt möchte ich diese Grundbewegung in fünf Handlungsfeldern genauer beschreiben.

3.1 Persönliche Gottesbegegnung als Quelle der Freude

„Die Liebe Christi drängt uns.“ (2 Kor 5,14)

Das kirchliche Handeln beginnt in der Mitte des Bildes: bei der berührenden Erfahrung einer persönlichen Gottesbeziehung. Die Kirche bietet 2040 einen ansprechenden Raum für die Erfahrung: „Ich bin geliebt! Ich bin von Gott gewollt, eine gute Idee Gottes, mit Freude geschaffen, von seiner Geistkraft treu begleitet, genährt, belebt und inspiriert ...“ Und: „Ich bin durch Jesus Christus erlöst.“ Am Beginn steht die Liebesgeschichte Gottes mit uns, auf die wir antworten.

Die Menschen legen zunehmend Wert darauf, dass sie dieses Geheimnis persönlich erfahren. Eine Spiritualität, die im eigenen Alltag nicht erlebbar, nicht spürbar ist, interessiert sie nicht. Sie haben den Anspruch, dass Religion für ihr Leben relevant ist und das ist auch gut so.

In der Kirche von 2040 finden sich neben ChristInnen, die von Kindesbeinen an in die Gemeinden sozialisiert wurden, immer mehr solche, die erst als Jugendliche oder Erwachsene zu ihrem persönlichen Christglauben gefunden haben. Sie haben in der Kirche Gottes persönliche Liebe erfahren. Das hat ihr Leben verändert und sie in die Dynamik von Sammlung und Sendung hineingenommen.

Das Miteinander dieser beiden Gruppen hat sich entspannt. Beide wissen um die unterschiedliche Dynamik ihres ChristIn-Werdens und sind dankbar für die Buntheit der Zugangswege zur göttlichen Liebe. Denn selbstverständlich ist im Jahre 2040 weder die religiöse Sozialisation noch die Bekehrung.

Die Begegnung mit Gott möchte ich mit einer frisch-sprudelnden Quelle der Freude vergleichen. Damit aus der Begegnung eine persönliche Beziehung wird, die mit der Zeit reifer wird, ist es nötig, den eignen Weg zu dieser Quelle zu finden, ihn immer wieder zu gehen und aus der Quelle zu schöpfen, damit sie nicht zuwächst und unter dem Dickicht der alltäglichen Sorgen langsam verschwindet. Unsere Kirche hat über die Jahrhunderte einen ganzen Schatz an persönlichen Wegen zur Quelle gesammelt: Gebet, Meditation, Bibel, Gottesdienste und Sakramente, Kapellen, Kirchen, Natur, Exerzitien ... Egal, was für jede und jeden die persönlich nährenden Form der Spiritualität ist: sie braucht Übung und Vertiefung.

Aus dieser Mitte heraus, aus der persönlichen Begegnung mit Gott heraus, aus dieser Quelle der Freude heraus entsteht eine innere und auch eine äußere Bewegung: aus dem Zentrum in die Sammlung und die Sendung.

3.2 Lebendige Gemeinschaft

„Ein Christ ist kein Christ.“ (Tertullian)

Das erste kirchliche Handlungsfeld in der Dynamik der Sammlung ist, für eine lebendige Gemeinschaft zu sorgen. Die ChristInnen in Vorarlberg pflegen auch

im Jahr 2040 die Gemeinschaft, um ihren Glauben und ihr Leben zu teilen und miteinander zu feiern. Das geschieht in vielen Formen: bei Wortgottesdiensten und in gewissen Abständen auch in Eucharistiefeiern, bei Ritualen und Sakramenten an Lebenswenden, bei Festen, in Bibelrunden und Haus- und Gebetskreisen ... Hier treffen sich diejenigen, die die Pfarre oder Gemeinde mittragen und regelmäßig kommen. Also der „innere Kern“.

Die entscheidende Qualität ist das Kriterium der Lebendigkeit. Wo mein Leben, meine Fragen und Themen vorkommen, wo ich sein darf, die/der ich bin, da fühle ich mich lebendig und da wird unser Miteinander lebendig. Es geht um die Erfahrung von Wohlwollen und Interesse, um das Gefühl willkommen zu sein und mitgestalten zu dürfen. Dabei ist eine stimmige Balance von Nähe und Distanz zentral.

Und es geht darum, einen guten Umgang zu finden mit der Diversität in einer Gruppe, mit den unterschiedlichen Gefühlen von Zugehörigkeit und Fremdheit, mit den verschiedenen Bedürfnissen und Interessen. Die Kirche in Vorarlberg 2040 hat sich der *mixed economy* nach dem Vorbild der Anglikanischen Kirche in England verpflichtet: In einer vielfältigen Gesellschaft braucht es auch vielfältige Angebote, die unterschiedliche Gruppen ansprechen. Überraschenderweise hat dieses „Ja zur Vielfalt“ die Einheit der Kirche nicht ausgehöhlt, sondern zu neuen Netzwerken und mehr Freude an Gottes Kreativität geführt.

Die Qualität dieser vielfältigen Angebote wird in Vorarlberg im Jahr 2040 zu 90 % durch ehrenamtliche, hoch engagierte Getaufte sichergestellt. Diese Verantwortlichen orientieren sich nicht mehr an einem Pflichtprogramm, das jede Pfarre und jede Gruppe erfüllen muss. Sie folgen ihren Charismen, dem, was ihnen Freude macht, und vor allem den Bedürfnissen der Menschen, für die sie und mit denen sie sich engagieren. Damit schützen sie sich vor der Erschöpfung, die die Kirche vergangener Jahrzehnte so geprägt hat. Sie folgen ihrer Berufung und treffen gemeinsame geistliche Entscheidungen, was sie anbieten wollen und was nicht. Das machen sie dann richtig gut. Der Zuspruch derer, die kommen, und ihre eigene Freude geben ihnen Recht.

Begleitet werden diese Ehrenamtlichen von Priestern sowie pastoralen und pädagogischen MitarbeiterInnen. Anders als heute gibt es kein Pastoralamt und

auch keine Hauptamtlichen mehr in den Pfarren. Die 30 Priester und 40 Hauptamtlichen unserer Diözese arbeiten in Teams zusammen, die die freiwillig Engagierten einer bestimmten Region nach Bedarf unterstützen. Sie teilen sich ihre Aufgaben gemäß ihren Weheständen und Charismen auf. Als kompetente ProzessbegleiterInnen orientieren sie sich an der „Hilfe zur Selbsthilfe“ und achten darauf, in ihren Prozessen dem unplanbaren Wirken der Geistkraft Gottes genug Raum zu lassen.

3.3 Offene Gastfreundschaft

„Alle Fremden, die kommen, sollen aufgenommen werden wie Christus.“
(Regel des hl. Benedikt, Nr. 53)

Das zweite Handlungsfeld in der Dynamik der Sammlung ist die Gastfreundschaft. Menschen kommen in einer für sie wichtigen Situation zu uns, mit dem Wunsch nach Segen und Schutz: ein Kind ist geboren, eine Verwandte ist gestorben, sie wünschen sich Segen für ihre Partnerschaft oder die Erstkommunion oder Firmung für ihre Kinder. Oft ist der Wunsch mit wenig Wissen um die theologische Bedeutung verbunden, er kommt trotzdem von Herzen. Aber sie wollen nicht vereinnahmt werden und sich wöchentlich am Gemeindeleben beteiligen.

In den pastoralen Orientierungen für Vorarlberg wird für diese Gruppe das Bild der PilgerInnen verwendet: Menschen, die ihr ChristIn-Sein nicht an einem Ort, sondern unterwegs leben. Doch Pilgern braucht, damit es funktioniert, Herbergen und Wallfahrtsorte, um sich auszurasen oder – für eine bestimmte Zeit – ans Ziel zu kommen.

Für die Engagierten in der Kirche von Vorarlberg ist es 2040 zentral, die Grundhaltung guter Gastfreundschaft zu pflegen. Konsequenterweise haben sie die Perspektive ihrer Gäste eingenommen und ihre Willkommenskultur weiterentwickelt. Sie haben ihre Auffindbarkeit und Erreichbarkeit verbessert, Gäste werden persönlich und unaufdringlich begrüßt und erhalten – wenn gewünscht – Orientierung zu den aktuellen Angeboten. Es gibt Menschen, die sich Zeit für das Gespräch mit Neuankommenden nehmen. Es ist ihnen dabei wichtig, diesen Gästen mit offenem und absichtslosem Interesse zu begegnen, denn Gott kommt ihnen in jedem Menschen entgegen.

Und immer wieder kommt es zu Begegnungen, bei denen beide Seiten als Beschenkte hinausgehen. Die Kirche entwickelt *the art of hosting*, die Kunst, GastgeberInnen zu sein, für gute, wesentliche Gespräche über Gott und die Welt, in denen sich das „Wissen der Vielen“ zeigen kann und im Dialog beide Seiten Neues entdecken.

Und dann gehört zur Gastfreundschaft wesentlich die Erlaubnis, ohne schlechtes Gewissen weitergehen zu dürfen.

3.4 Konkrete Solidarität

„Alles, was ihr für eines dieser meiner geringsten Geschwister getan habt, habt ihr für mich getan.“ (Mt 25,40)

Das erste kirchliche Handlungsfeld im Bereich der Sendung ist 2040 so wichtig wie heute: die konkrete Solidarität, die gelebte Nächstenliebe, die Diakonie. Auch in der Zukunft hat die Kirche die größte Glaubwürdigkeit in der Gesellschaft, wo sie die Liebe Gottes für die Menschen spürbar verkörpert.

Die Hilfe richtet sich an Notleidende, an die Menschen am Rand, in der Nähe und in der Ferne, ganz unabhängig von ihrer Religion. Die Würde der Menschen gründet ja darin, dass – aus christlicher Sicht – jede und jeder ein von Gott geliebtes Geschöpf ist. Zudem identifiziert sich Jesus besonders den Notleidenden (vgl. Mt 25) und gibt uns den barmherzigen Samariter zum Vorbild (Lk 10).

Besuchsdienste, Sternsingeraktion, Hilfe für Notreisende, Spendenaktionen, Missionskreise, Engagement in der Caritas, Hospizbegleitung, Sozialpaten, Kontakte zu Flüchtlingen ... Unzählige Frauen, Männer, Jugendliche und Kinder engagieren sich in ihrer Freizeit für andere Menschen – ob in kirchlichen Aktionen oder in anderen Vereinen und Hilfswerken oder einfach privat.

Die Kirche in Vorarlberg leistet damit einen wichtigen Beitrag zum Sozialkapital in unserem Land. Dabei hat der soziale Einsatz der vielen Getauften eine besondere Qualität: die persönliche Beziehung. So wie die Gemeinschaft Sant'Egidio in Rom bezeichnen sie ihr Engagement als „Freundschaft mit den Armen“.

3.5 Begegnung im Neuland

„Nehmt Neuland unter den Pflug! Es ist Zeit, den Herrn zu suchen; dann wird er kommen und euch mit Heil überschütten.“ (Hos 10,12)

Im letzten Handlungsfeld geht es um das Hinausgehen zu Menschen, die nicht oder nicht mehr in die Kirche kommen oder vielleicht gar nicht katholisch oder getauft sind. Die Kirche in Vorarlberg im Jahr 2040 hat – neben der Gastfreundschaft – gelernt, selber zu Gast zu sein.

Ihr begegnen Ent-kirchlichte (oft mit einer Geschichte von Entfremdung, oder sogar Kränkungen, Verletzungen ...), Un-kirchliche (Agnostiker, Atheisten ...) und Gläubige anderer christlicher Kirchen und Religionen. Alle sind sie – in der christlichen Deutung der Wirklichkeit – Geschöpfe Gottes, die sie/er liebt und mit denen sie/er treu einen Weg geht. An dieser Geschichte Gottes mit den Menschen wollen die ChristInnen Anteil nehmen. Sie üben dabei ihre feinfühligsten Wahrnehmungen mit einer Haltung der Neugier, des Staunens: Was von Gott kann ich hier entdecken? Hilfreich und öffnend wirkt ihr aufrichtiges Interesse an ihrem Gegenüber, an einem echten Kontakt mit deren Leben, mit den Themen und Fragen, die für diese Menschen von Bedeutung sind. Alles beginnt mit wertschätzenden Fragen und dann mit Zuhören, respektvoll ...

Auf der Basis dieser ersten Begegnung kann ein wirklicher Dialog entstehen – von Herz zu Herz – und mit der Zeit kann daraus eine Bekanntschaft und dann vielleicht sogar eine Freundschaft wachsen. Wieso nicht auch „eine/n FreundIn bei den Ent-kirchlichten, Atheisten oder Andersgläubigen“ finden?

Die ChristInnen des Jahres 2040 haben die Erfahrung gemacht, dass es sich lohnt, den ersten Schritt auf Menschen zuzugehen, die sie noch nicht kennen, und an Orte zu gehen, wo sie sich nicht auskennen und fremd fühlen. Sie haben das Geschenk einer geglückten Begegnung erfahren, eine neue Lebendigkeit, neue Beziehungen, eine neue Sicht der Dinge ... und vielleicht sogar neue Seiten Gottes entdeckt.

Manchmal passt in so einer Beziehung eine Einladung und damit ein Wechsel in eines der anderen vier Handlungsfelder: dort, wo die ChristInnen ihre Hoffnung, ihren Glauben anbieten, vorschlagen und möglicherweise den Zugang zu ihrer Quelle der Freude eröffnen können, oder dort, wo sie ihr Leben und ihren

Glauben in Gemeinschaft teilen und lebendig feiern, oder dort, wo sie Segen und Herberge auf Zeit bieten, oder dort, wo sie tatkräftig und persönlich Not wenden.

Und immer wieder hat dieses „zu Gast sein bei den Menschen“ dazu geführt, dass ChristInnen eine neue Berufung entdeckt haben. Sie haben dann an einem neuen Ort mit neuen Menschen eine frische neue Gemeinde gegründet haben, die ihrerseits dynamisch in diese fünf Handlungsfelder hineingewachsen ist.

Die Kirche von Vorarlberg ist im Jahr 2040 bunter und vielfältiger als heute. Die Geistkraft Gottes hat ihre Freude damit.

Mehr Pastoralgemeinschaft wagen!

Ulrich Feeser-Lichterfeld

Es mag an der Bundestagswahl liegen, die in diesen Wochen Deutschland (nicht) bewegt, dass ich mich an zwei frühere Bundeskanzler erinnere: Da ist zum einen Helmut Schmidt, dessen Diktum: „Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen“, mir in nahezu jeder Runde begegnet, die sich zur Leitbildentwicklung oder als Zukunftswerkstatt trifft – und der die damit verknüpfte Infragestellung als über 90-Jähriger in einem Interview mit Giovanni di Lorenzo selbst stark relativierte: „Diesen Satz habe ich ein einziges Mal gesagt, er ist aber tausendfach zitiert worden. Einmal hätte genügt. [...] Da wurde ich gefragt: Wo ist Ihre große Vision? Und ich habe gesagt: Wer eine Vision hat, der soll zum Arzt gehen. Es war eine pampige Antwort auf eine dusselige Frage.“ Und da ist Willy Brandt und sein zum Motto der von ihm geführten sozial-liberalen Koalition gewordene Satz aus der ersten Regierungserklärung vor dem Deutschen Bundestag: „Wir wollen mehr Demokratie wagen.“ Im Jahr 1969 formuliert, ist er ins kollektive Gedächtnis einer Nation gelangt und von daher auch für mich, den erst kurz zuvor Geborenen, leicht abrufbar. Bei der Aufgabe, Pastoral hinter dem Horizont zu denken, können vielleicht beide Programmatiken hilfreich sein: als Ermutigung dafür, visionär ein Handeln im Sinn und Geist Jesu Christi zu beschreiben, das nicht einseitig gebunden ist an die religionsgemeinschaftliche und damit institutionell verfasste Form von Kirche, sondern diese pastoralgemeinschaftlich zugleich vitalisiert wie transzendiert.

Mit den Stichworten „Religionsgemeinschaft“ und „Pastoralgemeinschaft“ knüpft das vorliegende Essay an die diesbezüglichen Überlegungen von Hans-Joachim Sander an, ohne diese im zur Verfügung stehenden Rahmen auch nur einigermaßen vollständig skizzieren zu können. Hatte sich, so Sander, Kirche jahrhundertlang als eine machtvolle Religionsgemeinschaft verstanden und auch so präsentiert, komme es unter den Vorzeichen der entfaltenen Moderne heute darauf an, die innerhalb wie außerhalb von Kirche immer greifbarer wer-

dende kirchliche Ohnmacht als Kairos anzunehmen und als Segen zu interpretieren. Kirche ist aufgefordert, sich fortan nicht mehr als die wahre Definitionsmacht der Welt zu verstehen und damit ihr Innen („Kirche“) vom Außen („Welt“) abzuheben. Es gilt zu begreifen, woraufhin Kirche von Christus und den Menschen her angelegt ist: als Vergegenwärtigung des Gekreuzigten und damit einer Macht, die Menschen aus der Gewalt von Ohnmachtserfahrungen herausführen kann. Nur so könne sie – das ist die entscheidende These – aus der Not eine Tugend machen und, als Religionsgemeinschaft selbst weitgehend ohnmächtig, den Weg einer Pastoralgemeinschaft einschlagen.

Im Zweiten Vatikanischen Konzil eröffnete die katholische Kirche den skizzierten Perspektivwechsel vom eigenen Ruhm hin zum Heil der anderen. An die Stelle einer religionsgemeinschaftlichen Selbstisolierung des katholischen Glaubens im Modus der als *societas perfecta* verstandenen Kirche trat das Streben nach einer Pastoral, die den Spannungsbogen zwischen Ent- und Ermächtigung hält, die Zumutung des Außen bewusst sucht und damit das religionsgemeinschaftliche Innen pastoralgemeinschaftlich relativiert. Die kirchliche Religionsgemeinschaft musste und muss realisieren, dass sich die Menschen nicht mehr selbstlos und selbstverständlich ihr zu- und unterordnen, sondern dass es die Zuwendung der Kirche hin zu ebendiesen Menschen, ihrer Freude und Hoffnung, Trauer und Angst braucht – um der Menschen und um der Kirche willen. Wer fortan pastoral handeln möchte, sucht Gott im Gegenüber und lässt in dieser Hinwendung von jedem selbstbezüglichen Kalkül ab. Wo es in der Pastoral um Kirche geht, wird diese relativiert. In dieser Selbstrelativierung vermag die Kirche aber immer wieder neu die Gegenwart Gottes zu erfahren. Denn: Im gleichermaßen demütigen wie neugierigen Versuch, Gottes Gegenwart unter den heutigen Menschen zu lokalisieren, wird der Glaube an Gottes Zusage: „Ich bin da und werde mit euch sein“, glaubwürdig bezeugt. Und weil es stimmt: „Man kann keine Pastoral nur mit sich selbst betreiben“ (Hans-Joachim Sander), deshalb ist jeder Schritt vom „Innen“ zum „Außen“, von der Religions- zur Pastoralgemeinschaft ein Teil der Aufgabe, Zeichen und Werkzeug genau dieser Präsenz Gottes unter uns Menschen zu sein. Pastoral ist dann „die Kunst, jemandem an dem Ort zu begegnen, der dessen Bewusstsein von sich selbst entspricht“ (Christoph Theobald).

Solch ein Ortswechsel ist nicht abstrakt, er ist konkret aufgegeben und tatsächlich möglich. Eine kleine Episode mag dies verdeutlichen: Gemeinsam mit einer Handvoll Studierender bin ich mit einer Gemeindereferentin am Stadtrand von Paderborn verabredet. Etwas abseits und doch nur einen sprichwörtlichen Katzensprung von der Hochschule entfernt. Im dritten Satz erfahren wir: St. Hedwig, das ist die jüngste Gemeinde dieses Erzbistums, die letzte Kirche, die errichtet wurde. Das war 1992. Auf der Lieth, so heißt der Stadtteil, mitten in einem noch immer stetig wachsenden Wohngebiet. Nur die Kirchengemeinde(n) in diesem „Pastoralen Raum“, die wachsen nicht. Um fünf Ortschaften und Gemeinden gilt es sich zu kümmern, die Gemeindereferentin hat schon manches Mal an ein mobiles Büro gedacht.

Unser Besuch dient dem Einstieg in ein Studienprojekt, in dem die Studierenden ausprobieren können, was alles seelsorgliche Begleitung von Menschen mit Krankheit und Leid heißt. Um sie hierzu mit Gemeindemitgliedern in Kontakt zu bringen, beschreibt die erfahrene Gemeindereferentin erst einmal in wenigen, aber ausgesprochen anschaulichen Sätzen die von ihr ausgewählten Frauen und Männer. Dabei wird ihre lange Berufserfahrung deutlich. Wir sitzen in einem Saal des Pfarrheims, brauchen etwas Zeit, bis jede und jeder der Studierende sich für einen Kontakt entschieden hat und alle organisatorischen Absprachen getroffen wurden. „Noch Fragen?“, will unsere Gastgeberin wissen. Nein, das Notwendige ist geklärt. Das Praktikum kann beginnen.

Doch, ich habe noch eine Frage. Beim Ankommen und Abstellen meines Autos vor dem Pfarrheim war mein Blick auf den benachbarten Platz gefallen. Ein Supermarkt, eine Apotheke, ein paar Marktstände. Und eine Eisdiele. Mein Interesse bzw. Appetit war sofort geweckt und meldete sich jetzt, gut eine Stunde später, wieder zurück. Doch, ich habe noch eine Frage: „Können Sie die Eisdiele dort vorne empfehlen?“ Die Studierenden grinsen, die Gemeindereferentin zögert mit ihrer Antwort einen Moment. Meine erste Vermutung: Es wird eine Warnung geben. Das Gegenteil passiert. Wie zuvor beim Vorstellen der Kandidatinnen und Kandidaten für die seelsorglichen Gespräche braucht die Gemeindereferentin wiederum nur wenige Sätze, um uns Gästen das kleine Stadtteilzentrum und seine durchaus prekäre Lage vorzustellen. Ein Sozialraum, so erfahren wir, der mit seinen eher einkommensschwachen Bewohnerinnen und Bewohnern für Einzelhändler lange unattraktiv war. Entsprechend stellte sich viel

Leerstand dort in Sichtweite von Kirche, Pfarrheim, ehemaligem Pfarrhaus, katholischer Kindertagesstätte und städtischer Grundschule ein.

Bis eine Frau mit Leidenschaft kam. Sie eröffnete vor ein paar Jahren dieses Café und profilierte es kurzerhand zum inoffiziellen Stadtteilzentrum. Kaffee, Waffeln, Eis – alles von bester Qualität. Sonntagsbuffet und Spieleabende für Jung und Alt gibt es auch. Dazu: Regelmäßige Angebote wie Strick- und Bastelnachmittage („2 Euro für Erwachsene, Kinder umsonst“). Und damit nicht genug: Die Cafébesitzerin sorgte auch noch dafür, dass jetzt Woche für Woche ein kleiner, aber feiner Markt den Platz belebt. Alles wunderbar und ein großer Segen für alle Menschen hier. Nur in ihrer beruflichen Rolle als Gemeindereferentin, so berichtet unsere Gesprächspartnerin mit einem verschmitzten Lächeln im Gesicht, hält sie sich manchmal lieber fern. Denn wenn sie dort auftauche, gäbe es immer mehr als genug Begegnungen und Gespräche – dafür reiche die Zeit einfach nicht.

Gibt es eine bessere Empfehlung für einen Pastoralbesuch „vor der Tür“, „am Rand“, inmitten „säkularer Diakonie“ (alles aus Perspektive des vertrauten „Gemeindezentrums“ und seiner Binnenlogik)? Wir, die Studierenden und ich, haben uns auf jeden Fall gleich mal in Richtung Eiscafé aufgemacht und dort eine ganze Reihe von Menschen allen Alters getroffen. Wohlfühlatmosphäre. Oder wie es auf dem Plakat heißt: „Heute nicht gut drauf? Unser leckerer Eis! Wirkt sofort ...“.

Das alles ist für mich Einladung und Chance zum Perspektivwechsel. Nutzt man diesen, wird ungewohnt und ungeahnt die Fülle pastoralen Handelns erkennbar, die Frauen und Männer – oft unthematisch und implizit, deshalb aber nicht weniger im Sinn und Geist Jesu Christi – in ihrem Alltag und dem ihrer Nächsten praktizieren. Statt Rückgang und Rückzug zu beklagen, kann auf diese Weise Pastoral neu und positiv bilanziert und motiviert werden. Sichtbar wird ein Möglichkeitsraum zur Vergesellschaftung von Kirche, die aus sich hinausgeht, und ein Lernort, um am Puls der Zeit – hier und jetzt – zu sein. Wer solche Kolleginnen wie die Betreiber dieses Cafés hat, möchte man der Gemeindereferentin zurufen, braucht sich um die Pastoral heute und morgen keine Sorgen zu machen. Ohne gleich zu einem Arzt gehen zu müssen, zeichnen sich Konturen einer

Pastoralvision „hinter dem Horizont“ ab. Wagt man nur etwas mehr Pastoralgemeinschaft, dann wandelt sich dieses (aus der Position einer Religionsgemeinschaft bezeichnete) „hinter“ zu einem „mittendrin“.

Literatur:

Feeser-Lichterfeld, Ulrich/Lohausen, Michael, Kirche als Pastoralgemeinschaft in der Welt von heute, in: Feeser-Lichterfeld, Ulrich/Feiter, Reinhard (Hg.), Dem Glauben Gestalt geben. Festschrift für Walter Fürst (= Theologie: Forschung und Wissenschaft 19), Münster 2006, 135–150.

Sander, Hans-Joachim, nicht ausweichen. Die prekäre Lage der Kirche (= GlaubensWorte), Würzburg 2002.

Suchbewegungen – Kirche sein und werden

Jochen Wagner

Die Frage nach einer zeitgemäßen – und damit auch der zukünftigen – Gestalt der Kirche bringt vielfältige Themen und Bezugspunkte mit sich. Neben verschiedenen Strukturen von Kirche sind beispielsweise die sehr unterschiedlichen Kontexte zu nennen, in denen Kirche sich befindet. Weitere Faktoren kommen hinzu. Doch vielleicht lassen gerade die unterschiedlichen und vielfältigen Bewegungen und Beobachtungen in der Weite der Ökumene einige Schlaglichter für die Zukunft der Kirche/n entstehen und erkennen. Als Grundfrage ist dabei immer wieder die radikale Frage nach dem „Wozu“ zu stellen: Wozu gibt es uns als Kirche? Mit anderen Worten: Was ist unser Kern, was ist der Zweck unserer Existenz? Erst dann ist über die Mittel zu reden. Beides gilt es zu unterscheiden. Und dies gilt für alle Konfessionen. Aus freikirchlicher Perspektive, die freilich immer im ökumenischen Gespräch beheimatet sein sollte, führen die Suchbewegungen nach einer zeitgemäßen Form von Kirche zu folgenden Schlaglichtern:

Kirche als Haus für alle Sünder und Heilige

Die Kirche der Zukunft – und diese beginnt jetzt – ist eine einladende, offene Kirche. Sie atmet Weite. Mehr noch: Sie ist eine Kirche, die zu den Menschen geht. Und das nicht, um die alten Grenzen zwischen außen und innen weiterzuleben, sondern um in jedem Menschen die „lebendige Statue Gottes“ (Bernd Janowski) – das Ebenbild Gottes – zu sehen. Dazu kommt: In den Menschen unterschiedlichster Herkunft, Kultur, Bildung usw. begegnet uns Christus (Mt 25). Die Kirche der Zukunft versucht, die Grenzen zwischen innen und außen soweit wie möglich zu verringern. Denn die Christin/der Christ ist in Anlehnung an die lutherische Tradition immer Sünder und Heiliger zugleich. Wenn Paulus die Christen in den unterschiedlichen Orten als „Heilige“ bezeichnet, dann ist das nach biblischer Tradition keine moralische Kategorie im Sinne eines heiligen Lebensstils. „Heilig“ beschreibt die Zugehörigkeit zu Christus – Menschen sind

heilig, weil sie zu Christus gehören. Und die Zugehörigkeit zu Christus bedeutet, zu den Menschen gesandt zu sein. Gleichzeitig ist die Christin/der Christ weiterhin Mensch, ist also keinen Deut besser als irgendein anderer Mensch. Beides – das Sünder und Heiliger sein – führt zur Nivellierung der Grenzziehung von innen und außen. Deshalb sind alle in der Kirche willkommen – willkommen am Tisch des Herrn. Die Kirche der Zukunft hat zwar eine Identität, mit anderen Worten: ein Profil (mit einer Konzentration auf den Kern der christlichen Botschaft), aber steht gleichzeitig für Weite. Ein Teil dieser Identität besteht darin, dass die Kirche Widerstandskraft der Hoffnung ist. Christus ist der Hoffnungsgeber. Wir haben Anteil an dieser Hoffnung. Mehr noch: Wir sind zur Hoffnung berufen. Mit dieser Hoffnung dürfen wir uns gegenseitig beschenken, andere mit dieser Hoffnung anstecken. Hoffnung – und damit auch Nachfolge – heißt u. a.: Sich nicht damit zufriedengeben, wie es ist. Die Kirche der Zukunft singt also in einer vielstimmigen Melodie Hoffnungslieder. Das ist ihre Identität. Sie hat Christus bzw. den dreieinen Gott als Mitte und sie hat offene Ränder. Dies ist die Einheit bei aller Vielfalt. Man kann diese Offenheit auch vom biblischen Begriff der Gerechtigkeit her entfalten: Gerechtigkeit meint im Alten Testament „Gemeinschaftstreue“. Gerecht zu handeln, bedeutet also, der Gemeinschaft treu zu sein. Und diese Gemeinschaft, mit der wir verbunden sind, ist mehr als die Kirche. Diese Gemeinschaft, gegenüber der sich unsere Treue zu bewähren hat, ist die Menschheitsfamilie, denn alle sind nach dem Bilde Gottes geschaffen. Dies führt uns zum folgenden Punkt: Wir brauchen die Menschen!

Wir brauchen die Menschen um uns herum

Als Kirchen haben wir lange Zeit geglaubt, dass die Menschen um uns herum uns brauchen. Dies führte zu einer arroganten Haltung. Selbst wenn es weiterhin wünschenswert ist, dass Christen von ihrem Glauben überzeugt und auch begeistert sind, scheint das Verhältnis zu unseren Mitmenschen ein anderes zu sein. Zugespitzt könnte man es so formulieren: Die Menschen brauchen nicht uns, wir brauchen sie! Denn nur mit Blick auf die Menschen können wir verstehen, wie umfassend Christi Liebe ist. Erst wenn wir die Adressaten bzw. den Zielpunkt dieser Liebe kennen und schätzen lernen, werden wir auch ihn bzw. seine Liebe verstehen können. Und wenn Gott der Schöpfer aller Dinge ist, dann ist es unsere Aufgabe, das Menschsein in all seiner Vielfalt wahrzunehmen und

auch anzunehmen. Nur so können wir das Leben – und dadurch auch den Schöpfer – (besser) verstehen. Darüber hinaus lernen wir am Fremden – und erkennen das Eigene. Kann man aufgrund dieser Überlegungen vielleicht sagen: Wenn man anfängt, Grenzen zwischen sich und anderen zu ziehen, steht Christus immer auf der anderen Seite? Ich denke: In den meisten Fällen schon. Was auf jeden Fall festgehalten werden kann ist, dass Kirche – um eine vielfach aufgenommene Wendung von Dietrich Bonhoeffer aufzunehmen – ihrem Wesen nach *Kirche für andere* ist. Oder um es mit einem biblischen Bild zu sagen: Nur in seinem Kontext erfüllt das Salz seinen Zweck. Das Salz der Erde zu sein heißt, andere das Leben schmecken zu lassen (und gleichzeitig natürlich selbst Geschmack am Leben zu finden und es auszukosten).

Partizipation

Durchlässige Ränder führen wie selbstverständlich dazu, dass man Menschen mit hineinnimmt. Die Kirche der Zukunft wird also in großer Freiheit Menschen mit hineinnehmen. Sie wird Freiheit atmen. Viele Menschen werden von der Art und Weise, wie Gemeinde und Gottesdienst heute gelebt werden, nicht mehr angesprochen, gerade wenn vorne im Altarbereich bzw. auf der Bühne lediglich Einzelne agieren, während der Rest kaum beteiligt ist. Die Kirche der Zukunft beteiligt Menschen an der Liturgie, an der Verkündigung, an den Diensten in einem Umfang, der Bisheriges weit übersteigt.

Anschlussfähigkeit und Relevanz

Eine Kirche mit offenen und durchlässigen Rändern bedeutet auch, anschlussfähig für das Umfeld zu sein. Grundsätzlich gilt: Aus der Perspektive des Menschen ist Glauben Wirklichkeitsdeutung. Um diese Deutungsmöglichkeit in die gesellschaftliche Debatte einbringen zu können, muss sie anschlussfähig und verständlich sein. Wie sagte bereits der evangelische Theologe Karl Barth sinngemäß: Als Christ müsse man in der einen Hand die Bibel und in der anderen Hand die Zeitung halten. Die Zeitung steht dabei für das Leben bzw. die Gesellschaft, die auch gelesen und verstanden werden will. Anschlussfähigkeit so verstanden heißt, dass Anknüpfungspunkte und Kontaktpunkte möglich sind (evtl. auch im Sinne der Wiedererkennung; „... sie spielen unser Lied“). Die Kirche

der Zukunft spricht und handelt folglich so (sprachliche Codes), dass sie anschlussfähig an aktuelle Kommunikationsprozesse ist. Nur so hat sie Relevanz. Sie bietet Zeichen und Symbole an, an die Menschen andocken können – trotz einer möglicherweise bleibenden Fremdheit. Kirche-Sein wird heißen: Anschlussfähigkeit (Kontextualität), und um die Rede von der Identität aufzunehmen: auch Kontrastgesellschaft (christliche Identität). In Anlehnung an den Missionstheologen Wrogemann: Wie das göttliche Wort in Jesus von Nazareth Fleisch (Joh 1,14) und also kontextuell wurde – ohne jedoch in diesen Kontext aufzugehen, ohne seine kritische und damit lebensschaffende und lebensermöglichende Distanz aufzugeben –, so soll die Kirche sich in ihren Kontext hineinleben und aus ihm heraus eine eigene Form gewinnen, ohne in ihm aufzugehen (vgl. Wrogemann 2013, 232).

Es gilt, sich immer wieder die Frage zu stellen: Wie kann Kirche (neu) für die Menschen relevant werden? Theologisch drängt sich diese Frage etwa durch die Rede von den „Zeichen der Zeit“ auf. Zugespitzt formuliert: Die Lebenswirklichkeit der Menschen hat den Stellenwert eines Sakraments. Aktuelle gesellschaftliche Debatten und Strömungen deuten m. E. folgende Themenfelder an, in denen Kirche ihre existenzielle Relevanz für die Menschen aufs Neue erweisen kann: Annahme und Wertschätzung, heilvolle und tragfähige Beziehungen, Versöhnung, Sinn, Transzendenz.

Inhalt und Form

Anschlussfähigkeit und Kontextualität als Merkmale einer zeitgemäßen Kirche bringen die Bereitschaft mit sich, Formen und auch Inhalte in Frage zu stellen. Die grundlegende Aufgabe besteht dabei zunächst darin, beides zu unterscheiden – Form und Inhalt. In der kirchlichen Landschaft begegnen einem meiner Wahrnehmung nach vor allem zwei Extreme. Entweder entwickeln Kirchen ihre Inhalte weiter, die Form bleibt aber in Stein gemeißelt (z. B. das Liedgut), sodass die Form zwar veraltet, die Inhalte jedoch nahezu auf der Höhe der Zeit sind. Oder es begegnen Gemeindeformen, deren Form sehr zeitgemäß daherkommt, die Inhalte sich aber nicht in einen Transformationsprozess begeben haben. Dann stimmt zwar der Sound, aber anderes ist verkrustet. Eine Kirche der Zu-

kunft muss beide Themen behutsam transformieren. Entscheidend ist dabei wiederum die grundlegende Frage nach dem „Wozu“: Wozu sind wir als Kirche da? Und erst daran anschließend: *Warum* machen wir die Dinge, die wir tun? Und *wie* machen wir die Dinge, die wir tun?

Zeichen und Symbole

Um für die heutige Lebens- und Glaubenswelt anschlussfähig zu sein, braucht es mehr als die einseitige Betonung des Wortes in Gottesdiensten sowie anderer Formen der Glaubenspraxis. Die protestantischen Kirchen – eine bewusste Verallgemeinerung – sind meist noch zu wortlastig, um die Menschen ganzheitlich anzusprechen. Es braucht mehr Farben, mehr Symbole und Zeichen. Wie die Werbung mit Bildern Sehnsüchte der Menschen anspricht, so wird die Kirche der eigentliche Ort sein, um diesen Sehnsüchten mit Sinnbildern zu begegnen.

Mission?!

Das Wort „Mission“ ist ein schillernder und missverständlicher Begriff. Trotzdem wird er aktuell an vielen Orten wiederentdeckt. Und das nicht nur an Orten, wo man ihn sowieso vermutet hätte. Denn das Verständnis von Mission hat sich gewandelt, ist vielfältig geworden. Deshalb gilt es jeweils zu klären, was man unter Mission versteht. Kann es z. B. gelingen, ein negatives Missionsverständnis unter anderem aus der Kolonialzeit zu überwinden und den Begriff neu zu füllen? Muss man evtl. den Begriff ‚missionarisch‘ durch ‚missional‘ ersetzen? Dieser Klärungsprozess ist im Gange, aber noch nicht abgeschlossen. Was bereits festgehalten werden kann: Der Begriff „Mission“ ist wieder en vogue. Deshalb kann man heute wieder zu sagen wagen: Die Kirche der Zukunft wird eine missionarische sein. Und wenn man Zukunft hier als Lebendigkeit versteht, könnte man zugespitzt ergänzen: Oder sie wird nicht mehr Kirche sein.

Wenn Mission aber von so fundamentaler Bedeutung zu sein scheint, was meint der Begriff? Grundsätzlich ist Mission als Sendung zu verstehen und ist zuallererst Gottes Handeln (*missio dei*). Sie umschreibt und benennt Gottes Bewegung zu den Menschen. Dass die Sendung Gottes über sein Volk hinausgeht, lässt sich z. B. im Jonabuch oder in Mt 5,45, um nur zwei Beispiele zu nennen, beobachten.

Mit anderen Worten: Gott will, dass allen Menschen geholfen werde (1 Tim 2,4a). Die Menschenfreundlichkeit Gottes, die erschienen ist, gilt allen Menschen. Die Aufgabe der Kirche ist es, diese Menschenfreundlichkeit (zu erleben und) zu leben. Die Kirche ist Teil dieser Bewegung Gottes zu den Menschen. Darauf können wir nicht verzichten. Man könnte also sagen, Mission ist ein wesentliches Merkmal der Kirche. Dabei verstehe ich Mission hier – auch wenn es nicht alle Aspekte des Begriffs entfaltet – mit Fulbert Steffensky folgendermaßen: „Mission heißt, zeigen, was man liebt“ (Steffensky 2003, 13). Und ich ergänze: ... in Demut und Begeisterung.

Sendung heißt Bewegung

Wenn die Kirche ihre Sendung lebt und ständig im Gespräch mit den Denkweisen und gesellschaftlichen Strömungen in ihr und um sie herum ist, heißt das, dass sie immer in Bewegung ist. Dies passt sehr gut zur biblischen Tradition des wandernden Gottesvolkes (siehe die Erzelternerzählungen 1. Mos 12,1–50,26). Kirche ist also viel weniger statisch, als wir oft denken. Wir verbinden mit ihr oft Gebäude, starre Strukturen usw. Doch – um im Bild zu bleiben – kann sie eigentlich kein festes Haus sein, sondern höchstens ein Wohnwagen. Selbst Gott „wohnte“ – um noch einmal die großen biblischen Erzählungen ins Feld zu führen – für lange Zeit in einem Zelt (siehe u. a. 2 Sam 7,6). Dynamik gehört zur Grundstruktur der Kirche. Nur so kann sie sich dann auch als fluide und mit durchlässigen bzw. offenen Grenzen verstehen. Kirche gibt es nur auf dem Weg. Und ihr gelobtes Land sind die Menschen. Recht verstanden ist die Christenheit eigentlich eine Jesusbewegung. Und wenn man auch bei Jesus von einer „Mission auf leisen Sohlen“ (Söding 2017) sprechen kann, dann vollzieht die Kirche diese Bewegung nach. Er macht sich auf den Weg zu den Menschen, ist an ihren Orten. Er lebt mit ihnen, besonders mit denen, die am Rand stehen. Er beschwätzt die Menschen nicht, noch drängt er sie. Vielmehr lebt und spricht er vom Reich Gottes – inmitten der Menschen. Inmitten der Menschen kann Kirche als Widerstandskraft der Hoffnung wirken. Indem sie mit den Menschen lebt, lernt und feiert. Und wenn wir uns in Bewegung setzen lassen zu den Menschen, ist Christus schon da.

Sendung als Konvivenz, als Kunst des Zusammenlebens

Die Kirche ist mitten unter die Menschen gesandt. Diese Sendung kann dabei als Konvivenz, als Kunst des Zusammenlebens verstanden werden. Die Idee der Konvivenz hat drei Säulen: einander helfen, voneinander lernen, miteinander feiern. Noch einmal Henning Wrogemann: Die christliche Sendung ist „im Kontext der Konvivenz zu verstehen, das heißt im Kontext des con-vivere, des Mit-lebens von Kirche und Gemeinde mit anderen und Fremden. Kirche lebt damit nicht selbstbezogen im Sinn der Expansion des Eigenen [...], sondern sie lebt ihrem von Gott gestifteten Wesen nach [...] darin, dass sie mit anderen und Fremden in einer Gemeinschaft des geteilten Lebens existiert, in einer Gemeinschaft des Lernens und einer Gemeinschaft des Feierns“ (Wrogemann 2012, 230). Mission vollzieht sich in dem Feld von Konvivenz, Dialog und Zeugnis (vgl. Sundermeier 1999, 25).

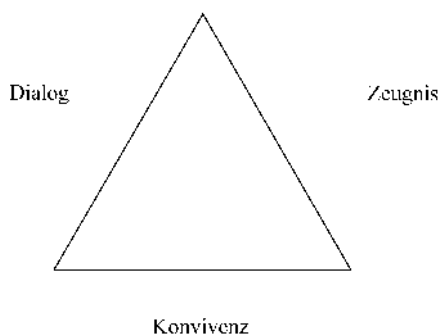


Abb. aus Sundermeier 1999, 25

Nota bene!

Inmitten der Überlegungen zum Thema nahm ich auf einer Autofahrt jemanden mit, dessen Auto liegengeblieben war. Er fragte nach meinem Zukunftsbild der Kirche, und ich berichtete von den Inhalten und Schwerpunkten, die mir wichtig erschienen. Daraufhin erwiderte er, dass doch das Wichtigste für die Kirche der Zukunft sei, Räume für die Begegnung mit dem Heiligen bzw. dem Transzendenten zu eröffnen. Dem denket nach! Es ist unbestritten ein nicht zu vernachlässigender Aspekt des Zukunftsbildes, den ich gerne aufnehme. Folglich ergänze ich die Schlaglichter um diesen Punkt, dass die Kirche der Zukunft ein Ort

ist, an dem Menschen Gott als Geheimnis verstehen und so dem Transzendenten begegnen. Oder um Worte aus der Liturgie aufzugreifen: Die Kirche der Zukunft ermöglicht, in Kontakt mit dem Geheimnis des Glaubens zu kommen. Letztlich erinnert diese Ergänzung an die Grundbalance der Kirche, Gott *und* den Menschen nahe zu sein.

Literatur:

Bolz-Weber, Nadia, „Ich finde Gott in den Dingen, die mich wütend machen“.

Pastorin der Ausgestoßenen, Moers [2014] ³2016 (Erstauflage: Paatrix. The Cranky, Beautiful Faith of a Sinner & Saint, New York 2014).

Söding, Thomas, Mission auf leisen Sohlen. Paulinische Mission 16, in: Christ in der Gegenwart 29/2017, 323.

Steffensky, Fulbert, Der Seele Raum geben – Kirchen als Orte der Besinnung und Ermutigung, in: Kirchenamt der EKD (Hg.), Der Seele Raum geben – Kirchen als Orte der Besinnung und Ermutigung. Texte zum Sachthema der 1. Tagung der 10. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Hannover 2003.

Sundermeier, Theo, Mission und Dialog in der pluralistischen Gesellschaft, in: ders./Feldtkeller Andreas (Hg.), Mission in pluralistischer Gesellschaft, Frankfurt 1999, 11–25.

Wrogemann, Henning, Den Glanz widerspiegeln. Vom Sinn christlicher Mission, ihren Kraftquellen und Ausdrucksgestalten, Münster/Berlin ²2012.

Wrogemann, Henning, Missionstheologien der Gegenwart. Globale Entwicklungen, kontextuelle Profile und ökumenische Herausforderungen, Gütersloh 2013.

Glauben? Gern! Aber ohne Gemeinde!

Peter Hundertmark

Als junger Mann wollte er Priester werden. Während des Theologiestudiums kam es anders. Aber Gottesdienst, Gebet, Interesse an kirchlichen und theologischen Themen, der wöchentliche „Christ in der Gegenwart“, vielfältige Kontakte zu befreundeten Priestern und Theologen sind bis heute selbstverständlicher Bestandteil seines Lebens. Das Gemeindezentrum seiner Pfarrei hingegen sieht ihn nie. Pfarrgemeinderat, Bibelkreis, Liturgieausschuss und Pfarrfest sind nicht sein Ding. Ehrenamt ist ihm selbstverständlich, aber er lebt es eben nicht im gemeindlich-kirchlichen Kontext.

Eine solche Glaubens-Biographie sehen Pastoralpläne und Pastoraltheologie eigentlich nicht vor. Auch im Selbstverständnis vieler engagierter Christ/innen gibt es dafür keine Sympathien. Ein solcher Christ ohne örtliche Zugehörigkeit und Einbindung, ohne gemeindliche Präsenz und entsprechendes Engagement ist nicht effektiv, nicht verwertbar. Einer, der „nur“ Gottesdienste besucht, und das vielleicht noch an wechselnden Orten, zählt nicht. Er baut keine Gemeinde auf. Im Gegenteil: Wie Gemeinden sich darstellen und agieren, was da alles getan und angeboten wird, das nervt ihn. Er taugt nicht einmal zum Gegenüber der Seelsorge, denn er ist weder arm, noch krank, noch vereinsamt – und vieles, was ihm die Hauptamtlichen sagen könnten, weiß er selbst.

Er selbst sieht sich, wenig verwunderlich, als sehr katholisch an. Werte, Normen, Recht, Glaubensbekenntnis, Sakramente der Kirche allem dem stimmt er aus innerer Überzeugung zu. An seiner Zugehörigkeit zur Kirche besteht kein Zweifel. Aber für seine Nachbarn und die Leute im Kern der Gemeinde ist er ein „anonymer Christ“. Weil er sich dem aktiven Mitmachen entzieht. Damit steht die Frage im Raum: Wie gehört er dazu? Wie ist jemand Christ ohne Gemeinde, ohne Gruppe, ohne spürbare Einbindung?

Er ist vielleicht ein extremes, aber er ist kein erfundenes Beispiel. Er steht hier stellvertretend für die große Mehrheit der Katholik/innen, die zur Kirche halten

und durchaus viele ihrer Werte teilen. Es gibt viele, die ab und an, wenn ihnen danach ist oder etwas anliegt, zum Gottesdienst gehen, im Urlaub aus echtem Interesse Kirchen und Klöster aufsuchen, hier und da etwas Spirituelles lesen. Die vielleicht auch die reale Kirche mal lauthals kritisieren. Die aber nie, niemals sich an gemeindlichen Aktivitäten beteiligen würden. Sie passen dort nicht hin. Und die Leute dort passen ihnen nicht. Vereinsleben geht ihnen gegen den Strich. Und außerdem: So fromm sind sie auch wieder nicht. Sie bleiben gerne in der Position am Wegrand der Kirche. Dort ist ihr Platz, mit dem sie zufrieden sind.

Sie sind Kirchenmitglieder, daran besteht kein Zweifel. Sind sie auch Glaubende? Wie glauben sie, wenn sie glauben? Und woher wissen Menschen, die nicht oft mit anderen Glaubenden zusammen sind, dass sie glauben? Denn Glaube entzieht sich einer unmittelbaren Verifizierung oder Falsifizierung. Sein „Gegenstand“ kann schließlich nicht hergezeigt werden. Glaube wird erst Teil der Alltagswelt, wenn er (mit-)geteilt wird. Erfahrungen, die Glaubende machen und als spirituelles Erleben verstehen, existieren nicht unabhängig von ihrer Deutung. Wie also vergewissert sich ein Glaubender seines Glaubens? Wie wird, was er glaubt, Teil der Wirklichkeit, einer Wirklichkeit, die auch außerhalb seines Empfindens besteht? Wie kann er/sie wissen, ob andere Menschen ähnliche Gedanken und Empfindungen haben, er/sie mit den eigenen Überzeugungen und Erfahrungen also zu etwas größerem, einem geteilten Glauben gehört, ob er/sie im Verständnis der anderen auch Christ/in ist?

Um solche Fragen klären zu können, wurde in Frankreich von Danièle Hervieu-Léger ein religionssoziologisches Instrument entwickelt. Sie unterscheidet vier verschiedene Bestätigungsformen für den Glauben: eine institutionelle, eine kommunitäre, eine wechselseitige und eine eigenlogisch-solipsistische.

Die institutionelle Bestätigung bedeutet: Eine anerkannte Institution stellt einige wenige – notwendig formale – Kriterien auf. Wer diesen Kriterien zustimmt und sich ihnen unterstellt, dessen Glaube wird von der Institution bestätigt. Für die katholische Kirche in Deutschland sind das die kirchenrechtlichen Kriterien: Zustimmung zum Glaubensbekenntnis, Feier der Sakramente, Anerkennung der Hierarchie und der Rechtssatzungen, Kirchensteuer. Faktisch ist die Kirchensteuer als einzig objektiv kontrollierbares Kriterium letztlich ausschlaggebend.

Bei allen anderen Kriterien sind Abschläge möglich, ohne dass die Zugehörigkeit und damit der katholische Glaube aberkannt werden. Diese Anerkennung der Zugehörigkeit ist also relativ einfach zu erreichen. Existentiell bedeutet sie jedoch nicht viel, da sie nicht mit sozialer Anerkennung und emotionaler Wertschätzung verbunden ist. Ihr allein entspricht noch keine soziale Praxis.

Die kommunitäre Bestätigung hingegen ist primär ein soziales Erleben: Ein Einzelner/eine Einzelne ibernimmt die Ausprägung des Glaubens einer Gruppe und erlebt dadurch Bestätigung und Zugehörigkeit. Diese verfasste Gruppe, die der Suchende für sich als relevant akzeptiert, hat im Laufe ihrer Existenz gemeinsame Überzeugungen entwickelt, einen besonderen Stil, eine interne Sprache entwickelt. Aus geteilten Erfahrungen sind Regeln für Verhalten, Kommunikation und letztlich für die in ihr akzeptierten Äußerungen von Glauben entstanden. Um die Bestätigung durch die Gruppe zu erhalten, muss der Einzelne/die Einzelne sich deren Festlegungen unterstellen und deren Praxis in weiten Teilen übernehmen. Nach und nach werden die Mitglieder in den „Geist“ und die Praxis der Gruppe hineinsozialisiert. In der katholischen Kirche geben Gemeinden, kirchliche Bewegungen, Gemeinschaften, Verbände und Orden ihren Mitgliedern eine solche kommunitäre Bestätigung.

Die dritte Möglichkeit ist nach Hervieu-Léger die wechselseitige, einander dialogisch zugesprochene Bestätigung. Personen, die sich selbst als Glaubende verstehen und wechselseitig als solche akzeptieren, besprechen miteinander ihre Erfahrungen, Deutungen und Überzeugungen. Indem sie ihren Glauben teilen, bestätigen sie sich gegenseitig die Realität ihrer Empfindungen und ihres Glaubens. Diese dialogische Bestätigung ist einerseits sehr stark, da sie persönlich gegeben wird und nicht von der Anpassung an kommunitäre Vorgaben abhängt. Andererseits ist sie nicht sehr nachhaltig, denn sie wird nur für die in der aktuellen Gesprächssituation geäußerten Erfahrungen ausgesprochen. Somit hat sie für weitere Begegnungen oder Kontakte außerhalb dieser wechselseitigen Bestatigungsgruppe keine Bedeutung. Hauskreise, Bibelgruppen, aber auch Freundeskreise geben solche wechselseitige Bestätigung.

Theoretisch ist auch eine solipsistische Bestätigung denkbar: Ein Mensch entwickelt aus sich heraus und ausschließlich im Gespräch mit sich selbst ein Glau-

benssystem. Er/sie findet darin so viel Sicherheit, dass er/sie sich selbst hinreichend bestätigen kann: Ich habe meinen Glauben gefunden. Hervieu-Léger hält das für einen Sonderfall, der nicht auf Dauer durchzuhalten ist. Schließlich fehlt der solipsistischen Bestätigung das Erleben von Zugehörigkeit. Es gibt keine Gruppe, keine Glaubensgeschwister, keine Gemeinschaft. Der eigene Glaube gewinnt damit keine soziale Bedeutung. Die selbstgegebene Bestätigung gilt für niemanden anderen außer für sich selbst. Ein Austausch findet nicht statt. Die Gefahr, sich dabei in nicht-tragfähige oder gar lebensfeindliche Konzepte hineinzuversetzen, ist groß.

Mit dem Blick auf diese vier Bestätigungsformen lässt sich bei dem Phänomen der eingangs beschriebenen Glaubenden folgendes erkennen: Sie verzichten erst einmal nur auf die kommunitäre Bestätigung ihres Glaubens. Sie haben keine Gemeinschaft gesucht oder gefunden, die sie als so relevant für das eigene Glaubenserleben erachten, dass sie eigene Überzeugungen und Bedenken zurückstellen und sich den kommunitären Vorgaben anpassen, um dazuzugehören. Damit wird auch verständlich, warum sie in der von einer *Communio*-Theologie geprägten Pastoral nicht vorkommen können. Diese setzt bei der kommunitären Gestalt des Glaubens an und beobachtet ausschließlich kommunitäre Gebilde. Glaubende, die keinen Zugang zu kommunitären Formen haben, werden aus dieser Perspektive nicht als solche wahrgenommen. Damit aber stehen diese Glaubenden im Kontext der katholischen Kirche in Deutschland unter einem hohen Legitimierungsdruck, zumal die drei anderen Bestätigungsformen nur weniger konkret beschreibbare Zugehörigkeiten ermöglichen.

Die meisten Menschen, die einen nicht-kommunitär bestätigten Glauben leben, tun dies eher passiv. Sie verstehen sich selbst als nur als „irgendwie“ Glaubende. Häufig übernehmen sie dabei ein Empfinden von Defizienz, das ihnen aus den kommunitären Zusammenhängen nahegelegt wird. Typische Selbstbeschreibungen sind: „Bin nicht so fromm“, „Kann da nicht bei allem mitgehen“, „Bei mir überwiegen meist die Zweifel“, „Ich verstehe das nicht so richtig“, „Bedeutet mir nicht so viel“ ... Ihr Glaube „ruht“ und wird nur aktiviert, wenn es einen starken Anlass – zum Beispiel eine biographische Lebenswende oder eine Katastrophe im direkten Umfeld – dafür gibt. Dies kann allerdings dazu führen, dass ein solcher, ruhender Glaube sich nicht weiterentwickelt. Er reift nicht mit der Lebenserfahrung mit. In existentiellen Bedrohungen wird er möglicherweise

dann auch nicht als tragend erlebt. Diese Frustration führt dann häufig dazu, dass der Abstand vom Glauben noch größer wird.

Nicht-kommunitär bestätigte Glaubenswege können aber auch zu aktiven, lebendigen und gereiften Glaubenswegen führen: Es gibt Menschen, deren Glauben eben nicht ruht, sondern für die ihr Glaube trotz ihres inneren Abstandes von realen Glaubensgemeinschaften ständig lebensrelevant ist. Sie deuten kontinuierlich Erlebnisse aus ihrem Glauben, bestehen ihre Lebensfähnisse aus dem Glauben, geben ihrem Glauben sprachlichen Ausdruck in Gebet und Gespräch und konnten auf diese Weise tief in einen existentiell prägenden Glauben hineinfinden. Häufig findet sich bei solchen Glaubenden ein ausgeprägtes (geistliches) Selbstbewusstsein. Dadurch können sie sich selbst immer wieder eine belastbare Bestätigung für den eigenen Glauben geben. Dazu haben sie ein starkes Empfinden der Zugehörigkeit zur Kirche als Weltkirche – oder auch zur unsichtbaren Kirche des Himmels und der Gemeinschaft der Heiligen. Wichtige „Gesprächspartner“ sind für sie die Heilige Schrift und Werke geistlicher Autor/innen. Entscheidend aber scheint zu sein, dass diese Gläubigen Möglichkeiten gefunden haben, sich regelmäßig oder in entscheidenden Situationen befriedigende wechselseitige Bestätigungen ihres Glaubens zu organisieren.

Solche hilfreiche wechselseitige Bestätigung findet nicht nur in organisierten kirchlichen Gruppen und Kreisen statt. Ehepartner können sie sich gegenseitig geben. Freundschaften haben hier oft eine entscheidende Bedeutung. Wechselseitige Bestätigung entsteht jedoch auch durch die Auseinandersetzung mit Filmen und Literatur, die Glaubenserfahrungen fremder Menschen aus biblischen Zeiten, aus der Geschichte der Kirche oder einfach aus anderen Regionen der Welt anbieten. Die digitalen Medien machen wechselseitige Bestätigung unabhängig von Raum, Zeit und konkreter Begegnung möglich. Die wichtigste Bestätigung ergibt sich jedoch durch die Begegnung mit Jesus Christus: in der Meditation von Leben und Verkündigung Jesu Christi, und der daraus möglichen inneren Nähe zu ihm.

Entscheidend ist dabei ein Phänomen, das mit den Worten „Koppelung“, „Spiegelung“ und „Passung“ beschrieben werden kann. Menschen „koppeln“ aneinander an – langfristig, punktuell oder für einen begrenzten Zeitraum oder einen begrenzten Lebensbereich. Sie schreiben sich gegenseitig Relevanz zu. Sie teilen

einander intime Glaubenserfahrungen, feine Empfindungen und ganz verletzlich Überzeugungen und Werte mit. Sie geben anderen in solchen Gesprächen einen großen Vertrauensvorschuss, probieren aus, ihr inneres Erleben in Worte zu fassen und mitzuteilen.

Gelingt die Koppelung, d. h. zeigen sich die Gesprächspartner/innen des Vertrauens würdig und können sie die Erfahrungen nachvollziehen oder durch eigene Erfahrungen ergänzen, entsteht eine Spiegelung: In den Reaktionen und Rückmeldungen der anderen entdeckt und versteht sich der/die Glaubende selbst und findet seinen Glauben bestätigt, in Frage gestellt, ergänzt usw. Durch die Spiegelung ist sein/ihr Glaube nun nicht mehr nur privat, sondern geteilte Wirklichkeit. Auf diese Wirklichkeit kann er/sie weiter aufbauen. Zugleich aktiviert die Spiegelung, da sie nie vollkommen ist, sondern immer eine Abweichung transportiert, einen Reifungs- und Weiterentwicklungsimpuls. Sie stimuliert eine Sehnsucht nach mehr, nach umfassenderem oder tieferem Erleben, nach vollkommenerer Passung. Die Lücke in der Passung hält den Glauben lebendig. Der/die Glaubende bleibt ein/e Gott-Suchende.

Die weitaus größte Zahl der Kirchenmitglieder lebt ihren Glauben nach diesem Modell der mehr oder weniger häufigen und relevanten Koppelungen und Spiegelungen. Die meisten von ihnen tun es erfolgreich, zu ihrer eigenen Zufriedenheit. Sie haben Wege für sich entwickelt, wie sie einen für sie angemessenen Glauben aufrechterhalten und weiterentwickeln können. Sie brauchen keine Hilfe. Diese Erkenntnisse müssen Konsequenzen für das kirchlich-pastorale Handeln haben.

Der erste, lange überfällige Schritt ist die Anerkennung: Auch nicht-kommunitäre Wege des Glaubens sind Glaubenswege! Entscheidend ist, ob Menschen dadurch ihren persönlichen Glauben an Jesus Christus finden. Jegliche gemeindlich motivierte Defizitvermutung ist als unbelegtes Vorurteil anzusehen. Auf dieser Basis kann und sollte Kirche eine wesentlich erweiterte und leichter zugängliche Infrastruktur für diese Glaubenden zur Verfügung stellen. Dazu gehören vorgehaltene Begegnungsorte, die auch von nicht-kommunitär ausgewiesenen Kirchenmitglieder unkompliziert und kostengünstig belegt werden können. Vor allem aber braucht es ein personales Angebot: Krankenhauseelsorge,

Telefonseelsorge, pfarr-ergänzende Zielgruppenseelsorge, Geistliche Begleitung, Gesprächs- und Aufenthaltsmöglichkeiten im Kloster, besondere Segensfeiern, After-Work-Gottesdienste, begleitete Pilgerwege. Viele Initiativen zeigen schon in die richtige Richtung. Kirchenkrise hin oder her: All diese Angebote werden reichlich nachgefragt! Aber sie haben ständig mit Legitimationsproblemen gegenüber den pfarrlichen Diensten zu kämpfen.

Es gibt in Deutschland geschätzt ca. 25 Millionen dieser nicht-kommunitär bestätigten Katholik/innen. Die bestehenden offenen Angebote für ihre Glaubensbedürfnisse, die nicht zu dauerhaften Mitteln verpflichtet, stehen dazu aber in keinem realistischen Verhältnis. Noch einmal zur Erinnerung: Auch die nicht-kommunitär bestätigten Christen sind Vollmitglieder der Kirche und sie tragen den Löwenanteil der Kirchensteuer.

Sie haben deshalb Anspruch auf Gottesdienste, in denen sie sich zu Hause fühlen und zurechtfinden, die keine wöchentliche Praxis und jahrzehntelange Sozialisation voraussetzen. Sie haben Anspruch auf Gesprächspartner/innen, die fachlich qualifiziert über den christlichen Glauben Auskunft geben, die Gelesenes oder Erlebtes spirituell einordnen helfen und sich mit ihnen auf die Suche nach einem tragfähigen Glauben machen. Sie haben Anspruch darauf, anderen nicht-kommunitären Christ/innen zu begegnen. Sie haben Anspruch auf religiöse und spirituelle Bildung, die sie nicht auf kommunitäre Ausdrucksformen festlegen. Sie haben Anspruch auf Weiterbildung – zum Beispiel, um selbst solche Gesprächspartner/innen zu werden, um Begegnungen als wesentliche Gespräche gestalten zu können, um selbstbestimmte Gottesdienste zu gestalten. Sie haben Anspruch darauf, als Glaubende, die an der Sendung Jesu Christi partizipieren, gesehen, wertgeschätzt und anerkannt zu werden! In den kirchlichen Planungen und Ressourcendiskussionen müssen diese Christ/innen, die das gemeindekirchliche Geschehen vom Rand aus betrachten, künftig mit starker Stimme vertreten sein.

Kirche als Randerscheinung

Sebastian Mutke

„Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde“ (Apg 1,8b). Jesus geht mit einem letzten klaren Auftrag an die nachfolgenden JüngerInnen, die christliche Kirche und das ganze Volk Gottes: an Grenzen und Rändern zu erscheinen, diese in den Blick zu nehmen und dort Zeuge bzw. Zeugin zu sein.

In seiner Antrittsrede bezeugt Papst Franziskus, dass er selbst einer vom Ende der Erde ist und dass die brüderliche Gemeinschaft der Kardinäle tatsächlich bis an die Grenzen gegangen ist, um ihn zu finden. „Brüder und Schwestern, guten Abend. Wie ihr wisst, war es die Pflicht des Konklaves, Rom einen Bischof zu geben. Wie es scheint, sind meine Kardinalsbrüder nahezu bis ans Ende der Welt gegangen, um ihn zu bekommen ... Aber hier sind wir“ (Zeit online 2013).

In ihrem Dokument „Gemeinsam Kirche sein“ von 2015 nehmen die deutschen Bischöfe den Auftrag als noch einzulösende und der Umsetzung harrende Aufgabe wieder auf die Agenda: „Liest man die Konzilstexte [...] führt dies zu einem Umkehrprozess der ganzen Kirche. Dabei geht es um eine Hinwendung zu Jesus Christus, um ein vertieftes Erkennen und Liebenlernen Jesu. Untrennbar davon ist die erneute Bekehrung zur Evangelisierung, zu einer Kirche, die wächst, in dem sie aus sich heraus zu den Menschen geht, besonders zu denen am Rande“ (Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz 2015, 55).

Damit sind die klassischen Pole vom Schon-und-noch-nicht aufgezeigt. Kirche kommt dem Auftrag, an den Rändern zu erscheinen, nach, aber eigentlich auch nicht. Die praktische Umsetzung, am Rand zu erscheinen, kennt Hürden. Menschlich erstrebenswert ist die Suche nach der eigenen Mitte, nicht der Blick auf persönliche Grenzen oder auf das Sein als Randerscheinung. Gesellschaftlich will man normal sein. Der Dauerzustand, existentiellen Grenzen ausgesetzt zu sein, ist wenig erstrebenswert. Nach Quellen und Ursachen wird geforscht, von Hochpunkten und -zeiten erzählt. Wo Quellen und Hochpunkte verschmelzen,

darf zu Recht gefragt werden, welchen Mehrwert ein Gehen an die Ränder mit sich bringt. Im Folgenden sollen beide Pole betrachtet werden als Beitrag zu einer horionterweiternden Realitätswahrnehmung. Zum einen, dass christliche Kirche bereits eine Randerscheinung ist, zum anderen, dass Kirche um ihrer selbst willen erst noch zur Randerscheinung werden muss, weil sie es derzeit nicht ist.

Kirche ist schon Randerscheinung

Standpunkte und Blickwinkel entscheiden, was oder wen man als Rand oder Randgruppe wahrnimmt oder im Diskurs als Rand verortet. Traditionell nahe liegend ist es, Arme, Kranke, Bedürftige, Obdachlose, Prostituierte, Gangmitglieder etc. als Randgruppen zu definieren. Geht man über Zahlen und Grundvollzüge kirchlichen Handelns, so stellt man fest, dass auch andere Gruppen, eigentlich mittendrin, doch (noch) ganz am Rande stehen, etwa Männer in der Glaubensweitergabe, Frauen in der entscheidungsvollmächtigen Leitung, Domkapitulare mit Blick auf die Gesamtbevölkerung, Jugendliche in den Eucharistiefeiern, Senioren in den Pfarrgemeinderäten, rehabilitierte Kriminelle in den kirchlichen Finanzabteilungen, Menschen mit Behinderungen in den Kirchenvorständen etc. Die These soll aufhorchen lassen, um eine Perspektivveränderung voranzutreiben, um sensibel zu machen für die Ohnmachtserfahrung, die mit so mancher Randerfahrung einhergeht. Wer sich selbst oder seine Rolle als Randerscheinung annimmt, wird – so die Hoffnung – eher auch andere Randerscheinungen akzeptieren können, weil er oder sie selbst Akzeptanz beim Gegenüber erhofft und erfahren darf. Jeder und jede ist mal Mitte und mal am Rand Stehende(r). Jeder und jede ist entsprechend Handlungsgebender und -gebende oder Empfangende und Empfangender von Handlungsimpulsen anderer. (vgl. *Evangelii gaudium* 120).

Zahlen und Ränder

Angesichts der neuen statistischen Daten von 2017, wonach über 58 % der deutschen Bevölkerung einer christlichen Kirche angehören (vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz 2017, 6) darf festgestellt werden, dass Kirche Teil der gesellschaftlichen Mitte ist. Der Blick in den Norden oder den Osten

Deutschlands bietet Zahlen von 3 % bis 17 % Katholiken an der Gesamtbevölkerung. Die Teilnahme an Eucharistiefiern liegt insgesamt bei 10,2 %. Würde man an Weihnachtsfesttagen zählen oder in urlaubsgeprägten Zeiten, wäre die Zahl höher oder geringer. Zählt man die gesendeten, beauftragten oder geweihten pastoralen MitarbeiterInnen, wäre man bei prozentualen Anteilen an der Gesamtbevölkerung von weit unter 0,0x %. Was sind schon ca. 7.700 Gemeinde- und PastoralreferentInnen oder 27 Diözesanbischöfe im Verhältnis zu 82,8 Millionen EinwohnerInnen? Zahlen zeigen, dass es in den letzten Jahren mehr Ausstritte aus der lebendigen Solidargemeinschaft der Kirchen in Deutschland durch Entscheidung oder Tod als Eintritte durch Taufen gibt. Zahlen aus dem Institut für Demoskopie Allensbach zufolge ist die katholische Kirche insgesamt keine Impulsgeberin mehr für Fragen und Entwicklungen von Morgen (Petersen 2017, 21). Die großen Kirchen in Deutschland wachsen nicht, trotz Mehrheitsanteilen, sie schrumpfen, auch das belegen Zahlen. Kirche wird – so scheint es – in unserem Land immer mehr zur Randerscheinung denn zum Massenphänomen. Zahlen können Zeiten der Fülle suggerieren und bekräftigende Euphorie auslösen oder Indikatoren tiefster Diaspora sein, gar resignative Stimmung verbreiten, je nachdem, in welchen Kontext sie gebettet werden.

Rollen, Grundvollzüge und Ränder

Je nach kirchlichem Grundvollzug sind selbst gewachsene Rollen manchmal Randerscheinungen. Betrachtet man den Grundvollzug der Martyria, speziell die Katechese im Kindesalter, ist festzustellen, dass in diesem Feld aktive, verbal zeugniskräftige und sprachfähige Männer oft Randerscheinungen sind. Glaubensweitergabe geschieht durch Frauen. Martyria als Teil liturgischen Handelns wiederum ist vor allem dem vorstehenden priesterlichen bzw. diakonischen Dienst und damit dem biologischen Geschlecht Mann zuzuordnen, Frauen sind hier eine Randerscheinung. Auf der Seite der mitfeiernden Gottesdienstgemeinde wiederum sind Frauen oft die Mehrheit. Die Rolle eines männlichen Domkapitulars oder einer evangelischen Diakonin mit Blick auf die Gesamtheit der ChristInnen eines Bistums oder eines Sprengels lässt erahnen, dass auch Domkapitulare oder Diakoninnen wiederum eine Randerscheinung sind. Blickt man auf geweihte Amtsträger, lässt sich mit Papst Franziskus sagen, dass „die Laien [...] schlicht die riesige Mehrheit des Gottesvolkes [sind]. In ihrem Dienst

steht eine Minderheit: die geweihten Amtsträger“ (*Evangelii gaudium* 102). AmtsträgerInnen sind also auch eine Randerscheinung. Immer weniger finden sich Jugendliche und junge Erwachsenen in den klassischen Liturgien, sie sind hier eine Randerscheinung. In gelebter Communio hingegen (Gruppenstunden, verbandliche Jugendarbeit, Chöre etc.) sprudelt das junge Leben. Im diakonischen Dienst an den Geflüchteten oder Obdachlosen stehen oft Menschen, zu deren Biografie die Taufe gehört. Die Bistümer versuchen mit Sonderfonds zu helfen. Vor allem aber durch viele ehrenamtlich engagierte Menschen wird Kirche hier an existentiellen Rändern erlebbar präsent. Schaut man auf Prophetie als nach biblischem Zeugnis unverzichtbaren Wesensvollzug von Kirche, ist dieser Grundvollzug in der Gegenwart nur nebulös greifbar, eine Randerscheinung (vgl. Kohlgraf 2014). Jeder Grundvollzug hat Ränder und Gruppen von Menschen, die als Randerscheinung auftauchen, mal als Handlungsimpulsgebende und mal als -empfangende. Ebenso ist jede Rolle, vom Bäcker bis zum Bischof, auch Randerscheinung, je nach Blickrichtung. Eine Randerscheinung zu sein, das ist eine Erfahrung, die jeder Mensch macht; eine Erfahrung, die umso mehr zum Wesen des ChristIn-Sein dazugehört, folgt man den Überlegungen des emeritierten Bischofs von Erfurt, Joachim Wanke, wonach der Normalfall christlicher Existenz gar Diaspora ist, also Sein in der Verstreuung (vgl. Wanke 2014).

Kirche muss erst noch Randerscheinung werden

„An die Ränder gehen!“ – Papst Franziskus fordert und lebt den Gang an die Ränder und Peripherien. „Jeder Christ und jede Gemeinschaft soll [...] unterscheiden, welches der Weg ist, den der Herr verlangt, doch alle sind wir aufgefordert, diesen Ruf anzunehmen: hinauszugehen aus der eigenen Bequemlichkeit und den Mut zu haben, alle Randgebiete zu erreichen [...]“ (*Evangelii gaudium* 20). Seine erste Reise geht zu den geflüchteten Menschen. Er wäscht Häftlingen die Füße, und er fordert dieses Sich-Hineinstellen in den Alltag der Menschen von jedem und jeder. Die Haltung, aufzubrechen ins Offene und Randgänge zu wagen, fehlt oder ist von vielen Hürden versperrt. Erinnerung sei an die berühmten „15 Krankheiten“, die Papst Franziskus 2014 benennt (vgl. Radio Vatikan 2014). Um an die Ränder zu gehen, braucht es eine Brückenbaukompetenz im umfassenden Sinn eines wirklichen Könnens, Wollens und tatsächlichen Dürfens, um das christliche Ideal des Brückenbauers bzw. der Brückenbauerin leben

zu können, dessen oberster Pontifex wiederum der Papst ist. Die Brückenbaukompetenz, also die, die in der Lage ist, über Abgründe hinweg zu bauen, hin zu den Downtowns, über die Mittelmeere hinein in Gefangenschaften, hin zu den Sprachwelten junger Menschen etc. braucht Mut und Talent. An Mut fehlt es oft. Die Theorie der Talente, Charismen und Fähigkeiten ist oft weiter als ihre Praxis – und umgekehrt? Ferner erfordert die Brückenbaukompetenz Offenheit und Akzeptanz des und der anderen, denn Brücken ermöglichen Bewegung in beide Richtungen, bringen unweigerlich Begegnung mit sich. Hier fehlt es an Training oder auch an Toleranz. Die Brücken von heute, so scheint es, sind nicht selten Hochstraßen auf Inseln (der Glückseligkeit im Mittelstandsmeer), die zwar aussehen wie Brücken, aber halt doch keine sind. Dabei sind Randgänge mittels Brückenbauten schlichtweg notwendig. „Eine Kirche ‚im Aufbruch‘ ist eine Kirche mit offenen Türen. Zu den anderen hinauszugehen, um an die menschlichen Randgebiete zu gelangen, bedeutet nicht, richtungs- und sinnlos auf die Welt zuzulaufen. Oftmals ist es besser, den Schritt zu verlangsamen, die Ängstlichkeit abzulegen, um dem anderen in die Augen zu sehen und zuzuhören, oder auf die Dringlichkeiten zu verzichten, um den zu begleiten, der am Straßenrand geblieben ist“ (*Evangelii gaudium* 46). Schon jesuanisches Handeln ist durchzogen vom Bestreben, an alle Ränder zu gehen, alle hinein zu holen in das auf Erden anbrechende Reich Gottes. Er sucht beides, Kontakt zu den Naturwissenden und zu den Geisteswissenden, mit der Folge, dass er ziemlich schnell alle begeistert (vgl. Mk 1,16–32). Er zeigt, dass durch als „Randgruppen“ klassifizierte Menschen Heilung, Verwunderung, Ecksteinentdeckungen, ja Auferstehung überhaupt erst möglich wird (Vgl. Lk 10,25–37; 20,17; Mk 5,21 ff.; 8,1–4). Angeeignete Brückenbaukompetenz ermöglicht verändernde Begegnungen mit und an den Rändern: „[D]as Evangelium [lädt] uns immer ein, das Risiko der Begegnung mit dem Angesicht des anderen einzugehen, mit seiner physischen Gegenwart, die uns anfragt, mit seinem Schmerz und seinen Bitten, mit seiner ansteckenden Freude in einem ständigen, unmittelbar physischen Kontakt“ (*Evangelii gaudium* 88). Es braucht eine neue Evangelisierungslust, verbunden mit einer klaren Brückenbaukompetenz hin zu den Rändern, den Mut, wieder Randerfahrungen zu machen und weiterhin Randerscheinung zu sein. Wo Kirche diese bejaht und lebt, bringt sie das Evangelium und empfängt es. Wo Menschen an den Rändern erscheinen, werden sie Geschichte machen. Das klare Ja

zum Evangelium ist ein Ja zu den Geschichten der Menschen. „Eine Evangelisierung der Kultur gibt uns die verlorenen Geschichten zurück. Geschichten, die von Heimatlosigkeit und Aufbruch, Krieg und Frieden, Bosheit und Krankheit, Glück und Liebe erzählen“ (Kajewski 2015, 119). Diese Geschichten und die Menschen, die sie mitbringen, sind es, die das Sein unserer Kirche ausmachen: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände“ (*Gaudium et spes* 1). Letztlich bekennt sich das II. Vatikanische Konzil auch dazu, dass erst, wo das gesamte Volk Gottes tatsächlich hör- und erfahrbaren Raum hat, wirklich richtige Wege möglich sind (vgl. *Lumen gentium* 12) Ohne die Einbeziehung der Ränder irrt die Kirche, so das Konzil.

Randerscheinung-Sein einüben

An die Ränder zu gehen fällt schwer, bedeutet es doch immer, sich aus der eigenen Mitte zu entfernen. Es ist destabilisierend und mit Stress verbunden, wenn eigene Weltanschauungen, eigene Standpunkte oder gefestigte Werte, Rituale, Normen und Traditionen angefragt werden. Dennoch gehört es zum Wesen des Christentums, in jede denkbare Lebenswelt hineinzugehen. „Wer nicht die Frohe Botschaft der Kirche in jedem Lebensumkreis verkünden will, dem fehlt etwas vom innersten Kern des Glaubens“ (Stelzer 1973, 88). Der Blick ins Neue Testament zeigt, dass Schritte über Ränder hinaus aufrichtender sein werden, als wir es uns vorstellen können, dass vom Rand her (wenn alle Ränder gleichermaßen angegangen werden) mehr Heil auf uns Menschen einströmt als Unheil.

Übung 1: Begrüßung am Kirchenportal

Greifbar wird Kirche zumeist im liturgischen Vollzug, und hier wiederum vor allem durch die sonntäglichen Gottesdienst- und Eucharistiefiern, die Versammlungen des Gottesvolkes um den Altar des Wortes und des Leibes Christi. Von der Altarinsel aus gesehen bildet die Mauer des Gebäudes eine Grenze zur Welt dahinter. Um an die (architektonischen) Ränder zu gehen, braucht es nur ein paar Schritte. Wenn sich nun ChristInnen am Eingangstor positionieren und

ankommende Menschen begrüßen und verabschieden oder vorbeieilende Menschen einladen, ist tatsächlich ein Randgang gewagt und eine Brücke errichtet zwischen den Menschen außen und innen. Klingt einfach, wird aber – im katholischen Kontext – fast nicht praktiziert.

Übung 2: Sich erlauben, das Unmögliche zu denken oder: Die Visionsfrage

Dem Handeln geht im besten Fall immer das Denken voraus. Dinge, die man sich nicht vorstellen kann oder möchte, werden selten aus eigenem Antrieb heraus Tatsachen werden.

Es ist eine gute Übung für jeden Menschen, der Verantwortung übernehmen möchte, zu ergründen, welche Visionen er oder sie mitbringt. Denn Visionen sind Vorstellungen, die über die derzeit erfahrbaren Grenzen hinausreichen. Wer keine Visionen hat, dem und der fehlt die Fülle der Brückenbaukompetenz. Mit formulierten Visionen beginnt ein Brückenbau in die Zukunft, der sein Fundament in der Gegenwart hat. Welche Vision von Kirche habe ich? Wenn ich entscheiden könnte: Wie würde Kirche aussehen? An welchen Grenzen will ich christliches Handeln und Denken bezeugen?

Literatur:

Kajewski, Marie-Christine, Schmuggelware Hoffnung. Überlegungen inmitten der „Diktatur des Relativismus“, in: Bär, Martina/Paulin, Maximilien (Hg.), Macht Glück Sinn? Theologische und Philosophische Erkundungen, Ostfildern 2014, 112–119.

Kohlgraf, Peter, Ein Volk von Propheten – ein vergessener Wesensvollzug der Kirche, in: Pastoraltheologische Informationen 34/2014, 119–137.

Radio Vatikan (Hg.), Die Papstansprache an die Kurie, 2014, de.radiovaticana.va/news/2014/12/23/die_papstansprache_an_die_kurie/1115831.

Petersen, Thomas, Christlich, sozial, links. Was die Deutschen über christlich orientierte Politik denken? (Herder Korrespondenz 8/2017), Freiburg i. Br. 2017, 21–27.

- Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), „Gemeinsam Kirche sein“.
Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral (Die deutschen Bischöfe 100), Bonn 2015.
- Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Katholische Kirche in
Deutschland. Zahlen und Fakten 2016/17 (Arbeitshilfen 294), Bonn 2017.
- Stelzer, Karl, Auch das Neue ist von Gott. Für ein fortschreitendes Christen-
tum, München 1973.
- Wanke, Joachim, Vortrag „Im Osten Deutschlands als Christ leben. Ratschläge
für die Glaubenspraxis aus dem 1. Petrusbrief und aus ostdeutscher Kir-
chenerfahrung“, 2014, [www.bistum-muenster.de/startseite/2014/Wanke_](http://www.bistum-muenster.de/startseite/2014/Wanke_Priesterseminar_2014_11_09.pdf)
[Priesterseminar_2014_11_09.pdf](http://www.bistum-muenster.de/startseite/2014/Wanke_Priesterseminar_2014_11_09.pdf)
- Zeit online (Hg.), Die ersten Worte von Papst Franziskus, 2013, [www.zeit.de/](http://www.zeit.de/gesellschaft/2013-03/papst-franziskus-ansprache)
[gesellschaft/2013-03/papst-franziskus-ansprache](http://www.zeit.de/gesellschaft/2013-03/papst-franziskus-ansprache).

Kontext und Horizont

Wer hinter den Horizont schauen will, muss den Kontext davor verstehen

Klemens Armbruster

Der Tagungsort auf dem Odilienberg schien wie geschaffen für unser Tagungsthema „Pastoral hinter dem Horizont“ und der weiteren Frage: „Was kommt ‚nach 2025‘ pastoral gesehen?“ Eröffnete doch der Aufenthalt auf der Bergkuppe des Odilienberges die Sicht auf einen grandiosen Horizont, egal in welcher Himmelsrichtung. Je länger aber unsere Tagung dauerte, desto klarer wurde mir, dass es unser Standort ist, der den Horizont eröffnet. Der Ort als Kontext entscheidet, welchen Horizont man sieht. Wenn wir in diesen Tagen auf dem Odilienberg nach der „Pastoral hinter dem Horizont“ fragen wollten, dann würde entscheidend sein, wie wir unseren Ort als Gruppe definieren. Oder anders gesagt: Welchen Kontext wir miteinander bilden, von dem aus wir hinter unseren Horizont blicken könnten.

Der Horizont ist relativ zum Kontext

Vor vielen Jahren begeisterte mich eine Ausstellung über die bildlichen Darstellungen aus dem *Hortus Deliciarum* der Äbtissin Herrad von Landberg, die von 1167 bis 1195 dem Kloster auf dem Odilienberg vorstand. Jetzt konnte ich in diesen historischen Gemäuern des Odilienberges Teile dieser Bilder an den Wänden sehen. Dabei stellte ich mir vor, was die Äbtissin Herrad wohl antworten würde, wenn wir sie in ihrer Zeit mitten in einer lebendigen Klostersgemeinschaft nach ihrer „Pastoral hinter dem Horizont“ fragen würden. Heute würden wir eine völlig andere Antwort bekommen, wenn wir die derzeit dort lebenden Schwestern des kleinen Konventes vom Heiligen Kreuz fragen würden. So angeregt wanderten meine Gedanken weiter nach Freiburg zu den Vinzentinerinnen. Sie haben schon seit über fünfundzwanzig Jahren keinen Nachwuchs mehr. Unter anderem deshalb werden sie in den nächsten Jahren Freiburg verlassen und ihr

Mutterhaus nach Heitersheim ins Markgräfler Land verlegen. Welche Pastoral öffnet sich hinter ihrem Horizont? Mit solchen Überlegungen in Kopf und Herz wurde mir im Laufe unsere Tagung immer klarer: Es sind die jeweils handelnden Personen an einem jeweiligen Ort, die zusammen den Kontext bilden, der darüber entscheidet, auf welchen Horizont man schaut und was man dann dahinter weiter entwickeln könnte. Der Horizont ist relativ zum Kontext.

Kurz vor Beginn unserer Veranstaltung auf dem Odilienberg hieß es in der letzten E-Mail an uns Teilnehmende:

Wir sind nun mit 33 Personen aus sehr unterschiedlichen Kontexten eine sehr spannende und vielseitige Gruppe, die in einem recht offenen Austauschsetting Ideen und Visionen der Pastoral miteinander teilen, gemeinsam bearbeiten und kreativ weiterdenken kann. Der ‚Erfolg‘ unserer Veranstaltung hängt an den beteiligten Personen und dem, was Sie mitbringen und einbringen und wie Sie miteinander ins ‚Geschäft‘ kommen. Wir freuen uns auf einen fruchtbaren und anregenden Austausch.

Bereits hier klang an, was wir als beteiligte Personen in unserer Denkwerkstatt zu leisten hatten, wollten wir „Erfolg“ haben: unterschiedliche Persönlichkeiten aus unterschiedlichsten Kontexten mussten miteinander „ins Geschäft kommen“, aber in welches „Geschäft“? Wir sollten und konnten alles einbringen, was wir mitgebracht haben. Aber in welches Gefäß sollte alles eingebracht werden können? Genau darin lag das Dilemma unseres „Austauschsettings“. Es war und blieb ein virtueller Ort, in dem wir uns bewegten, der aber keinen gemeinsamen Horizont hatte.

Damit ich aber hier nicht falsch verstanden werde. Ich verstehe mein Essay nicht als Kritik an der Veranstaltung. Ganz im Gegenteil! Ich verdanke diesen Tagen sehr viel Erkenntnis für meinen eigenen kreativen Denkprozess, der nur aufgrund dieser Veranstaltung in mir möglich wurde und dessen Ergebnis ich auf die Kurzformel bringe: Der Horizont ist relativ zum Kontext. Nur eine konkrete Gruppe, Vereinigung, Gemeinschaft, Gemeinde oder wie man sie auch immer umschreibt kann für sich die Frage beantworten, welche Pastoral sie hinter ihrem Horizont erahnen könnte. Wir aber waren eine auf Zeit zusammengestellte Gruppe, die nachher wieder auseinandergehen und sich so nicht mehr zusammenfinden würde; eine solche Gruppe kann die Frage nach einer „Pastoral hinter

dem Horizont“ nicht allgemein klären, weil sie in keinem gemeinsamen Kontext agiert, egal wie viele Experten auch zusammen sind.

Kontext und Liturgie

Unter denen, die sich auf dem Odilienberg erstmals alle begegnet sind, waren auch solche, die ich kannte und über deren Wiedersehen ich mich freute. Es waren auch Personen darunter, die ich nur dem Namen nach kannte und jetzt persönlich kennenlernte, und ich lernte ganz neue Persönlichkeiten kennen. So wie mir erging es wohl den meisten. Für unsere Gesamtgruppe hatten sich die einladenden Köpfe im Vorfeld überlegt, wie wir gemeinsam am Morgen und am Abend Liturgie feiern könnten. Dazu waren vor Beginn der Veranstaltung zwei Personen beauftragt, die während der Denkwerkstatt eingeladen haben, uns auf ihre vorgeschlagene Gestaltung der Liturgie einzulassen. Wenn nun aber – wie es in der E-Mail hieß – „der ‚Erfolg‘ unserer Veranstaltung an den beteiligten Personen hängt und an dem, was sie mitbringen und einbringen und wie sie miteinander ins ‚Geschäft‘ kommen“, dann konnte auch unsere Liturgie nur unsere Liturgie werden, wenn sich alle mit dem einbringen, was sie mitbringen, und so miteinander ins liturgische „Geschäft“ kommen. Da die Liturgien aber nicht das Thema der Denkwerkstatt waren, konnte es nicht ausbleiben, dass einigen die vorbereitete Weise der liturgischen Gestaltung nicht entsprach und sie deshalb folgerichtig wegblichen. Hätten wir auf unserer Tagung der Frage nachgehen wollen: „Liturgie hinter dem Horizont“, hätten wir uns in diesem Gruppensetting zunächst darauf verständigen müssen, wie wir als Gruppe Liturgie feiern wollen. Bevor wir uns dem Thema Liturgie „hinter“ dem Horizont hätten widmen können, hätten wir zunächst eine Liturgie „vor“ dem Horizont feiern müssen.

In diesem Zusammenhang wurde ein früherer Gedankengang in mir wieder wachgerufen. Wer nach Taizé geht, ist eingeladen, an den dortigen Liturgien teilzunehmen. Diese werden von den Gästen und Besuchern im Nachhinein oft als die wesentlichen Erfahrungsmomente von Taizé beschrieben. Ich fragte mich: Welches „Austauschsetting“ wird hier vorgefunden und worin liegen dessen Fruchtbarkeit und gleichzeitig seine Grenze? Entscheidend in Taizé ist die Brüdergemeinschaft als wesentliche Trärgemeinschaft. Sie hat sich geformt und

wird weiter geformt, weil Brüder sich zusammenfinden und sich je selbst entschieden haben, eine bestimmte Lebensweise zu pflegen und auf ihre eigene Weise Liturgie zu feiern. Sie sind die Träger der Liturgie. An diese Liturgie kann man als Gast andocken und sich auf sie einlassen. Wollte man sie verändern, müsste man der Trägergemeinschaft beitreten. Wenn die sogenannten Taizéfaher in ihre Heimatgemeinden zurückgekehrt sind, suchen sie oft danach, wie sie das in der Liturgie von Taizé Erlebte auch vor Ort umsetzen könnten. Wo dies gelingt, liegt es meist daran, dass sich an diesem Ort ebenfalls eine kleine Trägergemeinschaft zusammengefunden hat, an die sich ebenso wieder spontane Besucher und Gäste andocken können.

Neue Kontexte schaffen

Mein Erkenntnisgewinn aus den Tagen auf dem Odilienberg war: Es kommt weniger darauf an zu fragen, was hinter dem Horizont ist und wie wir dahin kommen könnten. Vielmehr kommt es darauf an, (neue) Kontexte zu schaffen, also Trägergemeinschaften aufzubauen, die Angebote machen und damit (neue) Horizonte eröffnen.

Aus meiner Zeit als Ausbildungsverantwortlicher für den Ständigen Diakonat in unserer Erzdiözese Freiburg ist mir wieder neu die damalige Erkenntnis in Erinnerung gekommen: Soll es einem Diakon mit Zivilberuf, d. h. einem ehrenamtlich tätigen Diakon mit einem beschränkten Zeitumfang gelingen, sein Diakonat zu leben, braucht er für sich ein definiertes „diakonisches Feld“. Das meint, dass ein Diakon in einem konkret umschriebenen Einsatzort sein Diakonat verwirklichen soll. Würde er alles und jedes annehmen und ausführen, ergäbe sich daraus nur schwerlich ein Profil als Diakon. Aus einem beschreibbaren Einsatzort ergibt sich sein Proprium: Diakon für die Kranken in der Gemeinde, Diakon in der örtlichen Tafel, Diakon für die Aussiedler, Diakon für ... Aus einem solchen konkreten diakonischen Kontext heraus, lässt sich weiter fragen: Wie sieht möglicherweise seine Pastoral „nach 2025“ aus?

Als Leiter einer Seelsorgeeinheit bewege ich mich selbstverständlich in ganz unterschiedlichen Kontexten zum Teil im gleichen Ort: kultur- und traditionsgeprägte Gottesdienstgemeinden; neue Gemeindeteams, in denen vorwiegend Er-

wachsene engagiert sind, die gerade nicht zu den eben genannten Gottesdienstgemeinden gehören; Wallfahrer an drei unterschiedlich geprägten und besuchten Orten ... Für jeden Kontext stellt sich die Frage nach der darin umgesetzten Pastoral hinter deren Horizont anders.

Auch kann man nicht einfach gelungene pastorale Konzepte aus anderen Kontexten übernehmen oder sie einfach nur anpassen wollen. Vor einigen Jahren waren wir mit einer kleinen diözesanen Gruppe zu einer Exposure-Reise nach Singapur aufgebrochen. Wir wollten mehr über die dortigen „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ erfahren und von ihnen lernen. Nicht nur eine Lehre hatte die Reise für mich gebracht. In diesem modernen Stadtstaat, der fast nur Hochhäuser kennt, gibt es etwa fünf Prozent Katholiken. Statistisch gibt es in einem Hochhaus mit vier Wohneinheiten auf fünfundzwanzig Stockwerken fünf Wohneinheiten, die von Katholiken bewohnt sind. Die Idee der Kleinen Christlichen Gemeinschaften war nun, in diesen hundert Wohneinheiten die Bewohner der fünf katholischen Wohneinheiten so miteinander zu vernetzen, dass sie in ihrem Hochhaus die ersten einer neuen Kleinen Christlichen Gemeinschaft werden können. Wir lernten also als ersten Schritt, dass man zunächst die vorhandenen Katholiken vernetzt, bevor man die anderen einlädt. Nun gibt es in unserer Seelsorgeeinheit rund fünfundsiebzig Prozent Katholiken. Wenn sich davon fünf Prozent zusammenschließen würden zu einer Kleinen Christlichen Gemeinschaft, würde diese schnell von den anderen als die Besonderen abgestempelt werden: „Wofür brauchen wir denn so etwas?“ Unser Freiburger Kontext ist immer noch ein volksgemeinschaftlicher, besser: der einer Großkirche. Diesem Kontext muss ich mich hier stellen. Ein solcher Kontext hat andere Fragen und kommt deshalb zu anderen Antworten.

Fazit

„Pastoral hinter dem Horizont“ heißt für jeden Kontext etwas anderes. Was pastoral gesehen „nach 2025“ kommt, kann nur für jeden einzelnen Kontext eigens beantwortet werden. Auch eine Expertengruppe wird folgerichtig immer nur für einen definierten Kontext eine Pastoral hinter dessen Horizont vorschlagen können. Wer demnach hinter den Horizont schauen will, muss den Kontext davor verstanden haben.

Mission (im) #neuland

Elaine Rudolphi

Der unbekannte Kontinent

Eine erste Beobachtung: „Das Internet ist für uns alle Neuland“ – so antwortete Bundeskanzlerin Angela Merkel im Juni 2013 bei der gemeinsamen Pressekonferenz mit Barack Obama auf eine Frage nach dem Überwachungsprogramm Prism. Im Netz sorgte Angela Merkels Satz für erhebliche Erheiterung. Der ZDF-Journalist Thomas Walde schrieb damals auf Twitter: „Wenn ich die ersten Kommentare auf Twitter richtig deute, hat Merkel mit dem #neuland gerade einen Klassiker geschaffen.“ Genau so war es: #neuland wurde ein Meme, wobei der Begriff „Meme“ für Internetinhalte steht, die in Form einer Bild-, Ton-, Text- oder Videodatei in sozialen Medien vielfach geteilt werden und sich „viral“, d. h. wie Viren mit großer Geschwindigkeit, verbreiten.

#neuland – mit diesem Meme teste ich bei Vorträgen oder Gesprächsrunden gerne, wie vertraut oder wie wichtig meinen Zuhörern¹ oder Gesprächspartnern die heutige Netzkultur ist. Oft ernte ich Schmunzeln oder wissendes Augenverdrehen, aber ebenso oft ist dieser kleine Witz, der es in alle großen Printmedien und die Tagesschau schaffte, immer noch zu „nerdig“, zu speziell, und ich blicke in ratlose Gesichter.

Und dennoch: In den letzten Jahrzehnten hat sich auch für uns ein neuer und hoch dynamischer Kontinent eröffnet: das „Netz“. Es reicht von statischen Webseiten über soziale Netzwerke bis hin zu Messengern, von Augmented-Reality-Anwendungen, algorithmenbasierten Inhalten und Big-Data-Analysen hin zu beginnender künstlicher Intelligenz, ohne dass man davon ausgehen dürfte, das Ende der Entwicklung wäre schon erreicht.

¹ Mir ist bewusst, dass inklusive Sprache wünschenswert ist, der Lesbarkeit halber habe ich mich dennoch für das generische Maskulinum entschieden.

Eine zweite Beobachtung: Im selben Jahr 2013, am Gründonnerstag, hatte Papst Franziskus bei einer Messe im Petersdom die Priester der katholischen Kirche aufgerufen, sich vertieft mit dem Alltag der Gläubigen vertraut zu machen. Die Aufforderung lautete, Geistliche müssten sich als Hirten mitten unter die Herde mischen und den „Geruch der Schafe“ annehmen. Andernfalls drohten sie zu „traurigen Priestern“ zu werden, die den Kontakt zu den Menschen verloren hätten. Ich meine, diese Aufforderung gilt auch den Nicht-Geistlichen, wenn ihnen die Weitergabe des Evangeliums ein Anliegen ist, und sie gilt ebenso im Blick auf den „Geruch des #neulands“, das für einen wachsenden Teil der Menschen in unserer Gesellschaft untrennbar zu ihrem Alltag gehört.

Missionarische Entdeckerfreude

Am Ende des 15. Jahrhunderts, an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, war die Eroberung von neuen Kontinenten angesagt. Die Entdeckung unbekannter Welten – und neuer Wege dahin – löste einen ungeahnten Missionseifer aus: Nord- und Südamerika, Indien, China und Japan wurden Ziele – in ökonomischer und in religiöser Hinsicht. Während Staaten primär an Territorium und (Boden-)schätzen interessiert waren, ging es der Kirche – und hier vor allem den Orden – um die Verbreitung der Frohen Botschaft. Früher sagte man: Es ging um die Rettung von Seelen.

Als von der jesuitischen Spiritualität Infizierte weiß ich, dass es bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts für viele Jesuiten das große Ziel war, in die Mission geschickt zu werden. Ja, es waren sogar zu viele, die zu den fernen Kontinenten wollten, man musste sie bremsen, und manch missionarische Karriere ist damals wohl gestoppt worden.

Mit der Wende zum 21. Jahrhundert steht eine ähnlich große neue Welt für Entdeckungen offen: der Kontinent „Netz“. Zu diesem #neuland aber, so will es mir scheinen, verhält sich im Moment die Kirche in unseren Breiten oft genau umgekehrt: Dieses #neuland wird skeptisch bis misstrauisch beäugt und im Zweifel entscheiden sich Einzelne, Pfarreien, Bistümer und Orden eher für „Das brauchen wir nicht“ oder „Damit wollen wir nichts zu tun haben“. Wobei vielleicht die stille Hoffnung mitschwingt, dieses unkontrollierbare und unberechenbare #neuland würde irgendwann wieder verschwinden. Ich bin überzeugt: Das wird

nicht passieren. Mein Wunsch wäre: Entdeckerfreude und – ganz altmodisch – Seeleneifer mögen uns bewegen, diesen Kontinent als Glaubende und Verkündende zu erforschen und zu besiedeln. Ohne Berührungsgängste.

Haltungen im #neuland?

Mir stellt sich daher die Frage: Was braucht es, um im #neuland in guter Weise missionarisch wirken zu können? Ich denke, wir brauchen dafür einen Perspektivwechsel. Mission, die die Autonomie des Einzelnen zu achten wünscht, geht davon aus, dass Gott längst im #neuland und bei den Menschen, die es gestalten, da ist. Sie sieht die Einzelnen als Partner in der gemeinsamen Gottessuche; nicht als bloße Empfänger, sondern als Mitwirkende (vgl. Werle 2014).

Ich sehe vier Haltungen, die die Weitergabe der Frohen Botschaft im #neuland beflügeln können.

Auf Facebook landete vor nicht allzu langer Zeit eine kleine Geschichte vor meinen Augen, deren Verfasser bzw. Urheber ich nicht kenne:

In einer brasilianischen Gemeinde von Fischern stellte jemand die Frage: „Warum suchte Jesus einen Fischer wie Petrus aus, um ihm die Leitung der Kirche anzuvertrauen?“

Die Antwort: „Wer sich zu Land bewegt, baut eine Straße und asphaltiert sie. Dann wird er immer wieder diesen Weg benutzen. Ein Fischer aber sucht die Fische dort, wo sie sind. Deshalb sucht er jeden Tag einen neuen Weg. Ihm kommt es darauf an, die Fische ausfindig zu machen. Es kann ja sein, dass der Weg von gestern nicht zu den Fischen von heute führt.“

Der ungewohnteste Aspekt – und auch die steilste Herausforderung – dieser Wasser-Wege im #neuland ist wohl, dass Kommunikation nicht mehr nach dem Prinzip der Einbahnstraße, also von oben nach unten, funktioniert. Bislang kamen Menschen – vor allem, aber natürlich nicht ausschließlich, bei Kirche – meist als Empfänger von Kommunikation vor, nicht als Sender und Produzenten. Dies hat sich mit dem #neuland grundlegend gewandelt. Jede und jeder kann Produzent werden, vom simplen Like unter einem Beitrag über den eigenen Blog bis hin zum selbstproduzierten Video.

Die erste hilfreiche, ja notwendige Haltung wäre in meinen Augen also die *Rückkanalfähigkeit*. Darunter verstehe ich die Kompetenz, unmittelbar Rückmeldungen wahrzunehmen, positive wie negative, von ihnen zu lernen und sie in die eigene Reaktion erkennbar aufzunehmen. Dabei gilt es, den Verlust von Kontrolle zu akzeptieren, vielleicht sogar genießen können. Weiß ich denn, ob der andere nicht vielleicht eine viel bessere Idee hat, auf die ich selbst nie käme?

Eine zweite Haltung könnte die mit Mut gepaarte *Neugier*, ja sogar die Risikobereitschaft sein. Wir haben dafür ein neutestamentliches Vorbild: Paulus. Er widmete erst einmal drei Jahre seiner Mission seinem „Neuland“ bei den Heiden, bevor er sich bei Petrus in Jerusalem rückversicherte (Gal 1,15–18). Ohne Experimentierfreude, Neugier und „einfach mal machen“ wird es meiner Meinung nach schwer, im #neuland Fuß zu fassen und sich zu inkulturieren.

Eine dritte hilfreiche Haltung wäre *Flexibilität*, denn das #neuland verändert sich ständig. Ich reise gut auf diesem neuen Kontinent, wenn ich mit leichtem Gepäck unterwegs bin und erst einmal den „Ewigkeitsaspekt“ verabschiede. Nur weil ein Projekt nicht gleich „für alle Ewigkeit“ konzipiert wird, ist es deswegen nicht schlecht oder weniger wert.

Hierhin gehört auch das wache Gespür dafür, dass sich Kommunikation im Netz in weiten Teilen von der sprachlichen auf die visuelle Information, von den Wörtern auf die Bilder verlagert hat. Information kommt verpackt in Geschichten, Beziehung kommt verpackt in Geschichten daher – und das führt in direkter Linie zu dem, der uns den Auftrag gab, die Frohe Botschaft zu verkünden bis an die Enden der Erde (und des Netzes): zu Jesus Christus und seiner Weise, Beziehung zu stiften und das Reich Gottes zu „bebildern“.

Die vierte und letzte Haltung würde ich mit dem Begriff *Umsicht* umschreiben. Bei jeder Expedition ins Unbekannte werde ich dafür sorgen, dass Mut nicht in Waghalsigkeit umschlägt. Im Blick auf das #neuland heißt dies, dass ich mir über mögliche ethische Hintergründe meines Engagements klarwerde (und dazu gehören dann Grundkenntnisse sowohl juristischer wie technologischer Art). Dazu gehört auch, dass ich für meine Angebote Qualitätssicherung betreibe und die Fremdperspektive als Korrektiv zulasse.

Ich bin überzeugt, *Mission (im) #neuland* braucht Glaubende, die sowohl von der Botschaft Jesu als auch von dem „Vehikel Kirche“ als dem Ort der Verankerung in glaubwürdiger Weise durchdrungen sind. Es braucht zudem eine unbändige, experimentierfreudige Lust, die Botschaft von der Erlösung den Menschen in diesem #neuland weiterzugeben. In der Sprache und den Bildern dieses Kontinents: Inkulturation „at its best“ sozusagen. Mission (im) #neuland ist dann nicht mehr der Sauerteig, der unter einen Bottich Mehl gemischt wird, sondern eine Video-Botschaft, die bei YouTube viral geht.

Und weiter?

Das #neuland bewegt uns (hoffentlich!) und bleibt bewegend. Möglicherweise ist die Druckerschwärze oder das PDF, das meine Gedanken transportiert hat, bereits veraltet. Immer wieder kann man etwas Neues finden. Meine aktuellen Fundstücke zum #neuland finden Sie auf der Webseite www.mission-neuland.de.

Und für Ihre eigenen Gehversuche im #neuland: Courage – die Frohe Botschaft will genau dort verkündet werden!

Literatur:

Werle, Bernd, Heute Mission verstehen, 2014, weltkirche.katholisch.de/Themen/Mission/Heute-Mission-verstehen.

Migranten – Rückgrat der Pastoral von morgen

Brigitta Sassin

Einleitung: Unser Standort heute

Seit einigen Jahren scheint nichts mehr zu sein wie früher. Im Sommer 2015 kamen Hunderte, Tausende, Hunderttausende von Flüchtlingen nach Deutschland. Sie kamen zu Fuß, mit dem Zug, mit Autos und Bussen. Viele wollten weiter in den Norden Richtung Dänemark und Schweden. Die Mehrheit kam in Deutschland an, um zu bleiben. Deutschland – ein Einwanderungsland. Seitdem wird in Staat und Gesellschaft diskutiert und gerungen, welche Auswirkungen die Globalisierung und die Zuwanderung für Deutschland haben. Für jene, die legal bleiben dürfen: Wie kann kulturelle Integration gelingen? Ab wann sind die im Ausland geborenen deutsch? Mit Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft? Wie kann oder muss sogar sich Identität wandeln und wachsen, dass Zugewanderte sich selbst als Deutsche fühlen und wir, die wir uns als Einheimische betrachten, die Zugewanderten als zugehörig betrachten?

Diese Fragen stellen sich auch für die katholische Kirche in Deutschland. Ab wann gehören die katholischen Zugewanderten wirklich zur Kirche in Deutschland? Wie lässt sich das polarisierende Unterscheiden in „wir“ und „sie“ überwinden? Katholische Zugewanderte können kirchliche Zugehörigkeit in zweifacher Hinsicht erfahren: zum einen in eigenen Sprachgemeinden, zum anderen in den deutschsprachigen Territorialpfarreien ihres Wohnortes. Diese zweifache Möglichkeit ist nicht in allen deutschen Bistümern und sicher nicht für jede noch so kleine Sprachgruppe möglich. Dieser Essay reflektiert die Erfahrungen aus dem Bistum Limburg, wo es derzeit 33 Sprachgemeinden gibt, die unterschiedlich groß sind und sich auch in der Zusammensetzung ihrer Mitglieder und im pastoralen Angebot sehr unterscheiden. Gleichzeitig gilt, dass in jeder Territorialpfarreie im Bistum Limburg (auch denen in den ländlichen Gebieten) mindestens 20 verschiedene Nationalitäten im Melderegister auftauchen. Man sollte meinen, Migration sei in allen gesellschaftlichen und kirchlichen Bezügen eine

Selbstverständlichkeit geworden. Weit gefehlt! Die Tagung „Pastoral hinter dem Horizont“ im Juni 2017 beginnt für mich mit einer tiefen Irritation: Alle Anwesenden sind weiß, Europäer. Die wenigen Schweizer und Österreicher gelten als Ausländer, Garanten vermeintlicher Internationalität. So erscheinen mir der Beginn der Tagung und das erste Zusammentreffen mit der Tagungsgruppe als schmerzliche Bewusstwerdung: Eine Gruppe ohne „echte Migranten“ ist eher hinter dem Mond als in der Lage, sich über eine Pastoral der Zukunft zu verständigen! In den ersten Gesprächen und im Tagungsverlauf wird Migration nicht mal zum Randthema, Migranten werden erwähnt als Objekte der Diakonie (darum kümmert sich doch die Flüchtlingsseelsorge). Doch wie sind sie relevante Subjekte einer Kirche von morgen? Dies wird dieser Essay aufzeigen und beleuchten.

Die Realität der Großstadt Frankfurt

Frankfurt, Stadt im Herzen von Deutschland, gilt mit 736.000 Menschen im Vergleich zu Berlin, Hamburg, Köln oder München als eine kleine Metropole. Schaut man aber auf das Umland, das Rhein-Main-Gebiet, dann zählen über zwei Millionen Menschen dazu. In Frankfurt leben Menschen aus über 180 Nationen. Nach der letzten Statistik (Stadt Frankfurt am Main 2017a; dies. 2017b) beträgt der Anteil der Ausländer 29,1 %. Weitere 21 % der Frankfurter Bevölkerung haben einen sogenannten Migrationshintergrund. Das bedeutet: Für 50,1 % der Frankfurter Bevölkerung ist Migration ein existentielles Thema, entweder direkt in der eigenen Biografie oder in ihrer engeren Familie. Auch die Kirche in Frankfurt ist Teil dieser Realität: Mindestens ein Drittel aller Katholiken sind Migranten. Die Ungenauigkeiten unserer kirchlichen Datenerhebung lassen die reale Zahl vermutlich deutlich höher ausfallen. Die Zahl der katholischen Migranten wächst, denn sie sind jünger als die deutschen Katholiken, und auch im allgemeinen Bevölkerungszuzug sind es die Migranten, die in großen Zahlen nach Frankfurt ziehen. Seit Ende des II. Weltkriegs wurden Sprachgemeinden gegründet: Für die ehemaligen Zwangsarbeiter, die als *displaced persons* in Deutschland blieben, entstanden die (griechisch-katholische) Ukrainische Gemeinde und die Polnische Katholische Gemeinde. Alle weiteren großen Einwanderungsbewegungen von Katholiken wurden mit der Gründung von sogenannten Missio-

nen, jetzt sagt man „Sprachgemeinden“ beantwortet: Gastarbeiter aus dem südlichen Europa, Studenten aus allen Ländern und Kontinenten, Krankenschwestern und andere Facharbeiter, aber auch Asylbewerber, für die Deutschland sichere Heimat wurde. So gibt es jetzt (2017) in Frankfurt 23 Sprachgemeinden, äthiopische katholische Flüchtlinge haben eine weitere Gruppe gebildet, die allerdings (noch) keinen Gemeindestatus hat. Gleichzeitig gibt es viele gläubige Migranten, die gerne in die deutschsprachige Gemeinde vor Ort gehen. Kritisch wurde in den letzten Jahrzehnten diese große Vielfalt der Sprachgemeinden von deutschsprachigen Entscheidungsträgern diskutiert. Was den einen als Reichtum und sicherer Bezug zum Glauben ihrer Herkunftsdiözesen erscheint, ist anderen ein Ärgernis. Warum sollen Kinder ausgerechnet in der muttersprachlichen Gemeinde die Sprache ihrer Eltern lernen? Sollte man nicht froh darüber sein, dass sich die nächste Generation gut integriert (assimiliert?) hat? Welchen Wert hat das Nebeneinander von so viel Vielfalt? Bluten die deutschsprachigen Gemeinden aus, wenn gerade die jungen Katholiken, die überwiegend Migrationshintergrund haben, in die Sprachgemeinden ihrer Eltern gehen? Schließlich: Wie kann eine Territorialpfarrei sich hin zu einer deutschsprachigen internationalen Pfarrei wandeln, in der Menschen aller Herkunftssprachen sich zugehörig und angenommen fühlen?

Die Nachbargemeinden Maria Hilf und St. Gallus im Frankfurter Bahnhofsviertel leben seit fast vier Jahrzehnten dieses Bemühen. Katholiken aus 60 bis 80 Nationalitäten leben im Stadtteil, darüber hinaus noch viele Migranten anderer Religionen. Der Anfang des Transformationsprozesses von der deutschen zur deutschsprachigen internationalen Pfarrei gelang, weil ein Italiener als pastoraler Mitarbeiter neu ins Team kam und seine Fragen und Einsichten das gesamte Pastoralteam veränderten. Auch der damalige deutsche Pfarrer brachte große interkulturelle Sensibilität mit, weil er über lange Jahre in Brasilien gelebt und eine Gemeinde geleitet hatte. Konsequenter wurden damals diakonische Angebote ausgebaut – für alle im Stadtteil, unabhängig vom Bekenntnis oder der Muttersprache. Über ein umfangreiches Angebot an Nachhilfe für Kinder und Jugendliche aus wirtschaftlich schwächeren Familien wuchsen Beziehungen – auch zu den Eltern. Die Gemeinde wurde im Stadtteil relevant. Dieser Wandel ist bis heute gültig. In der Liturgie wird regelmäßig (aber nicht immer) das Evangelium

zusätzlich in einer weiteren Sprache vorgetragen. In Verkündigung und Fürbitte ist die Realität der Welt gegenwärtig. Mittlerweile ist das Hilfenetzwerk ein neuer Fokus: Migranten engagieren sich – gegen eine kleine Vergütung – als Helfer für meist ältere Deutsche, die der Hilfe bedürfen. So entstehen neue Beziehungen, die ein tragfähiges Miteinander im Stadtteil prägen. Weiterhin sind die pastoralen Mitarbeiter im Präventionsrat des Stadtteils aktiv, wo das Miteinander der unterschiedlichen religiösen Gemeinden eine wichtige Komponente ist. Wer durch den Stadtteil kommt, sieht derzeit vor allen Kirchen und Moscheegemeinden ein Banner hängen: „Gesegnet sind Menschen, die Frieden stiften!“

Zusammenfassend erkenne ich aus der Realität in Frankfurt drei Herausforderungen für eine „Pastoral hinter dem Horizont“:

- Migranten sind ein stetig wachsender Teil der katholischen Kirche. Sie leben in allen Pfarreien. Durch die Migranten wird die Realität anderer Ortskirchen spürbar mit ihrer je eigenen Kirchengeschichte, mit anderen Frömmigkeitsformen, eigenen Ortsheiligen und auch mit einer bislang ungekannten Vielfalt an Riten. Wie können wir in Deutschland diese Vielfalt und Einheit katholischer Weltkirche leben?
- Migranten vergrößern auch die Präsenz der orthodoxen und orientalischen Christen in Deutschland. Sie bilden neue eigene Gemeinden und suchen nach Räumen, in denen sie ihre Liturgie feiern und sich als Gemeinschaft treffen können. Die steigenden Anfragen nach gemeinsamer Nutzung von Kirchenräumen stellen die evangelischen und katholischen Ortsgemeinden vor eine neue Herausforderung. Wie können wir in Deutschland Ökumene neu leben und gemeinsam mit orientalischen und orthodoxen Christen Zeugen der Auferstehung sein?
- Migranten glauben anders und finden Gott auch in nichtchristlichen Religionsgemeinschaften. Mit dem Buchtitel von Felix Körner „Kirche im Angesicht des Islam“ benenne ich eine dritte Herausforderung: Angesichts der großen Zahl von Muslimen in Deutschland, einer wachsenden Zahl von auch im Stadtbild erkennbaren Moscheegemeinden und des polarisierten gesellschaftlichen Diskurses entsteht eine neue Dringlichkeit von interreligiösem Dialog, der in Begegnung und Beziehung zwischen Menschen und Gruppen

besteht. Kann unsere Dialogarbeit neue Zugehörigkeit eröffnen, dort wo Verfassungsschutz und gesellschaftlicher Diskurs Türen verschließen? Wie kann der gemeinsame Glauben an den Schöpfer zu einem Friedenspotential für die Gesellschaft werden?

Rückgrat der Kirche von morgen

Pastoral hinter dem Horizont ist Kirche im Einwanderungsland Deutschland. Was heißt das geistlich, für die Seelsorge und für die Gemeindebildung? Der provozierende Titel des Essays, den ich einem Gespräch bei der Tagung mit Lissy Eichert verdanke, führt zurück zu dem biblischen Bild von Christus als Haupt und der Kirche als Leib (vgl. Eph 4,15 f.: „Er, Christus, ist das Haupt. Durch ihn wird der ganze Leib zusammengefügt und gefestigt in jedem einzelnen Gelenk. Jedes trägt mit der Kraft, die ihm zugemessen ist. So wächst der Leib und wird in Liebe aufgebaut.“; vgl. auch 1 Kor 12,12 ff.; Eph 1,22). Drei Aspekte:

Das Rückgrat im Körper ist verborgen, dem Blick oft entzogen und hilft, dass wir aufrecht gehen. So können Migranten Rückgrat einer Pastoral von morgen sein, denn ihr treues Festhalten an der Taufe richtet sie auf und ist ihnen und uns Kraft. Glauben in Zeiten der Globalisierung heißt: Menschen aus vielen unterschiedlichen Ortskirchen leben zusammen Kirche vor Ort. Dieses Potential ist noch lange nicht ausgeschöpft. Das biblische Wort verweist uns zweitens auch auf ein neues Miteinander als Gemeinschaft der Glaubenden: Das Rückgrat ist verbunden mit dem Kopf, mit den Armen und Händen, dem Rumpf, den Beinen und Füßen. Wenn der Rücken schmerzt, leidet der gesamte Körper. Was für Deutsche Weltpolitik ist, erscheint Migranten wie Lokalpolitik ihrer Herkunftsregionen, mit denen sie über ihre Verwandten und Bekannten weiterhin verbunden sind. Wie können „Freude und Hoffnung, Leiden und Sorgen“ der Migranten zu Belangen der gesamten Ortskirche in Deutschland werden? Drittens erweist das Rückgrat auch einen unschätzbaren und dennoch diskreten Dienst für den gesamten Körper. Was ist das Einzigartige, das Glaubende mit einer Migrationsbiografie einbringen können? Wenn Migration nicht mehr nur biografischer Bruch und Abbruch von der Herkunftskultur ist, sondern als Glaubenserfahrung eines „Gottes, der mit uns auf allen Wegen mitgeht“, gedeutet werden kann,

dann wird die Anwesenheit der Migranten in Deutschland zu einem Schatz, einer Ressource für eine Pastoral hinter dem Horizont.

Aus der Erfahrung von Migration in Frankfurt schlage ich folgende Transformationswege für eine Pastoral hinter dem Horizont vor:

- Seelsorge begleitet Menschen im Fragen nach ihrer Identität. Wer bin ich und wie verändere ich mich nach der Migration? Wer ist Gott für mich, für uns in Deutschland? Migration kann Menschen verunsichern, destabilisieren und verwundbarer machen. Daher hat Seelsorge als Sorge für die Seele einen wichtigen Platz und beinhaltet die wache Sorge für die seelische (das heißt psychische) Gesundheit. Eine gute Vernetzung zu Fachleuten aus Psychiatrie und Psychotherapie ist dabei selbstverständlich. Integration ist ein psychischer Prozess, der von Gemeinden gestützt und begleitet werden kann. So können Menschen im Licht des Glaubens eine neue Kohärenz für ihre Lebensgeschichte finden.
- Kirchliche Leitung (egal auf welcher Ebene) spiegelt die Anforderungen einer sich globalisierenden Welt, wenn Seelsorger und Seelsorgerinnen zu Agenten der Vernetzung werden. Dort, wo Netzwerke bislang monokulturell aufgebaut wurden, verändern Diversität von Sprachen und Kulturen auch die Reichweite von Netzwerken um neue Dimensionen. Der gleichzeitige Einsatz von Priestern und pastoralen Mitarbeitern in Sprachgemeinden und deutschsprachigen Pfarreien kann (muss aber nicht) Brücken bauen. Die doppelte kulturelle Zugehörigkeit von Leitungspersonen hat eine Vorbildfunktion. Die kulturelle und muttersprachliche Diversität von pastoralen Teams erweitert den Horizont, heilt blinde Flecken und gibt der neuen Ausrichtung größere Glaubwürdigkeit.
- Was seit der Würzburger Synode in Deutschland selbstverständliche Gremienarbeit und Weg zu gemeinsamen Entscheidungen geworden ist, findet sich in anderen Ländern und Kontinenten nicht so ausgeprägt oder gar nicht. Wie und von wem werden dort Entscheidungen getroffen? Welche Beratungswege sind bekannt? Wie kann Partizipation, aktives und passives Wahlrecht zum Wert werden, wenn Menschen aus der traumatischen Erfahrung einer Diktatur kommen? Die Wege zu gemeinsamen Entscheidungen bedürfen neuer Aufmerksamkeit, damit wirklich *syn-odos*, gemeinsamer Weg, entsteht.

- Der wache Blick für andere Frömmigkeitsformen von Migranten kann zu neuer Lebendigkeit im Glauben, zu Kreativität und Innigkeit führen. Neue Liturgieformate (wie z. B. der Kreuzweg der Welt in der Frankfurter Liebfrauen-Gemeinde) bereichern auch all jene, die in Deutschland schon immer zu Hause waren. Sprachgemeinden kennen eine Vielzahl von Aufgaben, die Partizipation ermöglichen: Die Liederbücher werden persönlich in die Hand übergeben, leere Sitze werden gezeigt, Prozessionen innerhalb der Eucharistiefeier bringen Bewegung in die Gemeinde, Menschen, die erstmals zum Gottesdienst gekommen sind, werden mit einem Lied begrüßt und zum gemeinsamen Kirchenkaffee eingeladen. So kann Liturgie zu einer wohltuenden Erfahrung von Gemeinschaft im Glauben werden.
- Dort, wo Kirchräume geteilt und vermietet werden, kann eine neue Form von christlicher Geschwisterlichkeit und Ökumene eingeübt werden. Dabei ist die gegenseitige Anerkennung der Taufe zentral. Dieses neue Miteinander zweier Gemeinden unterschiedlicher Konfessionen, zwischen katholischen Vermietern und orthodoxen oder orientalischen Mietern, ist durchaus (für beide Seiten) anstrengend und birgt langfristig unentdecktes Potential für die Ökumene.
- Die schwierigen Fragen der zweiten Generation brauchen eine sich erneuernde Familienpastoral. Kinder und Jugendliche der zweiten Generation stehen zwischen der Herkunftskultur der Eltern und einer deutschsprachigen Kultur in ihrem Alltag von Schule, Sportverein, Freunden und Ausbildung. Welche Orte des „Dazwischen“ kann Gemeinde zulassen und begleiten? Seelsorge wird zur Begleitung von Familien, bei der Fremdheit und Befremdung wahrgenommen werden kann, und Wege der Entfremdung möglich werden. Diese vertrauensvollen Beziehungen helfen dabei, dass Diversität zugelassen und sogar gefördert werden kann.
- Auch die kirchliche Gesprächskultur kann sich verändern: Viele Deutsche haben eine gewisse Zeit im Ausland gelebt – ohne diese Erfahrung als wichtig für ihren Glauben oder ihre Pfarrei zu erkennen. Wie fühlt sich Fremdheit an für Deutsche, die im Ausland gelebt haben? Was hat geholfen, den Kulturschock zu überwinden und anzukommen in der fremden, neuen Heimat? Dem Wirtschaftsmanager in Hongkong, dem Au-pair-Mädchen in Amerika

oder dem Banker in Tokio? Wie können diese Lebenserfahrungen zu einer wichtigen Kompetenz für die Kirche in Deutschland werden?

Provokant klingt der Titel „Migranten – Rückgrat der Pastoral von morgen“; vielleicht wird diese zunächst fremde Sicht Wirklichkeit – dann wäre Kirche relevant, Zeichen einer Glaubensgemeinschaft in einer sich immer mehr globalisierenden Welt. So verstanden leuchtet Pastoral hinter dem Horizont schon heute in Frankfurt auf.

Literatur:

Stadt Frankfurt am Main (Hg.), Bürgeramt, Statistik und Wahlen, Das Wachstum hält an: die Frankfurter Bevölkerung am 30. Juni 2017, in: frankfurt statistik.aktuell 16/2017, www.frankfurt.de/sixcms/media.php/678/16_Bev%C3%B6lkerung_Halbjahr2017.pdf.

Stadt Frankfurt am Main (Hg.), Bürgeramt, Statistik und Wahlen, Ausländische Einwohnerinnen und Einwohner in Frankfurt am Main – Veränderung im ersten Halbjahr 2017, in: frankfurt statistik.aktuell 17/2017, www.frankfurt.de/sixcms/media.php/678/17_Ausl%C3%A4nder_Halbjahr2017.pdf.

Die Arbeit mit Gefangenen als Exempel für Kirche als Betroffenenbewegung

Angelika Lang

Einleitung

In Zeiten, in denen Terroranschläge unsere Welt scheinbar so unsicher machen und diese Form von Kriminalität in aller Munde ist, beschäftigt sich dennoch kaum jemand mit Randgruppen. Es gibt ein allgemeines Interesse, das da anfängt, wo Menschen geängstigt werden oder zu Schaden kommen, das aber nicht die möglichen Gründe für diese Entwicklung hinterfragt. Man überlässt das Problem den Professionellen und Wissenschaftlern, die eigentlich nur herausfinden sollen, was getan werden kann, damit wir alle besser geschützt sind, ohne dass wir selbst etwas damit zu tun haben wollen. Im Fall Dschaber al-Bakr, der sich in der JVA Leipzig suizidierte, nahm dieses Interesse menschenverachtende Züge an. In den öffentlichen Debatten ging es ausschließlich darum, dass dieser Terrorverdächtige hätte nützliche Informationen liefern können. Es schien niemanden zu interessieren, dass hier ein junger Mensch, der noch sein ganzes Leben vor sich gehabt hätte, entschied, es zu beenden.

Das Lebensthema, das ich mir gewählt habe, mich für „Randgruppen“ und insbesondere Menschen zu engagieren, die eine Haftstrafe verbüß(t)en, spielt auch kirchlich nur eine geringe Rolle und ist eine „Randerscheinung“. Je nachdem, in welchen Kreisen ich mich befinde, erlebe ich mich selbst mitunter am Rand, ohnmächtig und nicht mehr sprachfähig.

Durch Papst Franziskus, der das Anliegen der Armen nicht an seinen „Hilfsreferenten“ delegierte, sondern es zur „Chefsache“ erklärte, und der es sich nicht nehmen lässt, selbst in Gefängnisse, Einrichtungen für Drogenabhängige, Slums und soziale Brennpunkte zu gehen, flackert das Thema immer wieder mal auf.

Kriminalität ist nicht nur ein individuelles, sondern vor allem ein gesellschaftliches Problem. Nährboden für kriminelles Handeln sind soziales Unrecht, ungleiche Chancen, Stigmatisierung und Ausgrenzung. Die staatlichen Organe versagen hier regelmäßig. Wäre es nicht beeindruckend, wenn gerade die Kirche „Wege und Lösungen“ anbieten könnte? Würde es nicht auch die Möglichkeit bieten, dass Menschen und gesellschaftliche Instanzen hellhörig werden, dass Glaube und Kirche als gesellschaftsrelevant wahrgenommen werden?

„Pastoral hinter dem Horizont“ war nun der Titel der Denkwerkstatt auf dem Mont Sainte Odile. Die Liste der Eingeladenen versprach ein interessantes Treffen zu werden. Ich fühlte mich angesprochen, mich mit anderen über „eine Kirche hinter dem Horizont“ auszutauschen. Mein Anliegen war es darüber nachzudenken, wie es gelingen kann, dass die Menschen (Strafgefangene), die mir am Herzen liegen, in der Kirche vorkommen; wie es gelingen kann, Strukturen zu schaffen, damit ihre Berufungen – die es sehr wohl gibt – von der Kirche empfangen werden können. Und ich wollte Brücken bauen zwischen Knast und Kirche, Brücken auf Augenhöhe, bei denen Straftäter nicht nur (Almosen-)Empfangende sind, sondern ihre Gaben einbringen können. Brücken, bei denen ich selbst nicht nur als „Bittende“ wahrgenommen werde, die wieder und wieder aufs Tablett bringt, dass man sich doch ihrem erwählten Personenkreis mehr zuwenden müsste, sondern meine Erfahrungen mit Randgruppen vielleicht auch als Prinzipien für die Kirche nutzbar gemacht werden könnten.

Die Magdalenas und Levis von heute

Es gibt sie, die Magdalenas und Levis von heute. In einer von „SET-FREE – Das Netzwerk für Gefangene“ aufgebauten Gefängnisarbeit in der JVA Straubing sind mehrere Gefangene (i. d. R. zwischen 8 und 12 Personen) mitverantwortlich für die Gruppenarbeit. Sie führen selbständig Kleingruppentreffen auf ihren Abteilungen durch, motivieren Mitinhaftierte zur Teilnahme an den Gruppen, gestalten Impulse für die offene Gruppenarbeit und bringen sich bei Gottesdiensten aktiv mit ein. Sie beten für die Anstaltsleitung, für Bedienstete und andere Gefangene. Gemeinsam bilden sie so etwas wie „Kerngemeinde“ im Gefängnis. Wenn sogenannte Schwerverbrecher, wie sie in der JVA Straubing inhaftiert sind, aufbrechen, sich auf Gott einlassen und ihre Gaben entdecken, und darin

sichtbar wird, wie aus Straftätern Täter der Liebe werden, dann wird darin etwas von Auferstehung erfahrbar. Im Gefängnis können sie ihre Berufung leben. Ihr Selbstwert wird gestärkt, weil sie handlungsfähig werden und anderen Menschen etwas zu geben haben. In der Kerngemeinde im Gefängnis haben sie geistlich und menschlich Heimat gefunden. Sie werden gebraucht und geachtet und unterstützen sich gegenseitig.

Spätestens zwei Jahre nach der Entlassung ist dann von Berufung nur noch wenig zu spüren, der tägliche Überlebenskampf hat alles verschlungen und die Ausgrenzung der Gesellschaft den Selbstwert wieder zunichtegemacht. Nur ganz wenige halten dem stand und können auch nach der Entlassung etwas von Berufung leben. Ihr Potential verkümmert, weil es keinen Raum bekommt und nicht weiter gefördert wird. In der Kirche, in der es scheinbar an Berufungen mangelt, gibt es doch keinen wirklichen Platz für ihre Berufung. Muss Kirche da nicht hellhörig werden? Sind es nicht von Gott geschenkte Berufungen? Müssen wir nicht Räume schaffen, damit diese Berufungen Raum bekommen?

Ja, es stimmt: Sie bleiben meistens unbequem, so unbequem wie das Leben, das sie hinter sich haben. Vielleicht sind diese „Unbequemen“ aber auch ein Geschenk Gottes? Hat Gott selbst nicht auch einen unbequemen Weg für sein Erlösungswerk gewählt? Die Gaben, die Straftäter einzubringen haben, sind Ehrlichkeit und Echtheit. Sie sind diejenigen, deren „böse Taten“ vor Gericht und im Gefängnis immer wieder schonungslos aufs Tablett kamen. In der gleichen Schonungslosigkeit sprechen auch sie Dinge an, die sie bei anderen nicht in Ordnung finden. Und sie reden über ihre Veränderung, was Gott für sie getan hat, wie sie mit ihm leben, manchmal so, als würde er persönlich neben ihnen stehen. All das erregt immer wieder Anstoß. Es könnte die Kirche aber auch bereichern.

Berufung fördern statt Almosen geben

Das zuvor beschriebene Engagement von Gefangenen aufrechtzuerhalten, ist nicht immer leicht. Im Gefängnis braucht verantwortliche Mitarbeit einen Rahmen, weil andernfalls die Gefahr besteht, dass Gefangene die Vorteile einer Beteiligung an Verantwortung für eigene Zwecke missbrauchen bzw. Macht über andere ausüben. Immer wieder werden diese Regeln aber auch von einzelnen

Gefangenen und mitunter auch von Ehrenamtlichen aufgeweicht. Die Versorgungsmentalität sitzt bei allen tief.

In einer Reihe von außergewöhnlichen Projekten für schwererziehbare Jugendliche oder Straftäter wird ein Dualismus von Forderung und Achtung als Schlüssel „für den Erfolg“ betrachtet. Der Pädagoge Friedemann Lüpke beschreibt beispielsweise, wie in den Gorki-Kolonien für verwahrloste und kriminelle Jugendliche des Erziehers Makarenko, die sehr stark auf Selbstverwaltung aufgebaut waren, Anspruch und Achtung miteinander verschmelzen und die Forderung an die Jugendlichen zugleich die Achtung und das Vertrauen in die Fähigkeiten der Jugendlichen darstellt (vgl. Lüpke 2004).

Als Nichttheologin würde ich die Botschaft des Evangeliums ähnlich charakterisieren. Jesus lädt uns nicht zu einem „Kuschelclub“ ein, sondern fordert bis an die Grenzen des Machbaren heraus:

- *Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig. (Mt 10,37)*
- *Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig. (Mt 10,38)*
- *Wer sein Leben retten will, wird es verlieren, wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen. (Mt 10,39)*
- *Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet. (Mt 5,44)*

Partizipation an Verantwortung schließt mit ein, dass Verantwortlichkeit bewusstgemacht und eingefordert wird. Betrachtet man die vorgestellten Textpassagen aus dem Evangelium, so scheint es, dass die Pädagogik Jesu sich sehr ähnlich darstellt. Er stellt sehr hohe Anforderungen an diejenigen, die ihm nachfolgen und Berufung leben (wollen). Gleichzeitig bietet er an, mit IHM zusammen über sich selbst hinauszuwachsen.

In den benannten Projekten haben sich Verantwortliche immer auch mit ihrem eigenen Leben eingelassen und wurden Teil des Ganzen. Konnte Jesus diesen hohen Anspruch nur fordern, weil er sich auch ganz eingelassen hat und als Gott Mensch wurde?

Kirche als Betroffenenbewegung

Mir gefiel der Gedanke, der im Laufe der Tage auftauchte, die Zeit auf dem Mont Sainte Odile als Laboratorium zu betrachten und zu erproben, wie Aushandlungsprozesse gestaltet werden könnten. Als Ergebnis derartiger Aushandlungsprozesse würde ich mir vorstellen, dass jede(r) vorkommt, dass jede(r) bekommt, was sie/er braucht, um das je eigene Charisma zu entfalten und jede(r) auch zum Wohl von anderen die eigenen Gaben einbringen und damit die/den andere(n) bereichern kann.

Die Runde des ersten Tages, der ich mich angeschlossen hatte, war dann für mich ein echtes Highlight. Das Thema der Gruppe habe ich längst vergessen. Was hängenblieb, war die Art und Weise des Umgangs miteinander. Wir kamen aus ganz unterschiedlichen Arbeitsfeldern, die wenig miteinander zu tun hatten. Jeder berichtete, was ihm in Bezug auf das Thema ganz persönlich auf dem Herzen lag. Die anderen hörten aufmerksam und achtsam zu, übersetzten das Gehörte auf ihr eigenes Arbeitsfeld und brachten ihre Erfahrungen mit ein. Vom Erleben war es, als würden durch dieses Aufeinander-Hören nicht nur Brücken, sondern ein gemeinsames größeres Ganzes entstehen. Ich fühlte mich „empfangen“ mit dem, was mir auf dem Herzen lag, und war bemüht, in gleicher Weise auch die anderen mit ihren Fragen ankommen zu lassen. Das Besondere war, dass trotz dieser großen Unterschiedlichkeit scheinbar jeder dem anderen etwas zu geben hatte.

Kirche, verstanden als geistliches Haus, das von lebendigen Steinen erbaut ist, heißt auch, dass jeder Einzelne „Betroffener“ ist. Egal, in welcher Position sich jemand befindet, sie/er ist immer auch lebendiger Baustein und damit „Betroffene/r“. Der Begriff „Betroffene“ stammt aus der Selbsthilfebewegung und gründet sich auf die „Kompetenz der Betroffenen“. „Betroffenenkompetenz“ meint die besondere Fähigkeit, die Menschen durch die Auseinandersetzung mit der eigenen Problematik entwickeln. Daraus erwächst ein Spektrum an Bewältigungsstrategien, die sowohl eine Hilfe darstellen, künftige eigene Probleme besser zu meistern, als auch dazu beitragen können, anderen Menschen in entsprechenden Lebenssituationen beizustehen. Das war's. Die erste Runde hatte genau diesen Charakter. Wir sprachen miteinander als Betroffene.

Im späteren Verlauf machte ich auch die am Anfang erwähnte Erfahrung von Ohnmacht, Sprachunfähigkeit und die Erfahrung, mich selbst als Person und mit

meinem Lebensthema am Rand zu erleben. Sobald es stärker um Visionen und Konzepte für die Kirche der Zukunft ging, wurde die Sprache zum Teil hochtheologisch und für mich als Nichttheologin nur noch schwer verständlich. Mir war es dann kaum noch möglich, etwas einzubringen.

Fazit

Aus diesem Erleben würde ich schließen, dass es verschiedene Ebenen braucht. Da es der Kirche vermutlich nicht an einer Hierarchie- und Strukturebene fehlt, will ich hier den Schwerpunkt auf die Betroffenenenebene legen.

Charakterisieren wir Kirche auch als Betroffenenbewegung, dann setzt dies eine Begegnung auf Augenhöhe voraus. Die spannende Frage dabei ist, inwieweit sich eine Betroffenenenebene mit der Ebene der Struktur und der Hierarchie verbinden lässt. Eine interessante Meinung vertritt hier Wittern, der als Professioneller Selbsthilfegruppen initiierte. Er beschreibt dabei die Aufgabe von Professionellen wie folgt: „Professionelle wurden nicht nur auf Wunsch einer Selbsthilfegruppe als Berater tätig, sondern nahmen von Anfang an als Experten mit Wissen und Autorität an den Gruppen teil“ (Wittern 1992, 116). Die Aufgabe der Professionellen sieht er darin „das Selbsthilfepotential zu aktivieren und die Gruppenkohäsion zu fördern“ (ebd., 117). Um beide Funktionen, die des Anleiters und die des Betroffenen, zu vereinen, verlangt er, dass der Helfer sein Expertenpodest verlässt und sich selbst als unvollkommene Person mit Schwächen und Schwierigkeiten in die Gruppe einbringt, um auf diese Weise als Modell förderlich zu wirken (vgl. ebd., 118). Zudem braucht es Personen, die Räume der Kommunikation organisieren und dafür sorgen, dass bei Zusammenkünften bestimmte Regeln eingehalten werden.

Übertragen wir diese Kriterien auf die Kirche, würde es bedeuten, dass Verantwortliche der Kirchenverwaltung und in Gemeinden ihre Fachkompetenz dahingehend einbringen, Dinge zu initiieren und Menschen zu aktivieren, während sie sich gleichzeitig auch auf eine Betroffenenenebene und damit auf Augenhöhe begeben und sich mit ihren persönlichen Anliegen einbringen. Das erfordert die Fähigkeit, eine professionelle Nähe zu leben, d. h. sich selbst einzubringen, ohne dabei die Distanz zu verlieren, die notwendig ist, um etwas anzuleiten

und korrigierend einzugreifen. Wer sich so einbringt und damit Teil des Ganzen wird, vermag es viel leichter.

Kirche braucht uns alle als Betroffene, weil wir Glieder an dem einen Leib sind und der Leib nur dann voll funktionsfähig ist, wenn alle Glieder ihren Platz einnehmen:

*Denn wie der Leib eine Einheit ist, doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich es viele sind, einen einzigen Leib bilden: So ist es auch mit Christus. Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie; und alle wurden mit dem einen Geist getränkt. Aber der Leib besteht nicht nur aus einem Glied, sondern aus vielen Gliedern. Wenn der Fuß sagt: Ich bin keine Hand, ich gehöre nicht zum Leib!, so gehört er doch zum Leib. Und wenn das Ohr sagt: Ich bin kein Auge, ich gehöre nicht zum Leib!, so gehört es doch zum Leib. Wenn der ganze Leib nur Auge wäre, wo bliebe dann das Gehör? Wenn es nur Gehör wäre, wo bliebe dann der Geruchssinn? Nun aber hat Gott jedes einzelne Glied so in den Leib eingefügt, wie es seiner Absicht entsprach. Wären alle zusammen nur ein Glied, wo bliebe dann der Leib? So aber gibt es viele Glieder und doch nur einen Leib. Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Ich bin nicht auf dich angewiesen. Der Kopf kann nicht zu den Füßen sagen: Ich brauche euch nicht. **Im Gegenteil, gerade die schwächer scheinenden Glieder des Leibes sind unentbehrlich. Denen, die wir für weniger edel ansehen, erweisen wir umso mehr Ehre und unseren weniger anständigen Gliedern begegnen wir mit mehr Anstand, während die anständigen das nicht nötig haben.** Gott aber hat den Leib so zusammengefügt, dass er dem geringsten Glied mehr Ehre zukommen ließ, damit im Leib kein Zwiespalt entstehe, sondern alle Glieder einträchtig füreinander sorgen. Wenn darum ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle anderen mit ihm. Ihr aber seid der Leib Christi und jeder Einzelne ist ein Glied an ihm.*

(1 Kor 12,12–27)

Vielleicht geht es weniger um Visionen und Strategien als vielmehr darum, zu organisieren, wie wir miteinander auf dem Weg sein können. Und vielleicht müssen wir in den Fokus des Interesses das Bemühen darum stellen, dass alle Glieder des Leibes ihren Platz einnehmen können.

Randgruppen sind, wie bei Paulus beschrieben, die schwächer scheinenden Glieder und, um in den Worten von Paulus zu bleiben, „weniger edel und weniger

anständig“, und doch sind sie „unentbehrlich“. Menschen am Rand sind sehr verletzt durch oft lange erlebte Stigmatisierung und Ausgrenzung. Sie werden den Weg in die Gemeinschaft der Glaubenden nicht schaffen, wenn wir uns nicht bemühen, sie in die Mitte zu nehmen. Kirche wird ohne sie und die Gaben, die sie einzubringen haben, nicht vollständig sein. In Bezug auf Verantwortliche würde ich behaupten, dass sie nicht nur in ihrer Funktion, sondern auch als Betroffene in der Kirche gebraucht werden.

Literatur:

Lüpke, Friedemann, Pädagogische Provinzen für verwahrloste Kinder und Jugendliche. Eine systematisch vergleichende Studie zu Problemstrukturen des offenen Anfangs der Erziehung. Die Beispiele Stans, Junior Republic und Gorki-Kolonie, Würzburg 2004.

Wittern, Jens-Olaf, Möglichkeiten der Starthilfe für Selbsthilfegruppen, in: Anken, Robert/Heyden, Thomas (Hg.), Wege zur Veränderung: Beratung und Selbsthilfe, Tübingen 1992, 109–121.

Eine FRAG-DICH-BOX für neuen missionarischen Schwung

Martin Fenkart

„Lassen wir uns die missionarische Kraft nicht nehmen!“

... erträumt und ersehnt Papst Franziskus in seinem Lehrschreiben *Evangelii gaudium* (109) und wünscht einen neuen missionarischen Frühling für die Katholische Kirche und all ihre Getauften. Erfüllt vom Wunsch, dass echte und innige Freude ein Erkenntnismerkmal der Christen von morgen sei, appelliert er an unseren Realismus und spricht nicht von Hindernissen, sondern vielmehr von Herausforderungen, die existieren, um überwunden zu werden. Ohne Heiterkeit und Wagemut – so Franziskus – und ohne hoffnungsvolle Hingabe jedoch wird es nicht möglich sein, diese „Challenge“ zu überwinden. Franziskus will mit seiner Kirche nicht in der Theorie steckenbleiben, sondern sie in eine neue Praxis begleiten. Und wenn wir den Spirit der großen Patronin der Mission, der kleinen heiligen Thérèse vom Kinde Jesu berücksichtigen, dann lässt sich ergänzen, dass man Herausforderungen bzw. das Hindernis eines großen Pferdes auch überwinden kann, indem man den Weg unter ihm hindurch wählt, anstelle mittels Stabhochsprung über das Ross zu gleiten. „Es gibt kein Hindernis für die Kleinen, sie rutschen überall durch“, meint Thérèse in diesem Zusammenhang, die für sich selbst den *Weg der Gottergebenheit* gewählt hat. Heute würde man zur leichteren Verdaulichkeit vielleicht von einem *Weg der Gelassenheit mit Gottes Geist* sprechen; zumindest klingt das für „Ohren 4.0“ deutlich „sexier“ als „gottergebenes“ Leben.

Mut zur einfachen Sprache und zum persönlichen Experiment der Einstellungsmodulation

Offen gestanden, manchmal kann man ihrer schon überdrüssig werden: der vielen kircheninternen Diskussionen über entscheidende Weichenstellungen der Kirche für eine bessere und der Zeit angemessenere „Pastoral“; nicht zuletzt

dann, wenn sie einer „idealisierten Vergangenheit“ nachtrauern. Dabei stelle ich mich nicht in die Reihe rückwärtsgewandter Reformverweigerer und bin davon überzeugt, dass Reformen für viele lokale Suchprozesse und Lernwege wichtig sind, die – ausgehend vom Geist des II. Vatikanums – die Zukunft der Kirche ganz neu ins Visier nehmen. Vielen Menschen ist es ein Herzensanliegen, dass wir grundlegend weiterkommen in der guten Kirchenentwicklung.

Über den globalen Blick hinter den Horizont der Pastoral hinaus ist es jedoch wichtig, nicht in der Experten-Theorieblase steckenzubleiben, und darüber hinaus ist es nötig, dass erste Reformen und Umkehrschritte stets auch bei mir selber im Kleinen ansetzen. Da liegen schon einmal die ersten relevanten Herausforderungen, die Papst Franziskus gemeint haben könnte, wenn es um einen geistlichen Erneuerungsprozess für die Kirche geht.

Bei allen laufenden Pastoralprozessen, beim Erschaffen neuer Seelsorgeeinheiten, ist es für viele noch irgendwie nachvollziehbar, dass an der Personal- oder Strukturschraube gedreht wird. Die dahinterliegenden spannenden und entscheidenden Fragen, was denn der Plan Gottes für seine Kirche heute ist und was das für mein persönliches Leben als Christ an Neuem bedeutet, welches traditionelle oder innovative Bild von Kirche wir in uns tragen und welche Reformen eingeleitet werden müssen – global oder zunächst bei mir selbst – muss mit vielen Menschen erst thematisiert werden. Im öffentlichen Diskurs vermisste ich die Achtsamkeit bei der Wahl der verwendeten Sprache, denn eine breite Öffentlichkeit fühlt sich persönlich nicht angesprochen, schaut und hört fragend und nicht verstehend zu, während wir umgestalten und mit unseren kirchlichen Begriffen im öffentlichen Raum fachsimpeln. Alleine das Wort „Pastoral“ sorgt bei vielen „Otto-Normal-Christen“ für Stirnrunzeln, weil sie nicht verstehen, was damit genau ausgedrückt werden soll. Es wird also wieder „Kirchisch“ gesprochen und das steht vielfach auch in einem gewissen Widerspruch zum vielersehten kirchlichen Aufbau einer Beziehungs- und Beteiligungskirche, bei der die Getauften befähigt und einbezogen werden sollen.

Eine wichtige Chance liegt nicht nur im selbstkritischen Hinterfragen, ob wir für „einfache Leute“ verständlich sind, sondern – über alle wichtigen Pastoralprozesse hinaus – im Experiment und Ausdruck des eigenen Lebens. Dass die freu-

dige, hoffnungsvolle und für das eigene Leben attraktive Botschaft des Christentums die Menschen von heute erreicht, hängt nicht zuletzt auch davon ab, ob es gelingt, diese für die Menschen in nächster Nähe hinter dem Gartenzaun zu übersetzen, verständlich, erlebbar und zugänglich zu machen und einladend von ihr zu erzählen. Mit wem stehe ich in welcher Beziehung? Wie beteilige ich mich am Leben der anderen und wie teile ich mein eigenes Leben mit ihnen? Da kommt der Gedanke an Viktor Frankls Einstellungsmodulation. Wenn man keine Möglichkeit hat, einen allgemeinen schwerfälligen Zustand von heute auf morgen zu ändern, zu verbessern oder anzupassen, so kann man immer noch die eigene Haltung zur vorherrschenden Situation justieren. Kurzum: Es geht darum, den persönlichen Freiraum für Möglichkeiten in der jeweiligen Situation zu erkennen und zu verwirklichen und sich nicht mit dem Argument zu Tode zu lamentieren, dass man an der bestehenden oder vorherrschenden kirchlichen Situation wenig zu verändern vermag, oder dass wir im Stillstand verharren müssten, weil wir als Kirche in der Selbstgefälligkeit und Selbstverwaltung ersticken.

Vom Hören auf Gottes Geist zur FRAG-DICH-BOX als Missionshilfe

Wenn Papst Franziskus von der Zukunft träumt und klarstellt, dass *Evangelii gaudium* programmatische Bedeutung hat, weil die Priorität für ihn auf der Evangelisierung der Welt liegt und nicht auf der Selbstbewahrung und Selbstverwaltung der Kirche (*Evangelii gaudium* 27), dann vertraut er vermutlich vor allem auf das Handeln und die Macht des Heiligen Geistes, der sich unserer Schwachheit annimmt (Röm 8,26). Schließlich geht es darum, dass wir im Hören auf den Geist Gottes die Apostelgeschichte im Heute weiterschreiben. Jedes einzigartige Leben – und sei es noch so klein – bietet der Christin und dem Christen nicht nur die Möglichkeit und Gelegenheit dazu, sondern auch den je eigenen Verantwortungsspielraum mit entsprechenden Pflichten und Rechten. Um im eigenen Leben Nägel mit Köpfen zu machen, lohnt es sich, den Dekalog der Gelassenheit von Johannes XXIII. im Gepäck dabeizuhaben. Da ist sie also wieder, die berühmte Gelassenheit, die zugegebenermaßen zumindest in meinem Leben ausbaubar ist. In einem 10-Punkte-Programm präsentiert der Konzilspapst einen Wegweiser für den Alltag zwischen Leben, Glück, Handeln, Planen, Vertrauen

und Realismus und meint: „Nur für heute werde ich mich an die Umstände anpassen, ohne zu verlangen, dass die Umstände sich an meine Wünsche anpassen.“ Eine weitere Einladung, uns auf die vorherrschende Wirklichkeit im Jetzt mit unserem ganzen Leben einzulassen und die Möglichkeiten eines missionarischen christlichen Lebens zu ergreifen, die in unserem eigenen Tun und Lassen liegen.

Auf der Suche nach einer beherzten christlichen Einstellung für jeden Tag, um an den entscheidenden Fragestellungen des eigenen missionarischen Lebens nicht vorbeizugehen oder sich gar billig vom Verkündigungsauftrag der Getauften herauszureden, tauchte die Idee auf, eine FRAG-DICH-BOX zu erfinden – eine kleine Box mit ständig erweiterbaren Fragen als Steighilfe bei der Gewissensforschung für eine einfache Missionarin, einen einfachen Missionar. Ein Kompass für persönliche Schritte in eine abenteuerliche Zukunft hinter dem Horizont, für Christinnen und Christen, die Lust haben, mit kleinen, vielleicht unsicheren Schritten loszulegen und etwas in ihrem Alltag zu wagen. Hinter dem Experiment verbirgt sich die Vermutung, dass eine erfüllte Zukunft nicht nur von großen Strukturprozessen abhängt, sondern ob es uns gelingt, in erster Linie passende Antworten auf entscheidende Fragen des Alltags zu finden. Mal sehen, ob die FRAG-DICH-BOX hilft zumindest der Ausreden-Schleife zu entgehen, dass so vieles leider nie wachsen konnte, weil es dafür immer irgendwelche Argumente gab.

FRAG-DICH-BOX:

1. Wann habe ich mich das letzte Mal gefreut? (Phil 4,4)
2. Was kann ich, mag ich und wie nutze ich meine Talente für die Mission?
3. Was will ich vermehren oder initiieren?
4. In welchen Bereichen bin ich ergänzungsbedürftig?
5. Von wem lasse ich mich persönlich ermutigen, begleiten, korrigieren?
6. Durch wen spricht mich Gott wie an?
7. Wer oder was ist mit Jesus Christus in mein Leben gekommen?
8. Wovon bin ich persönlich ergriffen und welche Botschaft drängt mich?
9. Wie und was lebe ich mit Gottes Heiligem Geist?
10. Welchen kleinen Erfolg habe ich zuletzt gefeiert?

11. Welche Bedeutung hat für mich meine Taufe? (Und wie ist das bei den Menschen in meinem Umfeld?)
12. Welche Veränderung steht in meinem Leben an, gibt es Trägheit?
13. Worin/woran erkenne ich meine Berufung?
14. Was will ich wirklich, wirklich in meinem Leben leben?
15. Welchen Weg wähle ich, wie und mit wem gehe ich ihn?
16. In welche Welt, mit welchen Fragen und Nöten bin ich gestellt?
17. Was bedeuten Freude, Hoffnung, Trauer und Angst meiner Nächsten für meinen persönlichen Auftrag in der Welt?
18. Welchen Beitrag leiste ich für Dialog, Solidarität und Frieden?
19. Was wächst schon oder was soll künftig wachsen?
20. Was steht in meiner Verantwortung und wofür setze ich mich ein?
21. An welchen Prozessen beteilige ich mich (nicht)?
22. Welche Beteiligungsprozesse starte ich selbst in meinem Leben/meinem Umfeld?
23. Welche Bedürfnisse und Sehnsüchte der Menschen umgeben mich und wie antworte ich darauf?
24. Wen kenne ich und welche Möglichkeiten ergeben sich daraus?
25. Wen lade ich zu Jesus ein?
26. Für welche neuen Freundschaften und Beziehungen bin ich offen und wen begleite ich wie?
27. Welche Botschaft möchte ich keinem Menschen vorenthalten?
28. Welche Haltungen bestimmen mein Evangelisieren?
29. Welche Formen und Inhalte wähle ich für mein Glaubenszeugnis?
30. Welchen Armen habe ich als Freund?
31. Wie und was teile ich mit anderen?
32. Wo und wie kann ich einfacher werden?
33. Wie steht es um meine eigene Gottesbeziehung?
34. Was lässt mich zweifeln und wozu hilft mir das?
35. Wie schaut mein Gebet aus und was nährt es?
36. Für wen verpflichte ich mich im Gebet?
37. Welche Orte und Plätze in meinem Leben haben welche Kraft und welchen Stellenwert?
38. Welches Bibelwort spricht mich an und zu was?
39. Welchem Kirchenbild diene ich mit Hingabe und Mut?

40. Wie gehe ich mit anderen Kirchenbildern um?
41. Für welche Reformen meiner Kirche bringe ich Geduld auf und setze mich konstruktiv dafür ein?
42. Was steigert in mir missionarischen Schwung oder was raubt ihn mir?
43. Warum, wie und mit wem lebe ich überhaupt die Mission?
44. Welche Türe kann ich wem zum Leben öffnen?
45. Wie lebe ich christliche Gemeinschaft?
46. Wen binde ich in die Unterscheidung wichtiger Entscheidungen ein?
47. Wie wachsen in mir Glaube, Hoffnung, Liebe, Treue ...?
48. Mit wem und wann tausche ich mich über mein Christsein aus?
49. Wie engagiere ich mich im Dienst an den Armen oder in den Gottesdiensten?
50. Wie kann ich Interesse wecken für eine Kirche, die aus sich hinausgeht und das Gespräch mit den Menschen sucht?

50 einfache Fragen. Ein kleiner, unbedeutender Versuch damit zu beginnen, nicht stehenzubleiben auf dem christlichen Weg, den Papst Franziskus mit seiner Sehnsucht überschreibt: „Lassen wir uns die missionarische Kraft nicht nehmen!“ Es gibt absolut keinen Anspruch auf Ausgewogenheit oder Treffsicherheit in einem solchen Fragenkatalog. Er versteht sich vielmehr als Einladung an jede/n Einzelne/n, sich am besten all jene Fragen zu stellen, die ihr/ihm Gottes Geist heute eingibt, damit die freudige Botschaft sich weiterhin verbreite.

Autorenverzeichnis

Klemens Armbruster ist Pfarrer und Dozent im Geistlichen Zentrum St. Peter/Schwarzwald im Erzbistum Freiburg.

Thomas Berger-Holzknicht ist Referent im Pastoralamt und Leiter des Teams Entwicklung in der Diözese Feldkirch/Österreich.

Dr. Arnd Bünker ist Direktor des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts in St. Gallen und Titularprofessor an der Theologischen Fakultät der Universität Fribourg/Schweiz.

Dr. Valentin Dessoy, Diplomtheologe und Diplompsychologe, ist Geschäftsführer von *kairos. Coaching, Consulting, Training* mit Sitz in Mainz.

Dr. Michael Dörnemann ist Leiter des Dezernats Pastoral des Bischöflichen Generalvikariats Essen.

Lissy Eichert ist Pastoralreferentin der Pfarrei St. Christophorus in Berlin-Neukölln, Erzbistum Berlin.

Dr. Ulrich Feeser-Lichterfeld ist Professor für Praktische Theologie mit dem Schwerpunkt Praxisforschung, Praxisbegleitung und Pastoralpsychologie an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen am Standort Paderborn.

Martin Fenkart ist Leiter des Pastoralamts der Diözese Feldkirch in Österreich.

Dr. Christian Hennecke ist Leiter der Hauptabteilung Pastoral des Bischöflichen Generalvikariats Hildesheim.

Dr. Markus-Liborius Hermann ist Referent für Evangelisierung und missionarische Pastoral der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) der Deutschen Bischofskonferenz mit Sitz in Erfurt.

Maria Herrmann ist Referentin im Ökumenischen Projekt Kirche² im Bistum Hildesheim.

Dr. Peter Hundertmark ist Leiter des Referats Spirituelle Bildung/Exerzitienwerk des Bischöflichen Ordinariats Speyer.

Dr. Tobias Kläden ist Referent für Pastoral und Gesellschaft und stellvertretender Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP).

P. Hermann Kügler SJ ist Leiter der Offenen Tür in Mannheim, Erzbistum Freiburg.

Angelika Lang ist Diplomsoziologin und Kriminologin und arbeitet als Gefängnisseelsorgerin in der Justizvollzugsanstalt (JVA) Dresden.

Christopher Maaß ist Referent für die Geistliche Begleitung im pastoralen Prozess „Wo Glauben Raum gewinnt“ im Erzbischöflichen Ordinariat Berlin.

Sebastian Mutke ist Diözesanreferent für Männerpastoral im Bischöflichen Generalvikariat Osnabrück.

Elisabeth Neuhaus ist Leiterin der Hauptabteilung Pastoral und Verkündigung im Bischöflichen Ordinariat Dresden-Meißen.

Elaine Rudolphi ist Pastorale Mitarbeiterin in der Pfarrei St. Katharina in Bremen, Bistum Osnabrück.

Dr. Brigitta Sassin ist Referentin für muttersprachliche Gemeinden und christlich-islamischen Dialog in der Fachstelle für katholische Stadtkirchenarbeit in Frankfurt a. M., Bistum Limburg.

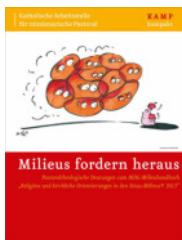
Dr. Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP).

Dr. Steffen Schramm ist Leiter des Instituts für kirchliche Fortbildung der Evangelischen Kirche der Pfalz in Landau.

Theres Spirig-Huber ist Theologin und Supervisorin und freiberuflich u. a. als spirituell-therapeutische Begleiterin tätig.

Dr. Jochen Wagner ist Pastor und Gemeindegründer sowie Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Region Südwest.

Alle Bände unserer Reihe **KAMP kompakt** sind auf unserer Website unter www.kamp-erfurt.de/downloads frei zugänglich, zum Teil liegen auch noch Druckfassungen vor. Bisher sind erschienen:



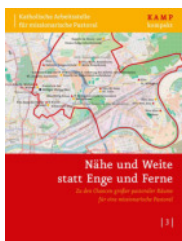
Milieus fordern heraus. Pastoraltheologische Deutungen zum MDG-Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus® 2013“

Band 1 befasst sich mit einer pastoraltheologischen und religionssoziologischen Deutung der aktuellen „Sinus-Kirchenstudie“.



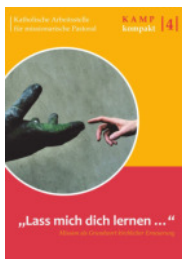
Gefragt und hinterfragt. Religiös-weltanschauliche Pluralität und die neuen Bedingungen des Glaubens

Band 2 präsentiert eine Tour d’Horizon durch die Vielfalt von Religion in der deutschen Gegenwart und bietet so einen Einblick in die sich wandelnde Rolle von Religion innerhalb der Gesellschaft.



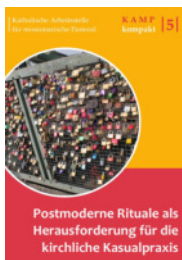
Nähe und Weite statt Enge und Ferne. Zu den Chancen großer pastoraler Räume für eine missionarische Pastoral

Band 3 fragt nach den Chancen, die vergrößerte pastorale Räume für eine missionarische Pastoral bieten können. Die Broschüre präsentiert die Ergebnisse einer Pilotstudie der KAMP.



„Lass mich dich lernen ...“. Mission als Grundwort kirchlicher Erneuerung

Band 4 entfaltet Mission als Grundwort kirchlicher Erneuerung. Es geht um ein Verständnis des „Missionarischen“ als Entwicklung einer lernenden Kirche.



Postmoderne Rituale als Herausforderung für die kirchliche Ritualpraxis

Band 5 nimmt die Beiträge der Tagung der gleichnamigen Tagung im April 2016 auf, führt angestoßene Impulse weiter und macht deren Diskurs zugänglich.

